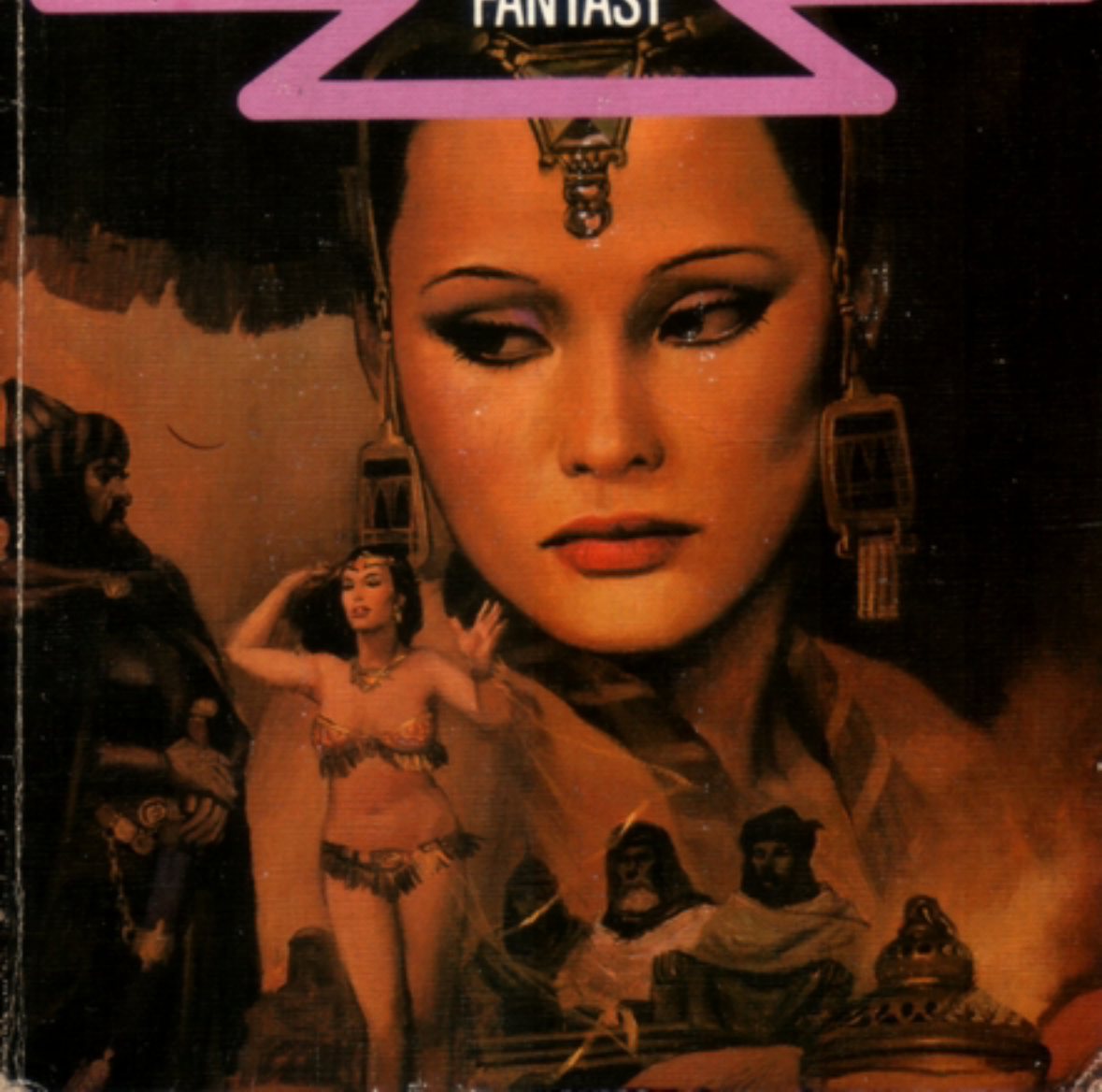


HEYNE
BÜCHER

JOHN NORMAN

Die Stammeskrieger von GOR

FANTASY



John Norman

Die Stammeskrieger von Gor

Band 10 des Gor-Zyklus

SCANNED BY WALDSCHRAT

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Nr. 06/3559

Titel der amerikanischen Originalausgabe
TRIBESMEN OF GOR
Deutsche Übersetzung von Thomas Schlück
Das Umschlagbild schuf Vincente Segrelles / Norma

Redaktion: F. Stanya
Copyright © 1976 by John Lange
Copyright © 1977 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH, München
Printed in Germany 1985
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Gesamtherstellung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-31184-1

Drei Reihen goldener Glöckchen klimperten am linken Fußgelenk des Mädchens.

Der Fußboden der großen Halle, eine mit kostbaren Mosaiken ausgelegte schimmernde Fläche, war eine einzige riesige Landkarte. Ich beobachtete das Mädchen. Sie war leicht in die Knie gegangen. Ihr Gewicht ruhte auf den Hacken, so daß ihre Hüften frei schwingen konnten. Die Brüste hatte sie emporgereckt, während die Schultern entspannt herabhingen. Sie sah uns nicht an. Das dunkle Haar fiel ihr lang über die Schultern herab.

»Es gibt vieles, was ich noch nicht verstehe«, sagte Samos zu mir. Ich griff nach einer Larmascheibe und biß hinein. »Aber«, fuhr Samos fort, »ich halte es für wichtig, daß wir die Wahrheit erkennen.«

Ich betrachtete die weitläufige Landkarte auf dem Fußboden des Saals. In der Ferne, im hohen Norden, vermochte ich den Axtgletscher von Torvaldsland zu erkennen, sowie Hunjer, Skjern und Helmutsport, tiefer im Süden Kassau und die riesigen grünen Wälder, den Fluß Laurius, und Laura und Lydius, und in der Nähe die Inseln, unter denen Cos und Tyros hervorstachen. Ich erblickte das Voskdelta und Port Kar und im Binnenland Koroba, die Türme des Morgens; ich sah die Stadt Thentis in den Bergen von Thentis, und im Süden unter vielen anderen Städten Tharna mit den gewaltigen Silberbergwerken; ich sah die Voltai-Berge und das Herrliche Ar und den Cartius und ganz tief im Süden Turia und an der Küste des Thassa die Inseln Anango und Iando, dahinter an der Küste die Freihäfen von Schendi und Bazi. Hunderte von Städten waren auf der Karte verzeichnet, zahlreiche Halbinseln und Landzungen, unzählige Flüsse, Binnenseen und Meere.

»Vielleicht irrst du dich«, sagte ich. »Vielleicht steckt gar nichts dahinter.«

»Vielleicht«, erwiderte er lächelnd.

In den Ecken des Zimmers standen bewaffnete Wächter.

Das Mädchen trug goreanische Tanzseide, rot, durchsichtig,

verführerisch. An den Armen trug sie zahlreiche Reifen und Ringe. An Daumen und Zeigefinger beider Hände hingen goldene Handzimbeln. Um ihren Hals lag ein Metallkragen.

»Du hast Informationen?« fragte ich und griff nach einer neuen Larmascheibe.

»Ja«, sagte Samos. »Aber nichts Konkretes.«

»Vielleicht ist die Sache nicht weiter wichtig.«

»Kann sein«, räumte er ein.

»Die Kurii, die Anderen«, sagte ich, »sind doch ziemlich ruhig gewesen, nachdem die Invasion der eingeborenen Kurii in Torvaldsland zum Stillstand gebracht wurde.«

»Vor einem stummen Feind muß man sich besonders in acht nehmen«, sagte Samos und klatschte in die Hände. Sofort begann das Mädchen zu tanzen. Ich betrachtete die Münzketten, die sich schimmernd um ihre Hüften zogen. Der Feuerschein spiegelte sich prachtvoll darin. Den Kopf hatte sie abgewandt, als sei sie unwillig, uns ihre Schönheit darzubieten.

»Komm mit«, sagte Samos.

Ich leerte meinen Pagakelch.

Er grinste mich an. »Du kannst sie später haben«, sagte er. »Sie wird den ganzen Abend hier sein. Ich werde sie dir in deine Gemächer schicken. Sie ist eine Wonne.«

Samos trat hinter dem niedrigen Tisch hervor. Er nickte seinen treuen Gefährten zu. Zwei hübsch gekleidete Sklavinnen wichen mit gesenkten Köpfen vor ihm zurück.

In einer Ecke hockte eine zusammengekauerte Gestalt ein bleichhäutiges blondes Mädchen, das einen verschreckten Eindruck machte. Sie war an Händen und Füßen mit schwarzen Lederriemen gefesselt und wurde von zwei Männern bewacht. Ihre ganze Haltung zeugte von Starrheit und Verkrampfung, wie man es bei den meisten irdischen Frauen findet. Wie die meisten ihrer Gattung war sie unmerklich, doch nachdrücklich von der irdischen Kultur dazu gezwungen worden, die natürliche organische Süße ihres Körpers zu unterdrücken, zu verbergen, zu leugnen, sich einer formellen, geregelten physischen Geschlechtslosigkeit hinzugeben - jener verkrampften weiblichen Zurückhaltung und Beherrschung, wie sie in einer mechanistischen, technologischen Gesellschaft so gern gesehen wird. Menschen bewegen sich in einer technisierten Welt anders als in einer von der Natur bestimmten Umgebung. Nur wenige Menschen machen sich diese Unterschiede

klar. Ich musterte das Mädchen. Sie war verängstigt und voller Kummer. »Sag ihr, sie soll sich eine echte Frau ansehen«, sagte Samos. »Sie soll es lernen, eine Frau zu sein!« Er deutete auf die goreanische Tänzerin. Das Mädchen war noch nicht lange auf Gor. Samos hatte sie auf Teletus gekauft, für vier Silbertarsks, als ein Mädchen von vielen. Sie hatte zum erstenmal die Sklavengehege verlassen dürfen, befand sich hier zum erstenmal in Samos' Haus. Am linken Schenkel schimmerte frisch ihr Brandzeichen. Ein einfaches Eisenband war ihr um den Hals geschmiedet worden das Zeichen ihrer Unterwerfung und Zugehörigkeit zu Samos. Sie war ein armseliges Geschöpf, nicht viel wert. Doch beim genaueren Hinsehen entging mir nicht, daß sie einige vielversprechende Ansätze zeigte. Vielleicht konnte man noch einiges mit ihr anfangen. Das blonde Mädchen starrte entsetzt auf die Tänzerin. »Sieh sie dir an, Sklavin!« sagte ich auf Englisch. »So tanzt eine echte Frau!« Auf der Erde hatte das Mädchen Priscilla Blake-Allen geheißen. Sie stammte aus Amerika. Hier jedoch war sie der namenlose Besitz eines Sklavenhändlers, hier teilte sie das Schicksal vieler hundert Mädchen in den Gehegen unter uns.

Die Tänzerin bewegte sich gemessen im Takt der Musik. Sie verstand sich perfekt auf das Tanzen. Im Augenblick wand sie sich auf dem >Sklavenpflock<, der sie an Ort und Stelle festhielt. Natürlich ist sie an diesen Pflock nicht in Wirklichkeit geschmiedet, doch wenn eine Tänzerin gut ist, kann sich der Zuschauer diesen Pfahl tatsächlich vorstellen. Das Mädchen tanzt, als ob eine schlanke, biegsame Stange ihren Körper hielte. Um diesen hypothetischen Schwerpunkt bewegt sie sich tanzend, sich windend, sich der eingebildeten Erscheinung manchmal voller Ekstase hingebend, manchmal dagegen ankämpfend, ohne jedoch davon loszukommen. Durch diesen Tanz wird eine unglaubliche sinnliche Spannung geschaffen, die vom Körper der Tänzerin ausgeht und von den Zuschauern erfaßt wird. Ich hörte die Männer an den Tischen voller Begeisterung rufen. Die Hände der Sklavin bewegten sich über ihre Schenkel. Ärgerlich starrte sie die Männer an, doch sie bewegte sich immer weiter. Ihre Schultern hoben und senkten sich, die Hände strichen über Brüste und

Schultern, ihre Hüften zuckten. Im nächsten Augenblick schwieg die Musik, und auch die Sklavin stand starr.

»Du mußt lernen, eine Frau zu sein«, sagte ich zu dem blonden Mädchen von der Erde.

»Niemals!« zischte sie auf Englisch.

»Du bist nicht mehr auf der Erde«, erwiderte ich. »Man wird dir alles Nötige beibringen. Die Lektion kann angenehm oder schmerzhaft ausfallen, aber du wirst sie schlucken.«

»Das ist alles so entwürdigend!« sagte sie.

»Du wirst es lernen, dich sinnlich zu bewegen wie eine Frau.«

»Niemals!« schluchzte sie und bäumte sich in den Fesseln auf.

»Du bist eine Sklavin«, sagte ich. »Du bist Eigentum deines Herrn. Er wird dich zwingen, eine Frau zu sein eine andere Möglichkeit gibt es für eine goreanische Sklavin nicht. Auf der Erde hattest du die Unterstützung der Gesellschaft, ein Ergebnis jahrhundertelanger Ausrichtung auf die Frau. Dort konnte dich ein Mann nicht einmal unhöflich behandeln, ohne daß du geflohen wärest oder die Gerichtsbarkeit angesprochen hättest; hier aber mußt du ohne die Hilfe der Gesellschaft auskommen. Die Gesellschaftsstruktur Gors ist allein auf deinen Herrn ausgerichtet. Du hast keine Zuflucht, bist du doch eine Sklavin. Die Goreaner sind keine Erdenmänner. Sie sind stolz und erbarmungslos, und sie werden dich unterwerfen!«

Die Tänzerin stöhnte auf. Noch immer befand sie sich in der Gewalt des Sklavenpflocks, dessen hilflose Gefangene sie zu sein schien.

»Du vermagst dich noch nicht so zu bewegen wie sie«, sagte ich zu dem blonden Mädchen. »Doch Muskeln lassen sich ausbilden. Man wird dir beibringen, sich wie eine Frau zu bewegen.«

In diesem Augenblick schnipste Samos mit den Fingern und befreite die Tänzerin damit von dem imaginären Sklavenpflock. Langsam drehte sich das Mädchen herum, löste den Schleier von ihrer linken Hüfte und tanzte im Kreis. Sie streifte den durchsichtigen Stoff von der linken Schulter, wo er unter dem Gurt ihres Büstenhalters gesteckt hatte. Sie schwenkte mit ausgebreiteten Händen den Schleier und tanzte. Dann sah sie uns mit dunklen Augen über den Rand des Stoffs hinweg an.

Nach einem letzten Blick auf das blonde Mädchen, das den Tanz mit weit aufgerissenen Augen verfolgte, verließ ich hinter Samos den Raum.

»Sie muß Goreanisch lernen«, sagte der Sklavenhändler, »und zwar schnell.«

»Die Peitsche wird ihr dabei helfen«, versicherte ich.

»Du hast nicht viel von ihr erfahren?« erkundigte sich Samos.

Ich hatte das Mädchen verhört, als sie in Samos' Haus gebracht wurde.

»Ihre Geschichte«, sagte ich, »ähnelt den Aussagen vieler anderer Mädchen. Entführung, Transport nach Gor, Sklaverei. Sie hat keine Ahnung. Noch begreift sie nicht, was der Sklavenkragen wirklich bedeutet.«

Samos stimmte das unangenehme Lachen eines Sklavenhändlers an.

»Eine Bemerkung des Mädchens scheint mir allerdings interessant zu sein«, fuhr er fort, während er mir durch einen breiten Korridor voranging. Wir kamen an einer Sklavin vorbei, die bei unserem Anblick auf die Knie sank und den Kopf senkte.

»Die Sache scheint ein Zufall zu sein«, sagte ich, »ohne Bedeutung.«

»Sie mag für sich gesehen bedeutungslos sein«, sagte er. »Doch im Zusammenhang mit anderen Aspekten erweckt die Aussage doch eine gewisse Besorgnis in mir.«

»Du meinst die englisch gesprochene Bemerkung eines Wächters, die das Mädchen zufällig mitbekommen hat daß die Sklavenschiffe nach Gor zurückkehren sollen?«

»Ja«, sagte Samos. Als ich das Mädchen in den Sklavengehegen verhörte, wobei ich sie zwang, sich an jede noch so unwichtig scheinende Einzelheit zu erinnern, waren ihr diese Worte eingefallen, die mir rätselhaft und beunruhigend vorkamen. Ich hatte nicht viel damit anfangen können, doch Samos hatte sich sofort besorgt gezeigt.

Natürlich wußte er mehr als ich über die Machenschaften der Anderen, der Kurii, auf der einen Seite, sowie der Priesterkönige auf der anderen. Als die Bemerkung ausgesprochen wurde, war das Mädchen gerade erst auf Gor eingetroffen, schläfrig, halb betäubt. Sie hatte in einer Reihe mit anderen irdischen Mädchen gefesselt im frischen goreanischen Gras gelegen. Sie hatte kaum gespürt, wie man sie herumdrehte, anhob und an einen anderen Platz in der Reihe trug eine Position, die gewöhnlich durch die Körpergröße bestimmt wurde. Normalerweise führen die größten Mädchen eine Sklavenkette an. Man hatte sie wieder ins Gras geworfen und klickend am linken Handgelenk

neu an die Kette angeschlossen. Ein Mann hatte daneben gestanden und etwas in ein Buch geschrieben.

Als man ihr den Identifikationsreif abnahm, hatte der Mann mit dem Ring etwas zu dem Mann mit dem Buch gesagt, und die Eintragung war vorgenommen worden. Als die Mädchen fertig angekettet waren, hatte der Mann mit dem Buch ein Papier unterschrieben, das dem Kapitän des Sklavenschiffs übergeben wurde. Offensichtlich handelte es sich um eine Quittung für gelieferte Ladung. Die Ladeliste hatte offenbar gestimmt. In diesem Augenblick hatte der Mann mit dem Buch den Kapitän gefragt, ob er bald zurückkehren werde. Der Mann mit dem Buch sprach mit goreanischem Akzent, während der Kapitän diese Sprache nicht beherrschte. Soweit sie sich erinnerte, hatte der Kapitän erwidert, daß er nicht wisse, wann er zurückkehren würde; er habe vielmehr die Nachricht erhalten, daß es vorerst keine neuen Flüge geben werde, bis neue Befehle einträfen.

Anschließend bekam sie mit, wie das Schiff startete, und dann hatte sie das Gras unter ihrem Körper gespürt und die Kette, die auf ihren Beinen lastete, und den Stahl des Armreifs. Die Kette hatte sich bewegt, als sich die Mädchen zu ihrer Rechten zu rühren begannen. Die Gefangenen lagen im Schatten einiger Bäume und waren aus der Luft nicht zu sehen. Sie durften nicht aufstehen. Miß Priscilla Blake-Allen hatte es nicht gewagt zu schreien; ein anderes Mädchen, das die Stimme erhob, wurde auf der Stelle geknebelt und grausam ausgepeitscht. Nach Einbruch der Dunkelheit waren die Mädchen zu einem Wagen getrieben worden. Sie standen alle unter einem Schock, einige verloren die Besinnung.

»Warum«, sagte Samos, »sollten die Sklavenschiffe mir ihren Flügen aufhören?«

»Steht eine Invasion bevor?« fragte ich

»Das ist unwahrscheinlich«, meinte Samos. »Wenn eine Invasion geplant würde, müßten die Sklavenflüge doch weitergehen. Die Einstellung dieser Flüge würde den Priesterkönigen sofort auffallen. Es kann nicht im Interesse der Anderen sein, kurz vor einem Großangriff eine Atmosphäre der Nervosität und verstärkten Wachsamkeit zu schaffen.«

»Damit hast du wahrscheinlich recht«, räumte ich ein, »es sei denn, die Kurii nehmen an, eine solche Maßnahme würde die Priesterkönige gehörig aus dem Tritt bringen die das Manöver

ein wenig zu offenkundig finden könnten, um es als Präludium zu einem offenen Angriff zu interpretieren.«

»Sicher werden die Herrscher über das Sardargebirge auch diese Möglichkeit bedenken«, sagte Samos.

Ich zuckte die Achseln. Mein Besuch im Sardargebirge lag lange zurück.

»Die Bemerkung mag darauf hindeuten, daß eine Invasion vorbereitet wird«, sagte Samos. »Andererseits glaube ich nicht, daß die Kurii, die immerhin sehr vernünftig denken, einen Krieg riskieren, wenn sie nicht ziemlich sicher sind, die Auseinandersetzung auch gewinnen zu können. Ich vermute, daß sie sich über die wahre Lage noch nicht im klaren sind. Die Organisation der eingeborenen Kurii, die ein ausgezeichneter Geheimdienst gewesen wären, hat ihnen leider nur wenige Informationen gebracht.«

Ich lächelte. Die Invasion der eingeborenen Kurii aus dem Norden, Überlebende und Nachkommen von Kurii aus Raumschiffen, war in Torvaldsland zum Stillstand gebracht worden.

»Ich glaube«, sagte Samos, »es geht um etwas anderes als eine Invasion.« Er sah mich grimmig an. »Ich glaube, hier wird etwas ausgebrütet, das eine Invasion überflüssig macht.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte ich.

»Ich bin sehr besorgt«, fuhr Samos fort.

Ich blickte ihn von der Seite an. Diese Stimmung kannte ich bei ihm nicht. Ich musterte das eckige Gesicht, das vom Wind und Salz des Thassa gezeichnet war, die klaren Augen, das kurzgeschnittene weiße Haar, die kleinen Goldringe in den Ohren. Sein Gesicht wirkte seltsam bleich. Ich wußte, daß er sich gegen hundert Schwerter zu Wehr setzen konnte.

»Was könnte eine Invasion überflüssig machen?«

»Ich bin sehr besorgt«, wiederholte Samos. »Folge mir.«

Wir setzten unseren Weg durch verschiedene Korridore fort. Wir stiegen über mehrere Treppen in die Tiefe. Nach einiger Zeit wurden die Wände feucht, und ich vermutete, daß wir uns unterhalb der Kanäle befanden.

Wir kamen an verriegelten und bewachten Türen vorbei. Lösungsworte, die sich je nach Stockwerk und Gebäudeteil unterschieden, wurden ausgesprochen und bestätigt. Die Lösungen wurden täglich neu ausgegeben. Auf unserem Wege zu dem mir unbekannten Ziel kamen wir an Sklavengehegen vorbei, von denen einige recht bequem angelegt waren, während andere, für einfache Sklaven bestimmt, keinerlei Komfort

aufwiesen. Wir kamen durch zwei Schulungsräume, von einem Korridor ging es in eine Krankenabteilung ab, dann ein Übungszimmer und die Brandkammer, in der erhitzte Brandeisen qualmten. Es stank nach verbranntem Fleisch.

Männliche Sklaven starrten uns düster nach, die Sklavinnen wichen gewöhnlich zurück. Ein Mädchen streckte die Arme zwischen den Gitterstäben hindurch. »Ich möchte an einen Mann verkauft werden!« flehte sie. »Verkauft mich!« Ein Wächter schlug mit einer Lederpeitsche gegen das Gitter, mit einem Aufschrei zog sie die Arme in die Zelle zurück.

»Sie ist noch nicht heiß genug für den Block«, sagte ich.

Samos gab mir recht.

Hätte sie sich mit ganzer Kraft gegen die Stäbe gestemmt, bereit, die Peitschenhiebe auf sich zu nehmen, nur um den Körper eines Wächters zu berühren, dann wäre sie vielleicht bereit gewesen. Oft werden die Mädchen bebend vor Leidenschaft in die Auktion geschickt. Ich habe sie bei solchen Gelegenheiten unter der leisesten Berührung durch den Auktionator erschauern sehen. Oft werden sie hinter dem Block noch stark sexuell erregt, doch nicht befriedigt, so daß sie in einem Zustand grausamster Frustration zum Verkauf kommen. Ihre Versuche, die Käufer auf sich aufmerksam zu machen, sind dann zuweilen phantastisch. Ich habe Mädchen erlebt, die der Auktionator förmlich mit der Peitsche von sich abwehren mußte, um sie richtig zur Schau zu stellen. Bei diesen Mädchen handelt es sich in den meisten Fällen um Sklavinnen, die bereits einen Herrn und über einen längeren Zeitraum Verkehr gehabt hatten. Andere, die zum erstenmal zur Versteigerung kommen, haben meistens noch keinen Begriff von ihrer Sexualität - etwas, das sie nur erfahren können, wenn sie hilflos in der Gewalt ihres Sklavenherrs leben müssen und seinen Launen und Gelüsten ausgeliefert sind.

»Hier«, sagte Samos am Ende des Korridors, der in der untersten Etage seines riesigen Hauses zu liegen schien. Er äußerte ein Losungswort durch eine breite metallverstärkte Tür. Langsam wurde uns der Weg freigegeben. Hinter der Tür erstreckte sich ein weiterer Korridor, der aber ziemlich kurz war. Es war dunkel und feucht. Samos nahm dem Wächter eine Fackel ab und ging zu einer der Türen. Er starrte durch den winzigen Schlitz in der Tür. Dann ließ er den Riegel zurückgleiten, bückte sich und betrat den Raum.

Ein widerlicher Gestank schlug uns entgegen.

»Was hältst du davon?« fragte Samos.

Er hielt die Fackel in die Höhe.

Das angekettete Geschöpf bewegte sich nicht. Samos nahm von der Schwelle einen Stock, mit dem der Wärter Wasser und Nahrung über den Boden schob.

Das Wesen schlief oder war tot. Ich hörte keinen Atem.

Plötzlich huschte eine Urt auf einen Spalt in der Wand zu und verschwand darin.

Samos berührte das unheimliche Geschöpf mit dem Stock. Plötzlich regte sich das Ungeheuer und biß mit funkelnden Augen den Stock in der Mitte durch. Dann stemmte es sich mit seinen ganzen achthundert Pfund gegen die sechs Ketten, die es an der Wand festhielten. Die Ketten ruckten immer wieder in den Ringen, die tief in die Mauer eingelassen waren. Das Ungeheuer versuchte nach uns zu beißen. Am Ende der sechszehigen Beine des Wesens wurden Krallen ausgefahren und verschwanden wieder. Ich betrachtete die flache ledrige Schnauze, die schwarzen Augen mit den gelben Pupillen, die Ohren, die flach am Kopf anlagen, das breite, zahngesäumte Maul, das groß genug war, um einem Menschen den Kopf von den Schultern zu reißen. Ich hörte die Ringe in den Wandhalterungen knirschen. Doch sie hielten dem Ansturm stand. Nur zögernd nahm ich die Hand vom Schwertgriff.

Das Ungeheuer lehnte sich schließlich an die Wand und beobachtete uns. Träge blinzelte es im Licht der Fackel.

»Dies ist das erste lebendige Exemplar, das ich zu Gesicht bekommen habe«, sagte Samos

Vor längerer Zeit hatte er einmal den Kopf eines solchen Wesens auf einem Pfahl gesehen in den Ruinen einer Halle in Torvaldsland. »Ein Kur«, sagte er.

»Ja«, erwiderte ich, »ein ausgewachsener Kur.«

»Ein großes Exemplar, nicht wahr?«

»Ja doch ich habe schon viel größere Kurii gesehen.«

»Soweit wir bestimmen können«, sagte Samos, »ist dieses Geschöpf nur ein Tier und besitzt keinen Verstand.«

Ich lächelte.

Das Geschöpf war an sechs Stellen festgekettet, an den Hand und Fußgelenken, um die Hüfte und um den Hals. Jede einzelne Kette hätte einen Bosk oder einen Larl im Zaum gehalten.

Der Kur fauchte und öffnete das zahnbewehrte Maul.

»Wo hast du ihn gefangengenommen?« wollte ich wissen.

»Ich habe ihn Jägern abgekauft«, sagte Samos. »Der Kur wurde südöstlich von Ar gefangengenommen. Er bewegte sich in südöstlicher Richtung.«

»Das kommt mir unwahrscheinlich vor«, sagte ich. Nur wenige Goreaner würden sich in diese Richtung wenden.

»Damit hast du recht«, sagte Samos. »Aber ich kenne den Anführer der Jägertruppe. Seine Auskünfte waren eindeutig. Bei der Gefangennahme des Kur sind sechs Männer ums Leben gekommen.«

Das Ungeheuer musterte uns gelassen.

»Aber was hatte ein Kur an einem solchen Ort zu suchen?« fragte ich.

»Vielleicht ist er wahnsinnig?« meinte Samos.

»Was könnte ein Kur mit einem solchen Ausflug bezwecken?« fragte ich.

Samos zuckte die Achseln. »Wir haben uns mit ihm nicht verständigen können«, sagte er. »Vielleicht besitzen nicht alle Kurii einen Verstand. Vielleicht ist dieser einfach nur ein gefährliches Tier und weiter nichts.« Ich starrte dem Wesen in die Augen. Es hob leicht die Lippen. Ich lächelte.

»Wir haben den Kur geschlagen«, sagte Samos. »Wir haben ihn ausgepeitscht und mit Stangen traktiert. Wir haben ihm die Nahrung verweigert.«

»Folter?«

»Auf Folterungen hat er nicht reagiert«, sagte Samos. »Ich glaube, er besitzt keinen Verstand.«

»Was wolltest du mit deiner Wanderung erreichen?« fragte ich das Geschöpf. »Welchen Auftrag hattest du in jener Gegend?«

Das Ungeheuer schwieg.

Ich stand auf.

»Wir wollen in den Saal zurückkehren«, sagte ich.

»Wie du willst«, erwiderte Samos.

Wir verließen den Raum.

Als wir den großen Saal betraten, wurden wir mit erhobenen Kelchen begrüßt. Zwei Krieger führten ein dunkelhäutiges Sklavenmädchen herein.

Sie hatte langes schwarzes Haar. »Ein Botenmädchen«, sagte einer der Männer.

Samos warf mir einen kurzen Blick zu. Dann wandte er sich an einen Mann an der Tafel, der das Gewand eines Arztes trug. »Verschaff uns die Nachricht.«

Und er drehte sich zu dem Mädchen um. »Wem gehörs du?« fragte er. »Dir, Herr.« Es ist üblich, daß das Mädchen dem Empfänger der Botschaft zum Geschenk gemacht wird.

»Wem hast du gehört?«

»Ich wurde anonym in den öffentlichen Gehegen von Tor gekauft«, sagte sie.

»Wie heißt du?«

»Veema, wenn es dem Herrn recht ist.«

»Welche Nummer hattest du in den torianischen Gehegen?«

»87432«, erwiderte sie, »Herr.«

»Dann weißt du also nicht, von wem die Nachricht kommt.«

»Nein«, erwiderte sie.

Der Arzt hob das lange Haar des Mädchens und setzte ein Rasiermesser an. Samos machte mich unterdessen auf einen Mann aufmerksam, der am unteren Ende eines der unwichtigen Tische saß. Er trank keinen Wein und auch keinen Paga. Der Mann bot einen ungewöhnlichen Anblick, trug er doch Kaffiyeh und Agal. Die Kaffiyeh ist ein eckiges Tuch, das zu einem Dreieck gefaltet auf dem Kopf getragen wird zwei Spitzen zur Seite, eine zum Nacken. Mit einer langen Schnur, der Agal, wird die Kopfbedeckung an Ort und Stelle gehalten. Die Zeichnung der Schnur deutet auf Stamm und Herkunft hin.

Wir näherten uns dem Mann. »Dies ist Ibn Saran, ein Salzhändler aus dem Flußhafen Kasra«, stellte Samos vor.

Das rote Salz von Kasra war auf dem ganzen Planeten berühmt. Es wurde in geheimen Bergwerken im Landesinneren gewonnen und in schweren Zylindern mit Packkailas zum Hafen von Kasra geschafft.

Jeder Zylinder wog etwa zehn Stein oder zwanzig Kilogramm und entsprach damit einer goreanischen >Last<. Eine kräftige Kaiila vermochte bis zu sechzehn solcher Zylinder zu transportieren.

»Ibn Saran hat im letzten Monat etwas Ungewöhnliches erfahren«, sagte Samos. »Er sprach darüber mit einem Kapitän auf dem Salzdock und der gab die Information an mich weiter.« Samos

war der erste Sprecher des Kapitänsrates von Port Kar, der führenden Versammlung in der Stadt. Es gab wenig, das ihm nicht früher oder später zugetragen wurde.

»Der ehrenwerte Samos ist zu gütig«, sagte Ibn Saran. »Seine Gastfreundschaft ist ohne Beispiel.«

Ich streckte Ibn Saran die Hand entgegen, der sich zweimal verbeugte und mir zur Begrüßung mit der Handfläche über die Finger strich.

»Es freut mich, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der mit Samos von Port Kar befreundet ist«, sagte Ibn Saran. »Mögen deine Wasserbeutel niemals leer sein. Auf daß du immer Wasser hast.«

»Mögen deine Wasserbeutel niemals leer sein«, erwiderte ich. »Auf daß du immer Wasser hast.«

»Wenn es dir recht ist, edler Ibn Saran«, sagte Samos, »möchte ich dich bitten, meinem Freund zu erzählen, was du in Kasra erfahren hast.«

»Es handelt sich um eine Geschichte, die von einem Jungen erzählt wurde, einem Kaiilapfleger. Seine Karawane war nur klein. Sie geriet in einen Sturm. Eine Kaiila, wild geworden durch Sturm und Sand, sprengte ihre Fußfessel und verschwand in der Dunkelheit. Törichterweise folgte der Junge dem Tier, das Wasser geladen hatte. Am nächsten Morgen war der Sturm vorbei. Der Junge grub sich einen Schutzgraben, während man vom Lager aus eine umfassende Suche organisierte.«

Ibn Saran machte eine Pause. »Gegen Mittag wurde der Junge gefunden. Er hörte die Glöckchen einer Kaiila, kam aus seinem Versteck und wurde gerettet. Natürlich erhielt er eine Tracht Prügel, weil er die Karawane verlassen hatte. Die Kaiila kehrte später zurück, weil sie hungrig war.«

»Was hatte der Junge zu berichten?« fragte ich.

»Als er die Kaiila verfolgte, fand er folgendes«, fuhr Ibn Saran fort. »Er stieß auf einen Stein, auf dem einige Worte eingekratzt waren: >Vorsicht vor dem Stahlurm<.«

Samos blickte mich an. Ich sah wenig Sinn in der Warnung.

»In der Nähe des Felsens lag ein Mann tot, von der Sonne geschwärzt und ausgetrocknet, kaum noch so schwer wie ein Kind. Er hatte sich die Kleidung vom Körper gerissen und Sand getrunken.«

Der arme Kerl hatte einen grausigen Tod gehabt. Zweifellos

hatten sich seine Sinne verwirrt, und er war in der Hoffnung gestorben, Wasser gefunden zu haben.

»Nach den herumliegenden Gegenständen zu urteilen«, fuhr Ibn Saran fort, »hat es sich um einen Wüstenräuber gehandelt.«

»Gab es denn keine Kaiila in der Nähe?« fragte ich.

»Nein.«

»Aus welcher Gegend kam der Mann?« wollte ich wissen. »Wie lange war er in der Wüste gewesen?«

»Das weiß ich nicht«, entgegnete Ibn Saran. »Wie gut mochte er die Wüste gekannt haben? Wieviel Wasser hatte er bei sich?«

Der Mann hätte viele tausend Pasang zurücklegen können, ehe die Kaiila starb oder floh.

»Wie lange war er schon tot?« fragte ich.

Ibn Saran lächelte gepreßt. »Einen Monat?« sagte er. »Ein Jahr?«

In der Wüste geht die Zersetzung eines Körpers nur sehr langsam vor. Schon mehrfach waren guterhaltene Tote gefunden worden, die über ein Jahrhundert alt waren. In der Wüste findet man nur selten Skelette, es sei denn, Vögel oder andere Tiere haben sich an dem Toten gütlich getan.

»Vorsicht vor dem Stahlurm«, wiederholte ich.

»Diese Worte waren in den Felsen geritzt worden«, sagte Ibn Saran.

»Gab es einen Hinweis darauf, aus welcher Richtung der Mann gekommen war?« fragte ich.

»Nein.«

»Vorsicht vor dem Stahlurm«, sagte Samos und stand auf.

Das Tanzmädchen wirbelte vor uns über den glatten Boden.

»Das Botenmädchen ist fertig«, sagte der Mann in der grünen Tunika des Arztes. Er wandte sich an den Mann neben sich, ließ das Rasiermesser in eine Schale fallen und griff nach einem Handtuch.

Dem Mädchen standen Tränen in den Augen. Ihr Haupthaar war völlig entfernt worden. Sie hatte keine Ahnung, was auf ihre Kopfhaut geschrieben worden war, da in der Regel analphabetische Mädchen für diese Aufgabe ausgewählt werden. Die Nachricht war ihr eintätowiert worden. In den nächsten Monaten hatte man das Haar nachwachsen lassen. Außer dem Mädchen wußte niemand, daß sie eine Botschaft trug.

Ich las die Worte. »Vorsicht vor Abdul.« Das war alles. Wir

wußten nicht, von wem diese Warnung ausging und wer sie uns geschickt hatte.

»Bringt das Mädchen in die Gehege«, sagte Samos ungeduldig zu den Wächtern. »Entfernt die Worte mit Nadeln von ihrer Kopfhaut.«

Als das Mädchen aus dem Raum geführt worden war, wandte ich mich an den Sklavenhändler.

»Wer ist Abdul?« fragte ich.

Samos sah mich ratlos an. »Ich weiß es nicht.« Er wandte sich ab und kehrte an seinen Platz hinter dem niedrigen Tisch zurück.

Die übrigen Männer im Saal kümmerten sich nicht um uns. Sie starrten gebannt auf das Tanzmädchen.

»Die ganze Sache scheint mir nicht recht zusammenzupassen«, fuhr Samos fort. »Doch es muß eine Basis geben, eine umfassende Bedeutung.« Mit einer Eßzange turischer Herkunft deutete er auf das gefesselte amerikanische Mädchen, das einmal Blake-Allen geheißen hatte und von zwei Wächtern flankiert wurde. »Wir erfahren von dieser Sklavin, daß die Sklaventransporte von der Erde nach Gor bis auf weiteres gestoppt worden sind. Warum?«

»Haben die Flüge denn wirklich aufgehört?« fragte ich.

»Die Informationen aus dem Sardargebirge lassen darauf schließen. Seit drei Wochen hat es keine Ortung mehr gegeben, geschweige denn eine Verfolgung.«

Die goreanische Woche besteht aus fünf Tagen, jeder Monat aus fünf solchen Wochen. Nach jedem der zwölf Monate tritt eine fünftägige Passage Hand ein. Der Zwölften Passage Hand folgt die Wartende Hand, eine fünftägige Periode, vor der Frühlings Tagundnachtgleiche, dem goreanischen Neujahrstag. Wir schrieben im Augenblick den Spätwinter des Jahres 3 der Herrschaft des Kapitänsrates in Port Kar, das Jahr 10 122 C.A., Contasta Ar, seit der Gründung Ars. Ich war vor zwei Monaten aus Torvaldsland zurückgekehrt, wo ich mit meinem Schwert ein paar ganz bestimmte Entscheidungen herbeigeführt hatte.

»Außerdem«, sagte ich, »ist ein Ungeheuer in deine Gewalt geraten, eindeutig ein Kur.«

»Das Wesen scheint den Verstand verloren zu haben«, sagte Samos.

»Ich glaube, es hat seinen Verstand sehr gut beisammen«, sagte ich.

»Seine Intelligenz dürfte der unseren ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen sein. Vielleicht ist das Ungeheuer nur nicht in der

Lage, Goreanisch zu sprechen. Das können nur wenige Kurii.«

»Du hast mitbekommen, in welcher Richtung sich das Tier bewegt hat?« fragte Samos. »Seltsam.«

Das Wesen war südöstlich von Ar gefangengenommen worden, in einer Marschrichtung, die es tief in den Süden geführt hätte. Im Grunde unglaublich.

»Vielleicht hatte das Wesen dort unten eine bestimmte Aufgabe.«

»Aber dort gibt es nichts«, sagte ich. »Und nur ein Verrückter würde sich von den gekennzeichneten Karawanenrouten entfernen, die von Oase zu Oase führen.«

»Ein junger Kailatreiber, der sich verirrt«, sagte Samos, »fand einen Felsen mit der Inschrift: >Vorsicht vor dem Stahlurm<.«

»Und das Mädchen mit der Botschaft«, sagte ich. »Offensichtlich kennen wir den Abdul nicht, vor dem wir uns in acht nehmen sollen. Und wir wissen nicht, wer uns die Warnung zugeschickt hat.«

»Nein«, sagte Samos nachdenklich.

Beiläufig beobachtete ich das tanzende Mädchen, das vor mir kniete und mir bebend die Hände entgegenstreckte. Ich riß mich von meinen Gedanken los, griff über den Tisch, packte sie und warf sie rücklings über die Tischplatte. Im nächsten Augenblick hatte ich meine Lippen auf die ihren gepreßt. Ihre Augen blitzten. Ich hob den Kopf und sah sie an. Sie versuchte mich weiter zu küssen, doch ich ließ es nicht zu, daß sie mich berührte. Statt dessen zerrte ich sie hoch, drehte sie halb herum und stieß sie wieder auf den Mosaikboden zurück. Ein Bein untergeschlagen, halb entblößt, starrte sie mich zornig an. »Tanze weiter!« sagte ich. »Hast du gehört, Sklavin?«

Wütend, doch anmutig streckte sie das Bein aus, fuhr mit einer Hand daran entlang, sah mich über die Schulter hinweg an, ehe sie sich abrollen ließ und erschauerte, als bekäme sie die Peitsche ihres Herrn zu spüren.

»Tanzel!« sagte ich. »Tanze für die Gäste des Samos!«

Langsam bewegte sich das Mädchen von Mann zu Mann und bot ihm tanzend ihre Schönheit dar. Die Männer hämmerten auf die Tische und brüllten begeistert. Mancher versuchte sie anzufassen, doch sie wich immer wieder geschickt zurück.

Samos stand auf und betrat den gekennzeichneten Boden. Ich begleitete ihn.

An einer bestimmten Stelle des glatten Mosaiks blieb er stehen und deutete auf die Stelle der Landkarte. »Ja«, sagte er. »Etwa hier.« Ich blickte auf die bezeichnete Stelle, die von Hunderten winziger Steinsplitter gekennzeichnet war, hier zumeist von brauner Farbe. »Da gibt es noch etwas«, sagte Samos, »das ich dir noch nicht gesagt habe.«

»Und das wäre?«

»Die Kurii haben dem Sardar ein Ultimatum gestellt >Gebt Gor auf!<«

»Mehr nicht?« fragte ich. »Das will mir kaum logisch erscheinen. Aus welchem Grunde sollte diese Welt den Kurii überlassen werden?«

»Hört sich verrückt an«, sagte Samos.

»Aber die Kurii sind nicht verrückt«, entgegnete ich. »Eine Alternative wurde nicht in Aussicht gestellt?«

»Nein.«

»>Gebt Gor auf< . . .«, sagte ich nachdenklich.

»Hört sich verrückt an«, meinte Samos. »Trotzdem bin ich besorgt.«

»Und wie hat das Sardargebirge darauf reagiert?« wollte ich wissen.

»Misk, einer der führenden Priesterkönige, hat die Kurii gebeten, sich genauer zu äußern.«

Ich lächelte. »Er versucht Zeit zu gewinnen«, sagte ich.

»Natürlich«, meinte Samos.

»Hat es darauf eine Antwort gegeben?«

»Die ursprüngliche Aufforderung wurde wiederholt. Danach nichts mehr.«

»Zweifellos ein Bluff seitens der Kurii«, sagte ich. »Die Priesterkönige tun sich mit solchen Dingen wahrscheinlich schwer. Im allgemeinen sind sie sehr vernunftbetont und logisch ausgerichtet. Mit psychologischen Tricks, falschen Ansprüchen und Bluffs kennen sie sich nicht aus.«

Samos zuckte die Achseln.

»Ich habe manchmal das Gefühl«, fuhr ich fort, »daß die Priesterkönige die Kurii gar nicht verstehen. Vielleicht sind sich diese beiden Lebensformen einfach zu fremd. Den Priesterkönigen fehlt die Leidenschaft, die Energie, das Haßdenken, um die Kurii in vollem Ausmaß zu begreifen.«

»Oder die Menschen«, sagte Samos.

»Oder die Menschen«, räumte ich ein. Auch die Priesterkönige besaßen Energie und Gefühle, doch das waren Empfindungen, die sich vermutlich sehr von den Emotionen der Menschen und auch Kurii unterschieden.

Die Grundlage des sinnlichen Erlebens der Priesterkönige war mir noch weitgehend verschlossen. Zwar kannte ich ihr Verhaltensschema; doch die Welt ihres inneren Erlebens war mir fremd. Ihre Antennen waren die zentralen Sinnesorgane. Sie besaßen zwar Augen, verließen sich jedoch selten darauf und fühlten sich in absoluter Dunkelheit zu Hause. Ihre Musik war eine Rhapsodie aus Düften, von denen viele für die menschlichen Sinnesorgane nicht einmal angenehm waren. Die Ornamente ihrer Welt bestanden aus weitgehend unsichtbaren Duftlinien, die sorgfältig durch das Innere der Wohnräume gezogen waren.

Ich lächelte vor mich hin. »Manchmal«, so hatte mir Misk einmal im Nest der Priesterkönige anvertraut, »habe ich das Gefühl, daß nur der Mensch die Kurii voll begreifen kann. Menschen und Kurii sind sich so ähnlich.«

Die Bemerkung war scherzhaft gemeint gewesen, doch ich vermutete, daß sie leider nur allzu sehr zutraf.

So bedauerlich das auch sein mochte, ich war jedenfalls der Meinung, daß die Priesterkönige, jene großen, goldpelzigen, sanften Wesen, ihre Gegner, die Kurii, nicht wirklich verstanden. Die Beharrlichkeit und Aggression, die Leidenschaften des Blutes, die Gebietsansprüche dieser Wesen all dies mußte den Priesterkönigen fremd sein. Die Kurii und die Menschen mochten sich besser verstehen als die Priesterkönige die beiden anderen Rassen. Solange die Kurii außerhalb des fünften Ringes blieben, außerhalb der Umlaufbahn jenes Planeten, der auf der Erde Jupiter heißt und auf Gor Hersius, machten sich die Priesterkönige keine großen Sorgen um die Anderen. Sie hatten nichts dagegen, daß diese wilden Wölfe an ihren Grenzen entlangstrichen. Doch die Kuriwelten erspürten die Schwäche des Sardargebirges, die im Anschluß an den Nestkrieg eingetreten war, und wagten sich näher heran. Kontaktstellen und Stützpunkte waren offenbar schon auf der Erde eingerichtet worden. Ein Hauptvorstoß der Kurii, eine Aktion eingeborener Kurii unter der Leitung von Kurii aus den Raumschiffen, war erst kürzlich fehlgeschlagen. Die Invasion war in Torvaldsland zum Stillstand gebracht worden. Die Kurii

aus den Raumschiffen wußten offenbar noch nicht, in welchem Ausmaß die Macht der Priesterkönige beeinträchtigt war - der Hauptvorteil, über den wir verfügten. Kurii waren so vorsichtig wie Haie und gedachten sich nicht auf einen umfassenden Angriff einzulassen, ehe sie des Ausgangs nicht sicher waren. Hätten sie gewußt, wie schwach die Priesterkönige in Wirklichkeit waren, wären sie mit ihren Raumflotten sofort vorgestoßen. In erster Linie schienen sie eine List zu fürchten, eine gespielte Schwäche, die zum Angriff herausforderte und die zum Verlust ihrer Streitkräfte führen konnte. Außerdem gab es auch bei den Kurii verschiedene Gruppen - die einen mochten sich für eine Attacke aussprechen, während vorsichtigere Elemente eher für eine defensive Strategie eintraten. Der Fehlschlag des Torvaldsland-Vorstoßes mochte bei den Beratungen sehr ins Gewicht fallen. Vielleicht war bei den Kurii inzwischen eine neue Gruppe an die Macht gekommen, die zur Zeit eine neue Strategie festlegte, einen neuen Plan.

»>Gebt Gor auf<«, sagte Samos.

Ich blickte auf die Landkarte, auf der wir standen. War dies der Ort, an dem der neue Plan der Kurii, wenn es so etwas überhaupt gab, diese primitive Welt berührte?

»Der eingeschlagene Weg«, sagte Samos, »hätte den Kur hierher geführt.«

»Vielleicht wollte er das Gebiet durchqueren?« meinte ich.

Samos deutete mit dem Finger auf eine Stelle westlich von Tor. »Nein«, sagte er. »Eher würde man die Zone umgehen wollen, auf dem Weg westlich von Tor, wo es genug Wasser gibt.«

»Dazu brauchte man eine Karawane und Führer«, sagte ich.

»Natürlich. Aber das Ungeheuer war allein. Ich vermute, daß das Ziel des Geschöpfs nicht auf der anderen Seite des Gebietes lag, sondern mitten darin!«

»Unglaublich!« sagte ich.

Samos zuckte die Achseln. »Genau weiß ich das natürlich nicht.«

»Seltsam, daß zur gleichen Zeit die Sklavenflüge aufhören und das Sardargebirge das Ultimatum erhält, Gor aufzugeben.«

»Ja, das alles ist ziemlich rätselhaft«, sagte Samos, »und die Antwort liegt hier.« Er deutete auf das gefürchtete Gebiet.

Ich blickte auf den Boden. Obwohl die Fläche auf der Landkarte nur etwa einen Quadratmeter einnahm, handelte es sich um ein riesiges Gebiet in der Form eines länglichen Trapezoids, dessen

Flanken nach Osten wiesen. In der Nordwestecke lag Tor. Westlich von Tor lag der Hafen Kasra am unteren Fayeen, einem sich windenden Nebenfluß des Cartius. In diesem Hafen standen die Lagerhäuser des Salzhändlers Ibn Saran, der im Augenblick zu den Gästen Samos' gehörte.

Das Gebiet östlich von Tor war viele hundert Pasang breit und womöglich Tausende von Pasang lang. Die goreanische Bezeichnung für die Fläche läßt sich am besten mit >Ödland< oder >Leere< übersetzen ein riesiges Gebiet, felsig und hügelig bis auf das sogenannte Dünenland. Hier herrschen ewige Winde, und es gibt kaum Wasser. An bestimmten Stellen regnet es viele Jahrhunderte lang überhaupt nicht. Die Oasen werden aus unterirdischen Flüssen gespeist, die von den Hängen der Voltai-Berge nach Südosten fließen. Das Wasser, das unterirdisch dahinsickert, wird da und dort von den Felsformationen an die Oberfläche getragen und bildet Quellen oder wird, was häufiger geschieht, über tiefe Brunnenschächte angezapft, von denen manche über zweihundert Fuß tief sind. Die Tagestemperaturen im Schatten liegen gewöhnlich bei vierzig Grad, wohingegen die Oberflächenhitze noch weit größer ist. Wäre man im Dünenland so töricht, barfuß zu wandern, könnte der heiße Sand einen Menschen schnell zum Krüppel machen, indem er ihm innerhalb weniger Stunden das Fleisch von den Füßen brennte.

»Hier«, sagte Samos und deutete auf die Landkarte, »hier liegt das Geheimnis.«

Das Tanzmädchen wandte sich von den Tischen ab und bewegte sich im Rhythmus der Musik auf mich zu. Das Musikstück ging seinem Höhepunkt entgegen. Sie drehte sich im Kreise, bewegte lebhaft die Arme, und die Glöckchen und Ringe klimperten mit jeder Bewegung. Die Musik verstummte abrupt, und sie sank hilflos zu Boden. Sie lag vor mir. Ihre Lippen waren halb geöffnet. Ihr Körper schimmerte schweißfeucht im Fackelschein. Sie rang nach Atem; sie bot einen herrlichen Anblick.

»Hier«, wiederholte Samos und deutete auf die Landkarte, »hier liegt das Geheimnis, hier in der Tahari.«

Schüchtern streckte die Tanzsklavin die Hand aus und berührte mich am Fußgelenk. Doch ich kümmerte mich nicht um sie, sondern rief zwei Wächter herbei und befahl, sie wegzubringen. Sollten andere Männer das Mädchen in die richtige Stimmung bringen. Ich wollte mich später mit ihr befassen. Die andere Sklavin,

Miß Priscilla Blake-Allen, wurde ebenfalls über die Tische geworfen. Einer von Samos' Leuten bestieg sie. Sie stieß einen spitzen Schrei aus, als er brutal in sie eindrang.

Ibn Saran, der Salzhändler aus Kasra, rührte sich nicht von seinem Platz. Er hatte die Augen halb geschlossen und kümmerte sich nicht um die Vergewaltigung von Sklavinnen. Er schien sich ebenfalls mit der Landkarte zu beschäftigen.

»Ich reise morgen früh ab«, sagte ich.

»Darf ich das so verstehen«, warf Ibn Saran ein, »daß dich dein Weg in die Tahari führt?«

»Ja.«

»Ich habe denselben Weg«, sagte Ibn Saran. »Vielleicht können wir zusammen reisen.«

»Gut«, sagte ich.

Ibn Saran stand auf und sagte: »Mögen eure Wasserbeutel niemals leer sein. Auf daß ihr immer Wasser habt.«

Ich erwiderte den Gruß, woraufhin er sich verbeugte und den Raum verließ.

»Der Kur in deinem Verlies«, sagte ich zu Samos. »Du mußt ihn freilassen.«

»Ihn freilassen? Willst du ihm folgen?«

»Nein«, sagte ich. Nur wenige Menschen waren meiner Meinung nach in der Lage, einem erwachsenen Kur auf der Spur zu bleiben. Diese Wesen sind agil und sehr intelligent und besitzen scharfe Sinne. Früher oder später mußte das Ungeheuer auf den Verfolger aufmerksam werden, woraufhin dann aus dem Jäger der Gejagte wurde. Kurii vermögen bei Dunkelheit ausgezeichnet zu sehen.

»Weißt du, was du damit riskierst?« fragte Samos.

»Es gibt auch bei den Kurii verschiedene Interessengruppen«, sagte ich.

»Ich habe so das Gefühl, als wäre dieser Kur unser Verbündeter.«

»Du bist ja verrückt«, sagte Samos.

»Kann sein.«

»Ich werde den Kur freilassen«, sagte Samos, »und zwar zwei Tage nach deiner Abreise nach Port Kar.«

»Vielleicht treffe ich das Wesen in der Tahari wieder«, sagte ich.

»Bei der Begegnung möchte ich nicht dabei sein.«

Ich lächelte nur.

»Reist du morgen mit Ibn Saran?« fragte Samos. »Nein denn ich traue ihm nicht.« Samos nickte. »Ich auch nicht.«

-2-

»Wasser! Wasser!« rief der Mann.

»Wasser«, sagte ich.

Er näherte sich, beugte sich vor, ein dunkelhäutiger alter Mann, der mich angrinste, einen Beutel aus Verrhaut auf dem Rücken, ein Dutzend klappernder Messingbecher an Gürtel und Schultergurt. Seine linke Schulter war benetzt; der Beutel sonderte Flüssigkeit ab: unter dem Trageriemen wies das zerrissene Hemd Schweißflecke auf. Ohne den Beutel von der Schulter zu nehmen, füllte er mir einen Becher. Er trug einen Turban aus Reptuch ein Schutz gegen die Sonne, der zugleich eine freie Luftzirkulation zuläßt und bei Männern der unteren Klassen außerdem als Polster für den Transport von Lasten auf dem Kopf dient. Ich nahm den Becher und gab dem Mann einen Kupfertarsk.

Ringsum nahm ich die Gewürzdüfte und Schweißgerüche Tors wahr. Ich trank langsam und mit Genuß. Die Sonne stand hoch am Himmel.

Tor, das in der nordwestlichen Ecke der Tahari liegt, ist die wichtigste Versorgungsstätte für die verstreut lebenden Oasengemeinden dieser trockenen Leere, die man geradezu einen Kontinent aus Felsgestein, Hitze, Wind und Sand nennen könnte. Diese Gemeinden, die je nach Wasservorrat bis zu mehrere tausend Köpfe zählen, liegen oft viele hundert Pasang auseinander. Sie leben von Karawanen, die größtenteils aus Tor kommen, manchmal auch aus Kasra und sogar aus dem fernen Turia. Karawanen sind für die Versorgung der Oasen unentbehrlich. Im Gegenzug exportieren die Karawanen die Erzeugnisse der Wüste. In die Oasen werden die verschiedensten Güter gebracht zum Beispiel Reptuch, bestickte Stoffe, Teppiche, Silber, Gold, Juwelen, Spiegel, Kailiauk-Zähne, Parfüms, Felle, Federn, Edelhölzer, Werkzeuge, Nadeln, Fertigwaren aus Leder, Salz, Nüsse und Gewürze, bunte Dschungelvögel, die hier seltsamerweise besonders als Haustiere geschätzt werden, Waffen, Bauhölzer, Bleche, Bazi-Tee, Hurtwolle,

Peitschen, Sklavinnen und viele andere Dinge. Der Haupt-Exportartikel der Oasen sind Datteln und gepreßte Dattelbarren. Einige Dattelpalmen werden größer als hundert Fuß. Es dauert zehn Jahre, bis ein Baum Früchte zu tragen beginnt doch wenn es einmal soweit ist, währt die Fruchtbarkeit oft ein Jahrhundert oder länger. Ein Baum bringt im Durchschnitt zwischen einer und fünf goreanischen Lasten an Früchten. Eine Last entspricht etwa zwanzig irdischen Kilogramm. Abgesehen davon gibt es in den Oasen einen intensiven Gartenbau. Diese Früchte werden allerdings kaum exportiert. Auch finden sich Kaiila und Verr in den Oasen, wenn auch nicht in großer Zahl. Diese Tiere sind in Herden in der Wüste anzutreffen, bewacht von Nomaden, die die Tiere von einem Verrgrasfeld zum nächsten, von einem Wasserloch zum nächsten treiben, nach dem Rhythmus, wie die Löcher im Sommer austrocknen. Die kleineren Quellen werden im Frühling benutzt, weil sie als erste das Wasser verlieren. Die Nomaden liefern den Oasen Fleisch, Felle und Stoffe aus Tierhaaren. Dafür tauschen die Nomaden Sa-Tarna-Korn, Bazi-Tee und andere Handelswaren ein. Sa-Tarna ist das Hauptnahrungsmittel dieser Menschen, die wenig Fleisch essen, weil es fast ausschließlich zum Verkauf bestimmt ist. Der Tee ist für die Nomaden von großer Bedeutung. Sie trinken ihn heiß und gezuckert aus kleinen Bechern oder Gläsern.

Ich leerte den Becher und reichte ihn dem Wasserverkäufer. Er verbeugte sich grinsend und wich zurück.

Blinzelnd sah ich mich im grellen Licht der Sonne um. Die Gebäude Tors bestehen aus Lehm und ungebrannten Ziegeln, bedeckt mit einem leicht abblätternden bunten Verputz. Doch in der Sonne und im wallenden Staub kam mir alles recht farblos vor. Ich mußte mir schleunigst passende Kleidung zulegen. In einer solchen Stadt fiel ich zu sehr auf. Ich machte mich auf den Weg zum Basar.

Ich kannte mich im Umgang mit der leichten Lanze und der schnellen, seidigen Kaiila aus das hatte ich bei den Wagnervölkern gelernt. Der Krummsäbel dagegen war mir fremd. Das kurze Schwert, das in üblicher Weise über meiner linken Schulter hing, konnte mir auf dem Kaiila-Rücken wenig nützen. Die Männer der Tahari kämpfen nicht zu Fuß. Ein Mann, der in der Wüste auf seine Beine angewiesen ist, gilt als toter Mann.

Ich blickte an den Gebäuden empor. Ich befand mich nun im

Schatten und ging eine steile Straße entlang in Richtung Basar. Die Häuser Tors sind selten mehr als drei Stockwerke hoch mehr läßt sich mit Balken und Lehmziegeln nicht schaffen. Infolge des unregelmäßigen Bodens sahen viele Gebäude aber erheblich höher aus, waren sie doch auf Vorsprüngen und Absätzen und an Hängen gebaut. Diese Häuser, die äußerlich glatt und schmucklos wirken und nur da und dort ein schmales Fenster aufweisen, stoßen unmittelbar an die Straßen, die auf diese Weise wie tiefe, schmale Schächte anmuten. In der Mitte der Straße verläuft eine Gosse. Zwar regnet es selten in Tor, doch die Gosse dient auch zum Sammeln des Abfalls. Jenseits der Mauern, die die Straßen so eng erscheinen ließen, befanden sich herrliche gepflegte Gärten. Nach goreanischen Verhältnissen war Tor eine reiche Kaufmannsstadt, das Hauptquartier vieler tausend Karawanenhändler. Hier lebten außerdem zahlreiche Handwerker Zimmerleute, Tischmacher, Steinschleifer, Juweliere, Schnitzer, Teppichweber, Färber, Beizer, Schuhmacher, Gerber, Töpfer, Wagner, Waffenschmiede und viele mehr. Ein Großteil der Stadt war natürlich darauf eingerichtet, das Karawanengeschäft zu beliefern. Es gab zahlreiche durch hohe Mauern geschützte und bewachte Lagerhäuser, die ein großes Personal an Schreibern und Wächtern beschäftigten. In unzähligen primitiven Unterkünften lebten Kaiilapfleger, Treiber und ähnliche Leute. Die Karawanenführer waren im allgemeinen fest angestellt und wurden von den Karawanenkaufleuten auch zwischen den Touren bezahlt. Treiber und Pfleger dagegen wechselten oft. Dabei wurden raffinierte Systeme angewendet mit Stöckchen, Formeln oder Losen, die dafür sorgen sollten, daß Treiber und Kaiilaburschen, soweit nicht persönlich bekannt, rein zufällig zur Anstellung kamen. Dies war eine Vorsichtsmaßnahme, damit ein ahnungsloser Kaufmann nicht eine Gruppe von Männern anwarb, die sich vorher schon verabredet hatte, Wächter und Kaufleute zu töten und sich mit der Karawane in die Büsche zu schlagen. Im großen und ganzen waren Treiber und Tierpfleger jedoch ehrliche Menschen. Wenn sie nach langem Treck durch die Wüste in die Stadt zurückkehrten, waren sie allerdings ziemlich ausgehungert nach den Vergnügungen, die eine große Stadt zu bieten hat, und es gab zahlreiche Etablissements, die sich schon bei Ankunft der Karawanen um diese Kunden bemühten. Der Lohn für eine Karawanenreise, die oft Monate dauert, hält auf diese Weise nur zehn oder fünfzehn Tage vor,

die allerdings sehr angenehm verbracht werden. Nach dieser Zeit, die normalerweise mit körperlichem Unbehagen zu Ende geht, kehrt der Treiber oder Wächter an die Tische der Kaufleute zurück und versucht erneut eine Anstellung zu finden.

Ein Mann ging an mir vorbei. Er trug mehrere lebende Vulos über der Schulter. Dicht hinter ihm ging ein zweiter mit einem Korb voller Eier. Ich folgte den beiden, denn ihr Ziel waren die Marktstraßen, in deren Nähe sich der Basar befinden mußte.

In einer Oase ist das Wasser natürlich am geographisch tiefsten Punkt zu finden. Die vornehmen Wohnhäuser stehen dagegen auf höherem Grund, wo normalerweise wenig wächst. Die Landwirtschaft findet im Tale statt, wobei die Bewässerung oft durch Hand erfolgt, meist mit Hilfe primitiver Schöpfanlagen. Dieses Land wird nicht für Wohnzwecke entfremdet. Innerhalb der Mauern Tors wurde nur wenig angebaut; die Stadt war hoch über dem Wasser angelegt, das durch mehrere Brunnen an der tiefsten Stelle der Stadt zugänglich gemacht worden war. Tors konzentrischer Aufbau orientierte sich nach diesen Brunnen. Ein Vorteil solcher Stadtplanung wenn auch kaum beabsichtigt liegt in der Tatsache, daß das Wasser so der am meisten geschützte Teil der Stadt ist, das Zentrum. Tor verfügte über ausreichend Wasser. Obwohl ich kaum ein Gebäude näher kennenlernte, wußte ich, daß es viele herrliche Gärten gab. Das Wasser für diese Anlagen wurde im Rahmen von Dienstverträgen mit Sklavenherren von männlichen Sklaven herangeschleppt und in Hauszisternen geschüttet, von wo es später durch Hausklaven entnommen und zur Gartenbewässerung verwendet wurde.

Ich befand mich nun im tieferliegenden Teil der Stadt.

»Wasser!« rief jemand. »Wasser!«

Als ich mich umdrehte, sah ich hinter mir den Wasserträger, von dem ich kurz vorher einen Becher erstanden hatte.

Eine verschleierte Frau ging an mir vorbei. In ihrem Mantel hielt sie einen Säugling.

Ich war vor vier Tagen in Tor eingetroffen, nachdem ich zunächst mit dem Tarn nach Kasra geflogen war. Dort hatte ich den Vogel verkauft, da ich in Tor nicht auffallen wollte. Von Kasra aus war ich mit einer Barke auf dem Unteren Fayeen flußaufwärts bis zu dem Dorf Kurtzal gefahren, das nördlich von Tor liegt. Güter, die von Tor nach Kasra transportiert werden sollen, werden zumeist

erst über Land nach Kurtzal geschafft und dann von dort mit dem Boot auf dem Fluß weiterbefördert. Kurtzal ist kaum mehr als ein Umschlagplatz. Bei meiner Ankunft in Kasra war ich als Krieger aufgetreten, als Tarnsöldner. Zu meiner Verkleidung hatte ein nacktes Sklavenmädchen gehört, das quer auf meinem Tarnsattel lag ein barbarisches blondes Mädchen, das nicht einmal Goreanisch sprach. Samos und ich hatten uns ausgerechnet, daß niemand einen Agenten der Priesterkönige in mir vermuten würde, wenn ich mich in Begleitung eines primitiven, ungebildeten Mädchens sehen ließ - eine Gefangene, mühelos von einem Tarnkämpfer gebändigt. In Kasra ließ ich ihr einen Sklavenkragen anlegen, der sie als Eigentum Hakims aus Tor auswies ein hübscher Anblick am Hals der früheren Miß Priscilla Blake-Allen von der Erde.

Als ich jedoch später über die schmale Planke der Barke ging, die mich in Kurtzal absetzte, war ich kein Tarnkämpfer mehr. Den Tarn hatte ich in Kasra für vier goldene Tarnscheiben veräußert. Jetzt trug ich die Lumpen eines Kaiilatreibers. Vornübergebeugt, in der Hand einen dicken Beutel aus Kaiilahaartuch, betrat ich den Pier in Kurtzal, hinter mir das Mädchen in einer schwarzen Haik, unter der ihr Sklavenkragen nicht zu sehen war dem äußeren Anschein nach eine freie Frau, die meine Armut teilte.

Wir fuhren mit einem leeren Salzwagen von Kurtzal nach Tor.

Es gab einen besonderen Grund, warum ich Miß Blake-Allen, wie wir sie der Einfachheit halber nennen wollen, mit in die Tahari gebracht hatte. Kühle, weißhäutige Frauen sind für Männer der Tahari besonders interessant, und erst recht, wenn sie noch blaue Augen haben. Mit ihrem Teint mochte Miß Blake-Allen eines Tages noch von großem Nutzen für mich sein.

In Kasra hatte ich Näheres über den Jungen erfahren, der den Stein mit der Inschrift >Vorsicht vor dem Stahlurm< gefunden hatte. Er hieß Achmed, sein Vater hieß Farouk und war ein Kaufmann aus Kasra. Ich hatte die beiden in Kasra nicht wie vorgesehen sprechen können, da sie sich gerade in der Nähe von Tor aufhielten und Kaiila kauften für eine Karawane zur Kasbah des Suleiman aus dem Aretai-Stamm, Herr über tausend Lanzen, Ubar der Oase der Neun Brunnen.

Vor mir erhob sich lautes Geschrei. Ich trat durch das Markttor und befand mich im Gewirr der Marktstraßen.

Energisch stieß ich einige Aprikosenverkäufer und Gewürzhändler

zur Seite. »Komm mit in das Cafe der Roten Käfige«, sagte ein Junge und zupfte mich am Ärmel. Ich ignorierte ihn.

Vorsichtig drängte ich mich durch die Menge.

Die Verkäufer verlassen ihre Dörfer in der Nähe Tors noch bei Dunkelheit, damit sie frühzeitig auf dem Markt eintreffen und eine günstige Stelle für ihre Waren finden, vorzugsweise in der Nähe des Markttors. Zwei Männer in Djellabas stießen mich zur Seite. Mein Fußgelenk schmerzte. Fast wäre ich in einen Korb mit Pflaumen getreten. Ohne aufzublicken, hatte mir eine Frau mit ihrem Stock einen Schlag versetzt, um ihre Früchte zu schützen. »Kauft Melonen!« rief ein Bursche neben ihr. Ein Junge kam mir entgegen und spuckte mir die Kerne einer Tospit vor die Füße. Es überraschte mich, daß der Junge die Frucht roh gegessen hatte, da das Fruchtfleisch ziemlich bitter schmeckt, doch mir war inzwischen klar geworden, daß die Menschen der heißen Tahari für starke Aromen und Düfte empfänglich waren. So manches Pfeffergericht, das die TahariKinder lieben, gab dem durchschnittlichen Bürger von Thentis oder Ar das Gefühl, der Mund werde ihm mit einem glühenden Eisen ausgebrannt.

Nach Art des Kriegers blickte ich mich von Zeit zu Zeit um. Ich kam an Kisten mit Suls vorbei, daneben verkaufte eine Frau Datteln, dahinter saß wiederum ein Seifenhändler.

Bei meiner Ankunft in Tor hatte ich sofort einen kleinen engen Raum in einem großen Lehmgebäude nahe der Straße der Karawanentische gemietet. Man erreichte das Zimmer über eine schmale Holzterrasse zwischen engen Wänden und über einen schmalen Korridor, der von einer Tharlarionöllampe erleuchtet wurde.

Kaum hatte ich die Holztür hinter uns geschlossen und den schweren Riegel vorgelegt, als ich mich auch schon Miß Blake-Allen zuwandte. Sie stand in ihrer Haik vor mir und sah mich fragend an. Ich machte einen Schritt vorwärts und schleuderte sie zu Boden, riß ihr die Haik vom Leibe. Entsetzt starrte sie mich an.

»Ein Mädchen kniet vor seinem Herrn«, sagte ich.

»Das wußte ich nicht, Herr«, sagte sie.

Ich warf sie auf den Rücken ins Stroh und nahm sie. Als ich fertig war, sagte ich: »Ich werde jetzt ein Stündchen schlafen. Du machst inzwischen das Zimmer sauber.«

»Jawohl, Herr«, sagte sie.

Während ich schlief, machte sie sich mit Bürste, Tuch und einem

Eimer Wasser ans Werk. Zitternd sah sie zu, wie ich schließlich ihre Arbeit inspizierte. »Zufriedenstellend«, sagte ich, und sie atmete auf. Als ich schließlich ging, ließ ich sie mit zusammengeketteten Füßen zurück, so daß sie nicht aufstehen konnte. Ich suchte die Cafes auf, um Informationen aufzuschnappen. Ich mußte wissen, wie die Menschen hier fühlten und dachten. Ähnlich wie die Pagatavernen des Nordens sind die Cafes das beste Mittel, sich mit den Gegebenheiten einer unbekannten Stadt vertraut zu machen und die letzten Neuigkeiten zu erfahren.

Auf meinem Rundgang wurde mir klar, daß sich eine Auseinandersetzung zwischen den Stämmen der Kavars und der Aretai anbahnte. In letzter Zeit war es wiederholt zu Überfällen gekommen. Wenn es zwischen den beiden Krieg gab, dann wurden auch die verbündeten Stämme mit hineingezogen die Char, die Kashani, die Ta'Kara, die Raviri, die Tashid, die Luraz und die Bakahs: dann konnte sich kein Teil der Tahari den Kriegswirren entziehen.

Ich bin zwar ein Angehöriger der Kriegerkaste, doch gefiel mir die Aussicht auf einen umfassenden Konflikt in diesem Wüstengebiet nicht besonders so etwas konnte meine Arbeit nur erschweren.

Ich war spät in mein Zimmer zurückgekehrt. Ich hatte gut gegessen Verrfleisch am Spieß mit Pfeffer und Larmascheiben, Vulogulasch mit Rosinen, Nüssen, Zwiebeln und Honig und eine Kort mit zerschmolzenem Käse. Nach der Mahlzeit gab es heißen gesüßten Bazi-Tee und turischen Wein. Meine Sklavin vergaß ich natürlich nicht. Ich warf ihr einige Brotkrusten hin, die sich das Mädchen gierig in den Mund stopfte.

Ich verließ die Marktstraßen und betrat eine Gasse mit zahlreichen Läden und Verkaufsständen.

»Die Aretai werden sich das nicht gefallen lassen«, hörte ich einen Mann zu einem anderen sagen.

Ich blieb vor einem Verkaufsstand stehen, an dem leichte Gehketten für Sklaven verkauft wurden. Ich erstand ein Paar für Miß Blake-Allen.

Wenig später kam ich an der Tür eines Sklavenhändlers vorbei und erblickte in einem der schmalen Fenster ein Mädchen. Sie hatte das Gesicht gegen die Gitterstäbe gepreßt. Ich warf ihr nach goreanischer Art einen Handkuß zu.

Ich starrte in einen Laden, in dem ein Töpfer arbeitete. An seiner Seite saß ein kleiner Junge inmitten zahlreicher unfertiger Gefäße und strich vorsichtig mit den Fingern blaue Pigmentfarbe auf den Ton. Sobald der Krug in den Brennofen geschoben wurde, verhärtete sich die Farbe zu einer schimmernden Glasur. Die Öfen befanden sich im hinteren Teil der Werkstatt.

»Die Kavars sind schon dabei, Kämpfer zusammenzurufen«, sagte jemand.

Die Teppiche Gors sind von bester Qualität. Ich nahm mir die Zeit, mehrere Exemplare anzuschauen, die zum Verkauf aushingen. An manchen Teppichen müssen fünf Mädchen über ein Jahr lang arbeiten. Die Muster werden in den Familien weitervererbt. Da und dort waren an langen Gestellen dicke, frisch gefärbte Wollknäuel zum Trocknen aufgehängt. Die Wollkämmer und Färber sind übrigens Unterkasten, die sich von den Webern gelöst haben. Die Weber wiederum sind eine Unterkaste der Teppichmacher, die ihrerseits als Untergruppe der Tuchmacher gelten.

Ich kam an einem jungen Mann vorbei, der damit beschäftigt war, ein Intarsienmosaik zu vervollständigen; es folgten der Laden eines Silberschmieds und Verkaufsstände voller Körbe, die zum Teil eine erstaunliche Größe hatten. Ein Stück weiter hingen gegerbte Lederhäute, frisch gefärbt und in den verschiedensten Farben. Daneben wurden Djellabas und Burnusse angeboten. Im Gegensatz zu einem Burnus kann eine Djellabah wegen der Ärmel nicht zurückgeworfen werden. Ein Kaiilareiter, der mit Krummsäbel und Lanze hantieren muß, wählt grundsätzlich den Burnus, weil er darin eine größere Bewegungsfreiheit hat.

Ich kam an einem weiteren Stand vorbei, in dem Matten verkauft wurden. Es gibt verschiedene Verwendungsmöglichkeiten für diese Matten, manchmal senkrecht stehend als Trennwände, doch meistens waagerecht als Unterlage zum Sitzen oder Schlafen. Die Matten lassen sich fest zusammenrollen und nehmen in dieser Form nur wenig Platz ein. Ich entdeckte in den Auslagen einige grober gestaltete Sklavenmatten und auch eine Unterwerfungsmatte, auf der die Sklavin ihren Herrn erwartet, wenn er sie zu beschlafen geruht.

Ich sah Halstücher und Bauchbinden, Schleier und Haiks, Chalwars und Roben, Sandalen und Kaftans und Schnüre für Agals. Es folgten die Tuchhändler mit ihren Seidenstoffen und Reptuchrollen. In einem anderen Laden wurde ein Sklavenmädchen

verkauft. Ich schaute eine Zeitlang zu, wie sie vor den potentiellen Käufern tanzte, und wandte mich schließlich ab.

Ich roch Veminiöl. Die Blütenblätter der Vemini, der >purpurnen Vemini< und der blauen Thentisvemini, werden in Wasser gekocht. Der emporsteigende Dampf wird zu einem Öl kondensiert, welches dazu dient, Wasser zu parfümieren. Dieses Wasser wird nicht getrunken, sondern in den Haushalten der Mittel und Oberschicht dazu verwendet, vor und nach dem Abendessen die Eßhand zu reinigen.

Da und dort machte ich kleine Einkäufe.

Zweimal kamen mir Doppelpatrouillen von Wächtern in weißen Roben mit roten Schärpen und Krummsäbeln entgegen - die torische Polizei. Kaum fünf Schritte hinter ihnen sah ich, wie ein zerlumpter Dieb einem Kaufmann die Börse aufschlitzte, den Inhalt in die ausgestreckte Hand fallen ließ und blitzschnell in der Menge verschwand. Der Kaufmann hatte nichts gemerkt. Ich selbst bewahrte mein Vermögen in Gürteltaschen auf und führte nur das Nötigste in einer kleinen Geldbörse bei mir. Vorsichtig griff ich nach dem Beutel. Es war alles in Ordnung. Andere Diebe waren nicht so erfolgreich gewesen. Mehrere abgehackte rechte Hände hingen verschrumpelt an einem Anzeigebrett, das normalerweise für die Bekanntgabe von Salzpreisen benutzt wurde. Es waren nur Männerhände. Erwischt man in Tor eine Diebin, wird sie sofort zur Sklavin gemacht.

Ich sah mich um. Schon zum zweitenmal fielen mir einige Männer auf. Es waren nur vier.

Ich trat zur Seite, als eine Gruppe männlicher Sklaven vorbeigeführt wurde. Ihr Ziel waren die Salzgruben der Tahari, die den größten Teil des Karawanensalzes lieferten.

Miß Blake-Allen wohnte nicht mehr bei mir in dem kleinen Zimmer. Sie befand sich nun in den öffentlichen Gehegen Tors, deren Sklavenmeister sich gegen Zahlung einer Gebühr bereit erklärt hatte, das Mädchen in die Geheimnisse des Sklavendaseins einzuweißen.

»Alyena«, sagte ich zu ihr diesen Namen hatte ich ihr in Anlehnung an ihren irdischen Namen Blake-Allen gegeben. »Alyena, ich verkaufe dich nicht. Du befindest dich hier in den öffentlichen Sklavengehegen Tors. Du wirst hier Unterkunft erhalten und trainiert werden. Man wird dir die goreanische Sprache

beibringen, die du wie ein Kind lernst, ohne Übersetzung. Und du wirst sie schnell lernen. Auch wird man dich unterweisen, wie du dich als Sklavin zu bewegen hast.«

»Ja«, flüsterte sie, »Herr.«

»Wenn du dich widerspenstig anstellst«, fuhr ich fort, »oder begriffsstutzig, wird man dich strafen verstehst du das?«

»Ja, Herr«, sagte das Mädchen mit weit aufgerissenen Augen.

Nachdem Alyena fortgebracht worden war, wandte ich mich an den Sklavenmeister der öffentlichen Gehege. Ich versuchte meiner Stimme einen beiläufigen Klang zu geben, obwohl jetzt erst das Anliegen kam, das mich hierhergeführt hatte. »Vor längerer Zeit war bei dir ein Mädchen zu Gast, für das ich mich interessiere. Sie hieß Veema. Ich möchte gern wissen, was aus ihr geworden ist.«

»Kennst du ihre Nummer hier bei uns?« fragte der Beamte.

»87432«, erwiderte ich.

»Solche Informationen stehen normalerweise nur dem Magistrat zu«, sagte der Mann.

Ich legte einen Silbertarsk auf den Tisch. Ohne nach der Münze zu greifen, ging er zu einigen dicken Büchern.

»Sie wurde für zwei Tarsks einem Karawanenherrn namens Zad abgekauft. Der Mann stammt aus der Oase von Farad.«

»Mich interessiert mehr, wer sie gekauft hat.«

»Sie wurde für vier Tarsks verkauft«, sagte der Offizier.

»An wen?«

»Behalte deinen Tarsk«, sagte der Mann. »Wir haben hier keinen Namen notiert. Offensichtlich war es eine anonyme Transaktion. Schau selbst.«

Ich warf einen Blick in das Buch. Die Eintragungen waren klar.

»Du hast dir den Tarsk verdient«, sagte ich zu dem Mann und verließ sein Büro. Ich hatte nicht in Erfahrung bringen können, wer Veema gekauft und sie womöglich später mit der Warnung zu Samos nach Port Kar geschickt hatte: »Vorsicht vor Abdull!«

Auf meinem Rundgang durch den Basar blieb ich erneut stehen und tat, als sähe ich mir einige Spiegel an. Die vier Männer, die mir zuvor schon aufgefallen waren, folgten mir noch immer zwei große und zwei kleine Männer in weißen Burnussen.

Ich hatte mir den Tahari-Namen Hakim zugelegt, der einem Kaufmann angemessen war.

Den Ort des Geschehens wollte ich mir selbst aussuchen.

Ich kam an einem Laden vorbei, in dem die hohen leichten Kaillasättel gemacht wurden. Außerdem standen hier Satteldecken, Peitschen, Glocken und Kaillazügel zum Verkauf. Der Kaillazügel ist ein einzelner Strang, der aus verschiedenen Lederstreifen zusammengeflochten ist. Interessanterweise ist der einzelne Strang kaum dicker als ein Nähfaden. Die Streifen werden freihändig mit dem Messer geschnitten, eine Arbeit, die große Geschicklichkeit erfordert. Der Zügel wird in einem Loch befestigt, das in die rechte Nüster der Kailla gebohrt worden ist. Von dort führt der Zügel vor dem Hals des Tiers herum nach links. Will man das Tier nach links lenken, zieht man den Zügel nach links; soll es nach rechts gehen, bewegt man den geflochtenen Strang, der am Hals des Tiers entlangführt, und übt gleichzeitig einen nach rechts gerichteten Druck aus. Zum Anhalten muß man den Zügel anziehen.

Schließlich kam ich an einem der torischen Brunnen vorbei. Breite konzentrische Stufen führten zum Wasser hinab. Zu dieser Jahreszeit lagen acht Stufen frei. Zahlreiche Menschen holten hier ihr Wasser. Ich sah Kinder, die auf allen vieren dahockten und Wasser schlürften, Frauen, die ihre Krüge eintauchten, Männer mit Beuteln, die sich blubbernd füllten. Wie fast überall in der Tahari, war das torische Wasser leicht salzig und trüb.

Unauffällig blickte ich mich um und musterte die vier Männer. Ich taxierte sie im Geiste, versuchte mir darüber klar zu werden, wer wohl der schnellste sein würde und der gefährlichste; ich versuchte eine Art Reihenfolge festzulegen.

Bei dieser Gelegenheit entdeckte ich wieder einmal den Wasserträger mit seinen Messingbechern. Mir kam es plötzlich seltsam vor, daß er sich in diesem Teil des Basars herumtrieb, in der unmittelbaren Nähe der Brunnen, wo er doch wohl kaum Geschäfte machen konnte. Er ging die Stufen hinab und tauchte seinen Beutel ins Wasser, wobei er mich angrinste. Offenbar erinnerte er sich an mich. Ich erwiderte sein Lächeln und wandte mich zum Gehen. Er war ein einfacher armer Mann, diensteifrig, schwächling. Ich kam mir wie ein Dummkopf vor. Natürlich mußte er hierher kommen. Sollte er denn seinen Beutel mit dem weißen Staub der höhergelegenen Terrassen Tors füllen?

Ich wählte eine Seitenstraße, von der eine Sackgasse abging. Hier waren nur wenige Menschen unterwegs.

Ich hörte die Männer mit schnellen Schritten näher kommen.

Ich ließ die Gehkette, die ich erworben hatte, in meiner Hand schwingen, ohne mich umzudrehen. Dabei achtete ich auf das Spiel der Schatten. Bestimmt nahmen die Männer an, daß ich in der Gasse festsaß. Dabei hatte ich diesen Weg absichtlich gewählt, um sie endlich aus der Reserve zu locken. Außerdem war die Gasse hinter den Männern offen, was ihnen eine Fluchtmöglichkeit eröffnete. Ich wollte sie nicht umbringen.

Wahrscheinlich handelte es sich um einfache Straßenräuber.

Ich sah die huschenden Schatten, hörte das Rascheln der Burnusse. Lachend, beflügelt von der Energie des Kriegers, fuhr ich herum und ließ die Laufkette durch die Luft wirbeln. Die Metallglieder trafen den Anführer ins Gesicht. Er schrie auf, als sich die Kette um seinen Kopf wickelte. Ich benutzte seinen Körper, um die beiden Männer links von mir abzublocken. Dann ging ich in die Knie und schnellte mich kraftvoll auf den Mann zur Linken des Anführers zu. Ein Fuß traf ihn in die Brust. Ich glitt hinter den Anführer, packte den kleinen Mann rechts von ihm mit dem Arm und schleuderte ihn mit dem Kopf voran gegen die Mauer. Den letzten hob ich von den Füßen und ließ ihn den gleichen Weg gehen. Er stürzte neben seinem Kumpan nieder. Der Anführer wischte sich das Blut von der Stirn und trat zurück.

»Du bist ein Angehöriger der Kriegerkaste«, flüsterte er ehrfürchtig. Dann machte er kehrt und floh.

Ich verfolgte die Männer nicht, sondern kehrte auf den Basar zurück und erkundigte mich, wo ich Waffen und Kaiila kaufen konnte. Ein zerlumpter Jüngling, dem ich einen Kupfertarsk schenkte, gab mir Auskunft. Die Straße der Waffenschmiede schloß sich an den Basar an, während sich die Kaiilagehege vor dem Südtor der Stadt befanden.

Auf dem Weg zur Straße der Waffenschmiede kam ich erneut an dem Wasserverkäufer vorbei. Der Beutel auf seiner Schulter war nun wieder feucht und prall gefüllt.

»Tal, Herr«, sagte er zu mir.

»Tal«, erwiderte ich und betrat die Straße der Waffenschmiede. Ich war begierig, das TahariKrummschwert kennenzulernen.

»Zwischen den Kavars und den Aretai wird es zum Krieg kommen«, hörte ich einen Mann sagen.

Die Kampfkaila stieg auf die Hinterhand und stürzte sich auf das andere Tier. Die vorderen Klauen, die mit Schützern versehen waren, wirbelten durch die Luft, während sich die Hinterbeine in den Sand stemmten. Der lange, anmutige Hals reckte sich vor, das riesige, mit Fängen bewehrte Maul, das allerdings mit Lederriemen zugebunden war, traf den Reiter des anderen Tiers. Er wehrte den Angriff mit dem Schild ab und hieb mit der mächtigen gekrümmten Klinge nach mir.

Der Mann galoppierte an mir vorbei, zog sein Tier herum und verharnte einen Augenblick lang.

Ich bereitete mich auf den nächsten Angriff vor.

Zehn Tage lang trainierten wir nun schon, zehn goreanische Stunden am Tag. Von den letzten vierzig Angriffen waren acht unentschieden ausgegangen. In zweiunddreißig Fällen hatte man mich zum Sieger erklärt.

Mein Gegner zog den dunkelgelben Sandschutz von seinem dunklen Gesicht und rückte seinen Burnus zurecht. Der Mann hieß Harif und galt als der beste Säbelkämpfer in Tor.

»Bring uns Salz«, sagte er zu dem Schiedsrichter.

Der Schiedsrichter wandte sich an einen Jungen, der ihm einen Teller mit Salz reichte.

Der Krieger ließ sich aus dem Sattel gleiten und näherte sich zu Fuß meinem Tier.

Ich hob die messerscharfe gekrümmte Klinge meines Säbels. Vorsichtig steckte ich sie in die Scheide und glitt aus dem Sattel. Die Zügel reichte ich dem Jungen.

»Ich kann dir nichts mehr beibringen«, sagte Harif. »Möge Salz zwischen uns sein.«

»Möge Salz zwischen uns sein«, erwiderte ich.

Er nahm eine Prise Salz von dem Teller und tat sie auf seinen rechten Handrücken. Dann sah er mich an. »Ich hoffe, daß du dich über mich nicht lustig gemacht hast.«

»Nein«, sagte ich.

»In deiner Hand«, fuhr er fort, »erwacht der Stahl zum Leben, wird zum Raubvogel.«

Der Schiedsrichter nickte. Die Augen des Jungen leuchteten.

»Ich habe so etwas noch nicht erlebt«, sagte Harif. »Wer bist du?«

Ich streute eine Prise Salz auf meinen rechten Handrücken. »Ein Mann, der Salz mit dir teilt«, erwiderte ich.

Mit der Zunge berührte ich das Salz im Schweiß seiner rechten Hand, und er tat das gleiche bei mir.

»Wir haben Salz geteilt«, sagte er.

Im nächsten Augenblick drückte er mir die goldene Tarnscheibe aus Ar in die Hand, mit der ich meinen Waffenunterricht bezahlt hatte.

»Das Geld gehört dir«, sagte ich.

»Wie ist das möglich?« fragte er.

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte ich.

Er lächelte. »Wir haben Salz geteilt«, sagte er.

Farouk aus Kasra hatte sich freundlicherweise bereit erklärt, im letzten Stadium meiner Ausbildung als Schiedsrichter zu fungieren. Er war Kaufmann und lagerte zur Zeit in der Nähe der Stadt, während er Kaiila kaufte für eine Karawane zur Oase der Neun Brunnen. Diese Oase wird von Suleiman geführt, dem Herrn über tausend Lanzen, Suleiman vom Stamme der Aretai.

Farouks Sohn hatte uns bei den Kämpfen assistiert. Er hieß Achmed. Er war es gewesen, der vor vielen Monaten die Felseninschrift >Vorsicht vor dem Stahlurm< entdeckt hatte.

Farouk aus Kasra wollte am nächsten Morgen zur Oase der Neun Brunnen aufbrechen und hatte sich erboten, mich mitzunehmen. Am frühen Morgen würde sein Sohn am Südtor auf mich warten und mich dann zur Karawane führen.

Ich war nun auf dem Rückweg in die Stadt, um Alyena zu holen. Meine Pläne schienen sich erwartungsgemäß zu entwickeln. Auf unserem Weg zur Oase der Neun Brunnen würden wir an dem Stein vorbeikommen, den Achmed entdeckt hatte. Dieser Stein sollte der Ausgangspunkt für meine weitere Suche sein. Anschließend wollte ich die Oase der Neun Brunnen aufsuchen, wo es Vorräte und Wasser zu ergänzen galt. Ich wollte versuchen, einen Führer zu finden, zu dem Felsen zurückkehren und in östlicher Richtung durch die Tahari wandern. Durch Befragen von Oasenbewohnern und von Nomaden, die sich zweifellos da und dort in der Wüste aufhielten, hoffte ich im Laufe der Zeit genügend Informationen zusammenzutragen, um den geheimnisvollen Turm aus Stahl zu finden. Ich hielt es für wahrscheinlich, daß ein solcher Turm existierte. Ich nahm nicht an, daß der Mann, der die Buchstaben in den Stein geritzt hatte, einer Fata Morgana erlegen war,

ehe er starb. In den Fieberträumen Sterbender treten gewöhnlich keine Stahltürme auf. Irgend etwas hatte den Mann durch die Wüste getrieben, der Wunsch, eine Information weiterzugeben. Offensichtlich war er ein Wüstenräuber gewesen, doch hatte er anscheinend das Gefühl gehabt, er müsse die Zivilisation vor einem Stahlurm warnen. Ich war einigermaßen sicher, daß es diesen Turm gab. Doch konnte ich mir kaum eine Chance ausrechnen, das Gebilde zu finden, indem ich blindlings in die Wüste hinausmarschierte. Ich mußte mir von Nomaden und anderen helfen lassen, in der Hoffnung, einen Mann zu finden, der von dem Turm gehört oder ihn sogar gesehen hatte.

Die Straßen Tors lagen im Dunkeln. Sie waren uneben gepflastert und stellenweise sehr steil. Da und dort brannte eine einsame Laterne. Ich glaubte Schritte hinter mir zu hören. Vorsichtig schob ich meinen Burnus zurück und zog den Krummsäbel. Dann wartete ich. Doch es war nichts mehr zu hören.

Ich wanderte weiter. Es blieb still hinter mir. Nichts rührte sich in der Dunkelheit.

Ich mochte noch einen halben Pasang von meiner Wohnung entfernt sein, als ich plötzlich stehenblieb. Etwa vierzig Meter vor mir gähnte ein offenes Tor, erleuchtet durch Fackeln an den Mauern. Dahinter lag ein kleiner Hof, den ich überqueren mußte.

Ich sah einen Schatten, der hinter einem der beiden geöffneten Torflügel verschwand.

Zugleich hörte ich die Schritte von Männern hinter mir. Es waren fünf. Die ersten beiden schlug ich kurzerhand nieder. Die Krummsäbel der drei übrigen lenkte ich mit meiner Klinge ab und sprang zurück.

Klugerweise trennten sich die Kämpfer und schlichen geduckt näher. Ich ging auf Abstand, in der Hoffnung, den Mann in der Mitte in einen Kampf verwickeln zu können, wodurch er mindestens einen seiner Mitstreiter behindern mußte, je nachdem, in welche Richtung ich mich wandte.

Doch er hielt sich im Hintergrund, während die beiden Männer an den Flanken näher kamen. Welchen von den beiden ich auch angriff, er brauchte sich nur zu verteidigen die beiden anderen hatten dann eine gute Chance, mich zu überwältigen.

Diese Männer waren keine gewöhnlichen Straßendiebe.

Plötzlich blieben die Angreifer wie angewurzelt stehen. Ich erstarrte.

Einer warf seinen Krummsäbel fort. Die drei machten kehrt und ergriffen die Flucht.

Hinter mir hörte ich das mächtige Tor zufallen. Mit dumpfem Knirschen senkte sich der Querbalken in die Halterungen.

Ich fuhr herum. Außer dem geschlossenen Tor war nichts zu sehen. Die Fackeln brannten unruhig.

Im nächsten Augenblick ertönte auf der anderen Seite der Mauer ein durchdringender Entsetzensschrei.

Ich wußte in diesem Augenblick nicht, wie viele Männer im Hof auf mich gewartet hatten. Vermutlich entkam keiner seinem Schicksal.

Mit gezogenem Krummsäbel wartete ich außerhalb des geschlossenen Tors.

Schräg über mir ging ein Fenster auf. »Was geht da vor?« rief ein Mann.

Auch in anderen Fenstern erschienen Lichter. Ich erblickte eine verschleierte Frau, die vorsichtig in die Nacht hinausstarrte.

Es konnten nur wenige Ehn vergangen sein, als die ersten Männer mit Fackeln und Lampen auf die Straße eilten. Von der anderen Seite der Mauer tönte ebenfalls Lärm herüber. Innerhalb des Hofes schien sich etwas zu bewegen. Ich hörte eine Frau kreischen. Durch den schmalen Spalt zwischen den Torflügeln sah ich Gestalten mit Fackeln.

»Öffnet das Tor!« rief ein Mann neben mir und hämmerte gegen das Holz. Wir hörten, wie der schwere Balken angehoben wurde. Von unserer Seite schoben vier Männer das Tor auf. Die Menge im Hof wich zurück. Fackeln wurden gehoben, Blicke richteten sich auf das Pflaster des Hofes. Meine Augen suchten zuerst die hohen Mauern und benachbarten Dächer ab, ehe ich den Blick nach unten richtete.

Elf Männer lagen dort, nein die fürchterlich aussehenden Überreste von Männern.

»Was mag hier gewütet haben?« flüsterte ein Mann.

Vier Männer waren förmlich enthauptet, zwei anderen war der Kopf halb abgebissen worden. Andere Tote waren entsetzlich verstümmelt. Ich kannte diese Art von Wunden: zwei Männer hatten die Arme verloren, einer ein Bein, die Spuren mächtiger Zähne waren deutlich sichtbar. Ich kannte diese Spuren, in Torvaldsland hatte ich sie oft genug gesehen. Das Opfer wird an Hals und Schultern gepackt, während die kräftigen Klauenfüße den

Unterleib zerfetzen und die mächtigen Kiefer die Schädelknochen zermalmen.

Ich machte kehrt und verließ den Hof. Neben den beiden anderen, die vor dem Tor meinem Krummsäbel zum Opfer gefallen waren, standen mehrere Bürger.

Ich musterte die beiden. »Kennst du sie?« fragte ich einen Mann.

»Ja«, sagte er. »Zed und Saud, Männer Zev Mahmouds.«

»Die bringen niemanden mehr um«, bemerkte ein anderer.

»Wo kann ich wohl den ehrenwerten Zev Mahmoud erreichen?« erkundigte ich mich.

»Er und seine Männer sind oft im Cafe der Sechs Ketten zu finden«, sagte der Mann.

Ich bedankte mich, wischte meine Klinge am Burnus eines Toten ab und steckte die Waffe fort.

Als ich aufblickte, sah ich den kleinen Wasserverkäufer auf mich zueilen, den ich schon mehrfach getroffen hatte.

»Hast du das gesehen?« fragte er mit bleichem Gesicht und begann zu zittern. »Es war schrecklich!«

»Ich hab's gesehen«, sagte ich und deutete auf die beiden Toten zu meinen Füßen. »Kennst du diese Männer?« fragte ich.

Er starrte sie mit zusammengekniffenen Augen an. »Nein«, sagte er.

»Sie sind fremd in Tor.«

»Ist es jetzt nicht schon ein bißchen spät zum Wasserverkaufen?« fragte ich.

»Ach, ich wohne hier ganz in der Nähe«, erwiderte er und zog sich zurück.

Ich wandte mich an den Mann, mit dem ich zu Anfang gesprochen hatte.

»Wohnt er wirklich hier?« fragte ich.

»Nein«, erwiderte der Mann. »Er ist in der Nähe des Osttors zu Hause.«

»Kennst du ihn?«

»Er ist in Tor ziemlich bekannt«, erwiderte der Mann.

»Und wie heißt er?«

»Abdul«, entgegnete der Mann.

»Zev Mahmoud?« fragte ich.

Der untersetzte Mann in Kaffiyeh und Agal hob ärgerlich den Kopf und erbleichte.

Die Spitze meines Krummsäbels zeigte auf seinen Hals.

»Auf die Straße!« sagte ich zu ihm und wandte mich den beiden Männern zu, die ihm gegenüber mit untergeschlagenen Beinen an dem kleinen Tisch saßen. Ich machte eine Kopfbewegung. »Auf die Straße!« wiederholte ich.

»Wir sind aber zu dritt«, sagte Zev Mahmoud mahnend.

Doch ich blieb bei meinem Befehl.

Die Männer sahen sich an. Zev Mahmoud lächelte. »Also schön«, sagte er.

Einer von ihnen, der seinen Krummsäbel verloren hatte, ließ sich von einem Gast des Cafes eine Waffe geben.

»Wir verdienen uns noch unser Geld«, sagte er zu Zev Mahmoud.

Ich folgte ihnen auf die Straße und haute sie gnadenlos nieder. Ich hatte doch keine Lust, solche Männer hinter meinem Rücken in Tor zurückzulassen.

Es war spät, als ich in mein Zimmer im Distrikt der Treiber und Tierpfleger zurückkehrte. Es überraschte mich nicht, daß der Wasserverkäufer dort auf mich wartete.

»Herr«, sagte er.

»Ja?«

»Du bist neu in Tor«, sagte er, »und kennst dich in der Stadt vielleicht noch nicht so gut aus. Ich aber bin in Tor bekannt und könnte dir helfen.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte ich.

»Es gibt bald Krieg zwischen den Kavars und den Aretai«, fuhr er fort.

»Eine Folge mag sein, daß die Karawanenrouten unterbrochen werden.

Das könnte es schwierig machen, Treiber und Karawanenwächter zu finden, die sich in die Wüste hinauswagen. Ich könnte die Männer für dich auf treiben, gute, ehrliche Männer, die dich begleiten.«

»Ausgezeichnet«, sagte ich.

»Natürlich dürfte der geforderte Lohn etwas höher liegen als normal«, sagte er unbehaglich, »in Anbetracht der Umstände.«

»Das wäre verständlich«, entgegnete ich.

Er schien erleichtert zu sein. »Wo liegt dein Ziel, Herr?«

»Turia.«

»Und wann gedenkst du aufzubrechen?«

»Morgen in zehn Tagen.«

»Ausgezeichnet.«

Ich drückte ihm einen Silbertarsk in die ausgestreckte Hand.

»Meine Karawane ist klein«, sagte ich. »Sie besteht aus wenigen Kaiila. Ich nehme an, daß ich nicht mehr als drei Männer brauche.«

»Da kenne ich genau die richtigen«, sagte der Mann grinsend.

»Oh? Und wo gedenkst du sie zu finden?«

»Möglicherweise im Cafe der Sechs Ketten.«

»Ich hoffe nicht, daß du an den ehrenwerten Zev Mahmoud und seine Freunde gedacht hast.«

Er sah mich überrascht an.

»Es geht das Gerücht«, fuhr ich fort, »daß es im Cafe vorhin eine Auseinandersetzung gegeben hat.«

Der Wasserverkäufer erbleichte. »Dann muß ich versuchen, andere zu finden, Herr.«

»Tu das«, erwiderte ich.

Der Silbertarsk glitt ihm aus den zitternden Fingern. Er wich zurück.

Plötzlich wirbelte er herum und ergriff die Flucht.

Ich bückte mich und nahm die Münze auf. Ich war müde. Ich nahm nicht an, daß ich so schnell wieder von dem Wasserverkäufer hören würde.

Immerhin hatte ich ihm weisgemacht, daß ich erst in zehn Tagen nach Turia aufbrechen wollte.

Doch nun galt es Schlaf zu finden. Morgen früh gab es viel zu tun. Unter anderem mußte ich meine Begleiterin aus den öffentlichen

Sklavengehegen Tors holen. Achmed, der Sohn Farouks würde am Südtor der Stadt auf mich warten. Wir wollten uns der Karawane Farouks anschließen, die zur Oase der Neun Brunnen reiste. Dort gedachte ich Vorräte zu erstehen und einen Führer anzuheuern. In der Oase herrschte Suleiman, der Herr über tausend Lanzen, Suleiman vom Stamme der Aretai.

Ich drehte mich um und erstieg die schmale Holztreppe, die zu meinem Zimmer führte. Ich nahm an, daß ich den Wasserverkäufer Abdul ein für allemal los war.

-4-

Die Karawane zog gemächlich durch die Tahari.

Ich drehte meine Kaiila herum, gab ihr die Sporen und galoppierte an der langen Kette beladener Tiere entlang.

Mit der Spitze meines Säbels hob ich einen Vorhang beiseite.

Das Mädchen fuhr erschrocken zusammen. Alyena, die frühere Miß Priscilla Blake-Allen von der Erde, war bis auf einen winzigen Gesichtsschleier nackt. Sie saß in einer Kurdah, einem Aufbau auf dem Rücken einer Kaiila. Sie war ein hübsches Ding, wenn sie auch noch viel zu lernen hatte.

Die Sand-Kaiila auch Wüsten-Kaiila genannt ist nicht identisch mit dem Tier, das als Haustier und in freier Wildbahn in den mittleren Längengraden der südlichen goreanischen Hemisphäre anzutreffen ist; jenes Tier, das den Wagenvölkern als Reittier dient, findet sich nicht in der nördlichen Hemisphäre Gors. Zwischen den beiden Arten oder Spezies besteht offenbar eine phylogenetische Affinität; ich vermute, daß die SandKaiila eine der Wüste angepaßte Mutation der subäquatorialen Rasse ist; beide Tiere sind hochmütige, stolze Wesen mit langen Hälsen und einer eleganten Gangart, beide besitzen dreifache Augenlider, deren drittes eine transparente Membrane ist, von besonderem Nutzen in den Staub und Sandstürmen der südlichen Ebenen oder der Tahari; beide Geschöpfe lassen sich hinsichtlich ihrer Größe vergleichen und messen zwischen zwanzig und zweiundzwanzig Hand; beide sind schnell und haben ein unglaubliches Durchhaltevermögen; bei idealen Verhältnissen vermögen sie Entfernungen von sechshundert Pasang am Tag zurückzulegen, eine Strecke, die sich im Dünenland natürlich auf fünfzig Pasang reduziert. Die Kaiila sind außerdem nervös und ziemlich böartig; während die Sand-Kaiila ein Allesfresser ist, ernährt sich die südliche Kaiila allein von Fleisch; beide können notfalls längere Zeit ohne Wasser auskommen. Die Kaiila des Südens besitzt einen Zusatzmagen und kann mehrere Tage ohne Fleisch leben, dagegen muß die Sand-Kaiila öfter gefüttert werden; so kommt es, daß jeweils mehrere Packtiere einer Karawane für den Transport von Futter verwendet werden.

Ich kehrte an meinen Platz in der Karawane zurück.

In der Tahari hört der Wind niemals auf - ein heißer Wind, den die Nomaden und sonstigen Taharibewohner trotzdem willkommen heißen. Ohne diesen Luftzug wäre die Wüste völlig unerträglich, auch wenn man genügend Wasser hätte oder sich im Schatten aufhielte.

Ich lauschte auf den Klang der Karawanenglocken ein angenehmes Geräusch. Die Kaiila trotteten langsam dahin.

Der Tahariwind bläst vorwiegend aus dem Norden oder Nordwesten.

Er kann nur gefährlich werden, wenn er im Frühling von Westen und im Herbst von Osten weht.

Wir zogen durch ein hügeliges Gebiet mit trockenem Gebüsch. Zahlreiche große Felsbrocken lagen herum. Auf der Schattenseite einiger Felsen und an geschützten Hängen fanden wir da und dort widerstandsfähiges Verrgras. Von Zeit zu Zeit kamen wir an Wasserlöchern und Nomadenzelten vorbei. Einige dieser Wasserlöcher waren von kleinen Bäumen gesäumt, die an flache Regenschirme auf gekrümmten Stangen erinnerten – Flahdah-Bäume. An den Wasserstellen, die schlammigen Teichen ähnelten, wuchs ansonsten nichts hier erstreckte sich nur ausgetrocknete und rissige Erde; hatte es einmal eine Vegetation gegeben, war sie längst bis auf die Wurzel abgegrast. Die Risse im Erdreich waren so breit, daß man die Hand hineinstecken konnte, ein Gewirr von Spalten, das kein Ende zu nehmen schien. Die Nomaden schlagen ihr Lager am Wasserloch gewöhnlich in der Nähe eines Baums auf; die Blätter spenden Schatten, auch können die Männer ihre Vorräte an die Äste hängen und den Baum auf diese Weise als Lagerplatz verwenden.

Von Zeit zu Zeit hielt die Karawane, und wir kochten über winzigen Feuern unser Wasser und machten Tee.

Während einer solchen Rast kaufte ich Alyena eine kurze, schwarzweiß gestreifte SklavenDjellabah, die ihr vorzüglich stand. Außerdem brachte ich ihr bei, wie man ein Zelt aufstellte, auf offenem Feuer kochte und einem Manne ansonsten dienstbar war.

Ich zog den Burnus enger um meinen Kopf und brachte auf diese Weise meine Augen in den Schatten. Langsam ritten wir weiter.

In der Zeit der größten Hitze bewegen sich die Menschen der Tahari nur langsam und geradezu träge. Sie vermeiden jede überflüssige Anstrengung. Wenn es nicht unbedingt erforderlich ist, strengen sie sich nicht an, damit sie nicht schwitzen, womit unnötige Körperflüssigkeit verschwendet wird. Ihre Kleidung ist weit und locker, besteht jedoch aus eng gewirktem Stoff. Das äußere Kleidungsstück eines Karawanenreiters ist fast immer weiß. Diese Farbe reflektiert die Sonnenstrahlen. Die Weite der Kleidung wirkt sich bei jeder Bewegung wie ein Blasebalg aus; sie hält die Luft am Körper in Bewegung und kühlt auf diese Weise die Haut. Die Dichte des Stoffes führt dazu, daß Feuchtigkeit und

Wasser weitgehend erhalten bleiben, indem sie wieder auf der Haut kondensieren.

Auf einer Anhöhe schob ich den Burnus zurück, stellte mich in den Steigbügeln auf und blickte zurück. Ich machte das Ende der Karawane aus, fast einen Pasang entfernt. Langsam und anmutig zog sich die Kette der Tiere zwischen den Hügeln hindurch. Den Schluß bildete ein Mann auf einer Kaiila. Von Zeit zu Zeit stieg er ab, sammelte abgeworfenes Kaiilahaar ein und stopfte es in einen Beutel an seinem Sattel. Im Gegensatz zur Verr und Hurt wird die Kaiila niemals geschoren. Wenn das Tier sein Haar abwirft, sammelt man es ein. Je nach der Qualität des Haars werden daraus verschiedene Stoffarten gefertigt. Das Bauchfell der Kaiila ist am weichsten und am wertvollsten, während das Fell auf dem Rücken meistens für Seile und Zelttuch Verwendung findet.

Ich suchte den Horizont ab, konnte aber nichts entdecken.

Wieder ließ ich mich im Sattel nieder und zog die Kapuze des Burnus über die Augen. Schläfrig lauschte ich dem Klang der Kaiilaglocken. Alyena machte Fortschritte mit der goreanischen Sprache, was mich sehr freute. Als ich sie aus den Sklavengehegen Tors abholte, hatte sie dort vierzehn Tage zugebracht, fast drei goreanische Wochen. Natürlich hatte ich mich bei dem Sklavenmeister nach ihren Fortschritten erkundigt. Wie ich erfuhr, hatte sich Alyena willig angestellt, so daß man sie nicht hatte auspeitschen müssen. »Die Barbarin«, sagte der Sklavenmeister, »ist sehr intelligent, doch ihr Körper war zuerst seltsam verkrampft. Jetzt ist ihr Leib natürlich viel empfänglicher für die Welt ringsum. Wir haben nach Kräften dafür gesorgt.« Der Mann lächelte. Das Mädchen kniete vor dem Tisch des Sklavenmeisters. Ich saß seitlich von ihr. Mit gesenktem Kopf hockte sie vor mir. Ihre Augen funkelten. Sie wirkte wie eine erwachte Blume.

»Wir haben ihr einige grundsätzliche Dinge beigebracht«, sagte der torische Sklavenmeister. »Doch mehr hat sie noch nicht aufnehmen können.«

»Hast du sie das Tanzen gelehrt?« fragte ich.

»Soweit ist sie noch nicht«, erwiderte der Mann.

Ich musterte das Mädchen, um festzustellen, wieviel sie von dem goreanisch geführten Gespräch verstand. Sie kniete in der Haltung der Vergnügungssklavin.

»Ist sie gehorsam gewesen?« fragte ich.

»Ja.«

Ich lächelte. Das Mädchen reagierte typisch - sie versuchte durch Gehorsam weiterzukommen. Um Strafen zu vermeiden - Nahrungsentzug oder die Peitsche - hörte sie auf jedes Wort; doch nur äußerlich. Im Innern versuchte sie eine Insel für sich zu behalten, ein Stückchen, das nur ihr selbst gehörte. Damit glaubte sie uns zu täuschen. Ich nahm nicht an, daß ich mich um dieses Problem kümmern mußte, doch wenn sie eines Tages ihren wahren Herrn gefunden hatte, mochte es an ihm liegen, ihr diese Insel zu nehmen, sie ganz zur Sklavin zu machen. Zunächst wollte ich es ihr durchgehen lassen. Sollte sie ruhig glauben, daß sie uns narrete. Ich bezweifelte nicht, daß die liebliche Alyena eines Tages in den Armen eines willensstarken Mannes eine wahre Sklavin werden würde.

Ich bezahlte den Sklavenmeister und verließ sein Büro, gefolgt von meiner Sklavin.

Auf dem Rücken meiner Kaiila, unterwegs zur Oase der Neun Brunnen, lauschte ich schläfrig auf das Klipern der Kaiilaglocken. Der Nachmittag ging seinem Ende entgegen. In etwa einer Ahn würden wir haltmachen, um das Lager aufzuschlagen. Dann loderten bald die Feuer, und die Kaiilajungen würden die Tiere in kleinen Gruppen zusammentreiben und ihnen das Futter hinwerfen.

Die Zelte der Taharibewohner öffnen sich meistens nach Osten, damit die Morgensonne den Eingang erwärmt. In der Nacht braucht man oft eine dicke Djellabah oder eine zusätzliche Decke. Viele Nomaden zünden im Zelt ein kleines Feuer an, das mit Kaiila-Dung genährt wird und das die ganze Nacht hindurch glimmt. Darauf konnte ich natürlich verzichten, denn zu meinen Füßen schlief Alyena.

Plötzlich vernahm ich den dumpfen Laut von Kaiilahufen auf trockenem Boden. Ich schreckte hoch und sah mich wachsam um. Ich zog meine Kaiila herum und stand im Sattel auf.

Ein Mann ritt an der Karawane entlang - einer unserer Vorreiter.

»Reiter!« rief er. »Reiter!«

Ich entdeckte die Fremden, über hundert Reiter, die auf einer Hügelkuppe zur Linken erschienen waren und schnell näher kamen. Die Burnusse wehten hinter ihnen im Winde. Die Tiere glitten im lockeren Sand den Hang herab. Die Wächter unserer Karawane

galoppierten der Streitmacht entgegen. Ich stand in meinen Steigbügeln und blickte in die Runde, doch in den anderen Richtungen tat sich nichts. Natürlich mochten weitere Gruppen im Hinterhalt liegen und sich erst später blicken lassen. Beruhigt stellte ich fest, daß unsere Wächter nach allen Seiten Ausschau hielten. Eine unangenehme Überraschung war also nicht zu befürchten. Farouk, der Kaufmann und Karawanenherr, ritt vorbei, in seiner Hand wippte eine Lanze. Er wurde von sechs Männern begleitet. Ich sah die Treiber, die die Zügel ihrer Tiere hielten und die Hände über die Augen legten.

»Was ist los?« rief Alyena aus ihrer Kurdah.

»Sei still!« rief ich.

Das Mädchen sah mich verängstigt an.

»Bleib in deiner Kurdah, Sklavin!« sagte ich. »Und blicke nicht heraus.« Ich zog mein Tier herum und lockerte den Krummsäbel in der Scheide.

»Es sind Aretai!« brüllte ein Mann.

Daraufhin nahm ich die Hand von der Waffe.

Einige hundert Meter vor der Karawane zügelten die fremden Reiter ihre Tiere. Vor ihnen verhielt Farouk seine Kaiila und begann sich mit dem Anführer zu unterhalten. Unsere Karawanenwächter, deren Tiere nervös hin und her tänzelten, warteten hinter ihm. Die Lanzen waren emporgereckt, die Schäfte hatten die Männer in die Steigbügelhalterung gesteckt.

Ich zog meine Kaiila einige Schritte zur Seite.

»Aretai«, sagte einer der Treiber. Unser Ziel war die Oase der Neun Brunnen, die von den Aretai gehalten wurde. Suleiman, Herr über tausend Lanzen, war Pascha der Aretai.

Mehrere Neuankömmlinge spornten ihre Kaiila an und kamen von zwei Seiten auf die Karawane zu. Eine Gruppe ritt zur Spitze, eine andere Gruppe zum Ende unserer Kolonne. Etwa zwanzig Reiter, begleitet von Farouk und seinen Wächtern, begannen an der Karawane entlangzureiten und die Treiber und Kaiilapfleger zu befragen.

»Was soll denn das?« fragte ich einen neben mir stehenden Kaiilatreiber.

»Sie suchen nach Kavars«, sagte er.

»Und was passiert, wenn sie einen finden?«

»Sie bringen ihn um.«

Ich beobachtete die Männer, die auf ihren Kaiila von Mann zu Mann ritten und langsam näher kamen.

»Das sind die Männer Suleimans«, sagte der Treiber und hob den Zügel seiner Kaiila. »Sie sind gekommen, um uns zur Oase der Neun Brunnen zu geleiten.«

Immer näher kamen die Aretai. Immer wieder zügelten sie ihre Tiere, befragten die Männer in der Karawane. Ihr Anführer war ein Hauptmann mit einem rot eingefärbten Burnus. Mehrere Männer hatten die Krummsäbel blank über die Ledersättel gelegt.

»Du bist doch nicht etwa ein Kavar?« fragte der Treiber.

»Nein«, sagte ich.

Die Reiter hatten uns erreicht.

Der Treiber zog die Kapuze seines Burnus zurück und den Schleier von seinem Gesicht. Unter dem Burnus trug er ein Käppi. Der Reptuschschleier war rot. Er hob den Ärmel seines Burnus.

Der Offizier sah mich an. »Ärmel«, sagte er. Ich schob den Ärmel hoch und hielt ihm den linken Unterarm hin. Dort war nichts von dem schwarzen Krummsäbel zu sehen, der einem Jüngling der Kavars zu Beginn seiner Pubertät eintätowiert wird.

»Der Mann ist kein Kavar«, sagte Farouk und machte Anstalten, sein Tier anzutreiben.

Der Hauptmann Suleimans rührte sich nicht. Er starrte mich an. »Wer bist du?« fragte er.

»Ich bin kein Kavar«, erwiderte ich.

»Er nennt sich Hakim aus Tor«, sagte Farouk.

»In der Nähe des Nordtors von Tor«, sagte der Offizier, »gibt es einen Brunnen. Wie heißt er?«

»In der Nähe des Nordtors von Tor gibt es keinen Brunnen«, erwiderte ich.

»Wie heißt der Brunnen in der Nähe der Verkaufsstände der Sattelmacher?« wollte der Offizier wissen.

»Das ist der Brunnen der Vierten Passage Hand«, erwiderte ich. Man hatte an jener Stelle vor über einem Jahrhundert Wasser gefunden, während der vierten Passage Hand. Ich war froh, daß ich einige Tage in Tor zugebracht hatte, ehe ich meinen Unterricht am Krummsäbel begann. Es ist unklug, sich als Abkömmling eines Ortes auszugeben, den man überhaupt nicht kennt.

»Du sprichst nicht wie ein Mann aus Tor«, sagte der Offizier.

»Ich bin auch nicht in Tor geboren worden«, erwiderte ich. »Ich stamme eigentlich aus dem Norden.«

»Er ist ein Spion der Kavars!« sagte ein Leutnant neben dem Hauptmann.

»Ich bringe Edelsteine für Suleiman, euren Herrn«, sagte ich. »Dafür möchte ich von ihm gepreßte Dattelbarren kaufen.«

»Wir sollten ihn töten«, drängte der Leutnant.

»Ist das deine Kurdah?« fragte der Hauptmann und deutete auf die Kailla neben mir.

»Ja«, sagte ich.

Während der Inspektion hatten die Soldaten schon so manche Kurdah geöffnet, in denen sich immerhin Kavars verbergen mochten. Doch bis jetzt hatten sie hinter den Vorhängen nur erschrockene Mädchen gefunden.

»Was ist darin?« fragte er.

»Ein Sklavenmädchen weiter nichts.«

Er lenkte seine Kailla zur Kurdah und hob den Krummsäbel, um damit den Vorhang zur Seite zu streifen.

Doch schon fuhr mein Säbel hoch und verspernte ihm den Weg.

Die Männer erstarrten. Fäuste ballten sich um die Griffe der Krummsäbel, Lanzen wurden gesenkt.

»Vielleicht verbirgst du darin einen Kavar!« sagte der Hauptmann.

Daraufhin öffnete ich mit meiner Waffe den Vorhang. Das Mädchen, das in der Kurdah kniete, nackt und gefesselt, zuckte zurück.

»Schenkel«, befahl der Hauptmann.

Das Mädchen drehte das rechte Bein auswärts und zeigte ihm das Brandzeichen.

»Ist ja nur eine Sklavin«, sagte der Leutnant enttäuscht.

Der Hauptmann lächelte. Er musterte die herrlichen nackten Rundungen des Mädchens. »Ein sehr hübsches Exemplar«, sagte er leise, und sein Blick ruhte wohlgefällig auf ihr. »Vielleicht kann sie heute abend für uns tanzen.«

»Sie kann nicht tanzen«, sagte ich. »Sie ist eine Barbarin. Sie spricht noch nicht unsere Sprache.«

»Schade«, sagte der Mann. Bei goreanischen Sklaventänzen wird von dem Mädchen oft erwartet, daß sie die Leidenschaften stillt, die sie in ihrem Publikum zu erwecken vermag. Sie darf sich nicht einfach am Ende ihrer Vorstellung zurückziehen, sondern muß den anwesenden freien Männern zu Willen sein, wenn einer

oder mehrere sie zu besteigen wünschen. Sie muß den Preis für ihre Schönheit zahlen.

»Du mußt ihr das Tanzen beibringen«, sagte der Hauptmann lüstern.

»Das ist meine Absicht.«

»Eine hübsche Sklavin«, sagte er noch einmal und drehte seine Kaila zur Seite, um die Inspektion fortzusetzen. Als er weiterritt, warf mir der Leutnant, der mich unbedingt hatte umbringen wollen, einen düsteren Blick zu. Im nächsten Augenblick schloß er sich der davonreitenden Patrouille an.

»Bleib in der Kurdah«, sagte ich zu Alyena. »Und schau nicht heraus.« Mit zornigen Augen starrte sie mich an, während ich mit der Schwertspitze den Vorhang herunterstreifte.

Wenn ein Mädchen allmählich zu erkennen beginnt, daß sie eine Sklavin ist, in einer Gesellschaft, in der die Rolle der Sklavin unausweichlich festgelegt ist, geht eine phantastische Veränderung in ihr vor. Die ersten Vorläufer dieser Umwandlung spürte ich bereits in Alyena. Schon jetzt fand sie ihren Sklavenkragen aufregend; die Tatsache, daß sie das Eigentum von Männern war, faszinierte sie. Sie begann sich Gedanken über die Männer zu machen. Sie wurde kühn und verlor ihre Scham, wie es einem Besitztum zukommt. Sie gab sich bereits Gedanken und Träumen hin, die eine freie Frau entsetzt hätten, die aber für sie als Sklavin angemessen waren. Sie entdeckte ihre Sinnlichkeit.

Alyena hatte es noch nicht bewußt erkannt und hätte den Gedanken bestimmt entrüstet zurückgewiesen doch sie war auf dem besten Wege, eine Sklavin zu werden.

-5-

»Wasforderst du für sie?« fragte Suleiman. Er saß auf Kissen und auf Teppichen aus Tor.

Er trug Kaffiyeh und Agal in den Farben der Aretai.

Vor uns stand ein Mädchen auf dem glatten roten Holzboden. Ihr Körper war entspannt, ein herrlicher Anblick. Sie trug einen Gürtel aus zusammengerolltem Stoff und gelbe Tanzseide nach turianischer Art. Sie war barfuß; um ihre Fußgelenke lagen zahlreiche

goldene Reifen. Sie trug einen gelben Seiden-Büstenhalter, der ihre Schönheit unterstrich. Ihren Hals schmückten mehrere leichte Goldketten mit Anhängern, ihre Arme waren von Schmuckreifen umschlossen. Sie war blond und blauäugig und hatte eine helle Haut. Ich nickte den Musikern zu, die sofort zu spielen begannen. Ein leises Klimpern der Finger-Zimbeln ertönte, und Alyena begann für uns zu tanzen.

»Gefällt dir die Sklavin?« fragte ich.

Suleiman beobachtete sie mit zusammengekniffenen Augen. Sein Gesicht war ausdruckslos. »Sie ist nicht uninteressant.«

Ich zog unter meiner Robe den Gürtel hervor, in dem ich meine Edelsteine versteckt hatte. Vorsichtig schnitt ich die Naht auf, welche die beiden Teile zusammenhielt, nahm nacheinander die Steine heraus und legte sie vorsichtig auf den lackierten Intarsientisch, hinter dem Suleiman mit untergeschlagenen Beinen saß.

Er warf einen Blick auf die kostbaren Stücke, nahm sie nacheinander zwischen Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand. Manchmal hielt er sie ins Licht. Ich hatte mir größte Mühe gegeben, den ungefähren Wert meiner Steine zu ermitteln, und auch ihren Marktwert in gepreßten Datteln.

Rechts von Suleiman saß ein anderer Mann in entspannter Haltung. Auch er trug Kaffiyeh und Agal und einen Seidenkaftan. Er war ein Salzkaufmann aus Kasra.

»Es tut mir leid, daß wir nicht zusammen nach Kasra und von dort nach Tor reisen konnten«, sagte Ibn Saran.

»Ich wurde leider dringend fortgerufen«, sagte ich. »Es ging um geschäftliche Dinge.«

»Ich habe es mit Bedauern vernommen«, sagte Ibn Saran lächelnd und hob eine winzige Tasse mit dampfendem schwarzen Wein an die Lippen. Er war gezuckert und schmeckte grauenhaft.

Suleiman schob bestimmte Steine mit den Fingern in meine Richtung. Diese Exemplare legte ich wieder in meine Börse. Offensichtlich interessierte er sich in erster Linie für Diamanten und Opale. Beide Gattungen wurden in der Tahari nur selten gehandelt.

Er betrachtete Alyena. Ihr Körper schien sich kaum zu bewegen trotzdem tanzte sie, wie gegen ihren Willen. Es sah aus, als

wollte sie eigentlich stillstehen und müßte dazu die Wünsche des eigenen Körpers bekämpfen. Die Augen hatte sie geschlossen, die Zähne gruben sich in ihre Unterlippe, das Gesicht war gequält verzogen, die Arme mit geballten Fäusten über den Kopf erhoben dennoch bewegte sich der Körper wie von allein, ihr Körper zwang sie, sich den Augen der Männer in anmutiger Bewegung darzubieten. Mit dieser Art der Präsentation läßt sich eine unglaubliche Spannung erzeugen, der sich auch Suleiman und Ibn Saran nicht entziehen konnten.

Ich hatte einen Monat lang in der Oase der Neun Brunnen warten müssen, ehe mir eine Audienz bei Suleiman gewährt wurde.

Ibn Saran hob einen Finger, ohne den Blick von Alyena zu wenden. Von der Seite eilte ein Sklavenmädchen herbei sie trug einen durchscheinenden Hosen-Chalwar, der an ihrer Hüfte die nackte Haut sehen ließ, und darüber eine enge rote Weste. Sie war verschleiert. Das Mädchen kniete mit einem Silbergefäß neben ihrem Herrn nieder und schenkte ihm schwarzen Wein nach. Dann wich sie zurück. Ibn Saran machte ein zweites Zeichen, und ein anderes Mädchen, hellhäutig und blond, kam seiner Anordnung nach. Sie war ähnlich gekleidet wie die erste Sklavin und brachte ein Tablett mit verschiedenen Zuckersorten. Mit einem winzigen Löffel füllte sie vier Prisen weißen Zucker und sechs Prisen gelben Zucker in die Tasse. Nach jedem Löffel rührte sie den Wein vorsichtig um. Schließlich hielt sie die Tasse an die Wange, um zu prüfen, ob das Getränk nicht zu heiß war.

Ich blickte dem Mädchen nicht nach, welches den Silbertopf auf ein kleines Feuer gestellt hatte. Dennoch beschäftigten sich meine Gedanken mit ihr. Ich fragte mich, ob sie Suleiman oder Ibn Saran gehörte. Vermutlich war sie Suleimans Eigentum; immerhin befanden wir uns hier in seinem Palast.

Widerstrebend schob Suleiman zwei weitere Steine zurück. Wortlos nahm ich sie wieder an mich.

Im Tanzen drehte sich Alyena anmutig hin und her. Sie hatte in den letzten Wochen viel dazugelernt. Ibn Saran beobachtete sie und trank von seinem heißen schwarzen Wein. Ich spürte, daß er sich für ihre Schönheit interessierte.

Sie bückte sich mit ausgestrecktem Bein, bewegte es anmutig, winkelte es im Takt der Musik an, fuhr mit der Hand darüber hin. Alyena tanzte gut tief in ihrem Inneren loderte das Sklavenfeuer, auch wenn sie es selbst noch nicht wußte. Zuweilen sah sie ihr

Publikum an. Ihre Augen verkündeten: Ich tanze für euch, doch in Wirklichkeit bin ich keine Sklavin. Niemand hat mich bisher gezähmt. Das vermag niemand. Kein Mann vermag mich zu bändigen.

Doch der Tag würde kommen, da sie die Wahrheit erkannte. Es gab keinen Grund zur Eile. Die Männer der Tahari sind geduldig.

Vor Suleiman lagen nun fünf Steine drei funkelnde Diamanten und zwei Opale. Der eine war ein ganz gewöhnlicher milchiger Stein, der andere ein ungewöhnlicher rötlichblauer Flammenopal. Auf der Erde sind Opale nicht sonderlich wertvoll, doch auf Gor ist dieser Stein viel seltener. Es handelte sich um ausgezeichnete Exemplare, makellos oval, sorgfältig geschnitten und geschliffen. Dennoch kamen sie natürlich nicht an den Wert der Diamanten heran.

»Was möchtest du für diese fünf Steine haben?« fragte er.

»Hundert Lasten Dattelbarren«, sagte ich.

»Das ist zuviel.«

Natürlich verlangte ich zuviel. Es ging bei unserem Handel darum, meine erste Forderung so hoch anzusetzen, daß zuletzt ein akzeptabler Preis herauskam. Zugleich mußte ich es vermeiden, einen Mann von Suleimans Position und Intelligenz zu beleidigen. Den ersten Preis zu hoch zu wählen, als hätte ich es mit einem Dummkopf zu tun, wäre sehr töricht gewesen und hätte unangenehme Folgen für mich haben können vielleicht die sofortige Enthauptung, womit ich aber nur rechnen mußte, wenn Suleiman keine angenehme Nacht mit seinen Frauen und kein gutes Frühstück hinter sich hatte. Das aber war unwahrscheinlich, denn er war ein Genießer.

»Zwanzig Lasten Dattelbarren«, sagte er.

»Das ist zuwenig«, meinte ich.

Suleiman betrachtete die Edelsteine. Er wußte selbst, daß der von ihm genannte Preis zu niedrig war. Suleiman war ein Mann von Geschmack; er war außerdem sehr intelligent.

Immerhin war er es gewesen, der die Falle aufgebaut hatte.

Am sechsten Abend, nachdem die Eskorte der Aretai-Soldaten zur Karawane des Farouk gestoßen war, begann ich zu ahnen, welches Spiel gespielt wurde.

Der Leutnant des Hauptmanns der Eskorte suchte mich in meinem

Zelt auf. Er war es gewesen, der mich als Spion der Kavars verdächtigt hatte, der sich dafür ausgesprochen hatte, mich sofort umzubringen. Wir hatten nicht besonders viel füreinander übrig. Der Mann hieß Hamid. Der Hauptmann wurde Shakar genannt.

Verstohlen sah er sich um und setzte sich dann ungebeten zu mir auf die Matte. Dennoch hatte ich keine Lust, ihn zu töten.

»Du hast Edelsteine bei dir, die du an Suleiman verkaufen willst, den Pascha der Aretai«, sagte der Leutnant.

»Ja«, erwiderte ich.

Der Mann sah mich nervös an. »Gib mir die Steine«, sagte er. »Ich bringe sie zu Suleiman. Dich empfängt er nämlich nicht. Ich gebe dir als sein Bote den Gegenwert in Dattelbarren.«

»Damit bin ich nicht einverstanden«, sagte ich.

Er kniff die Augen zusammen, und sein Gesicht verzog sich mürrisch.

»Geh«, sagte er zu Alyena.

Ich nickte ihr zu. »Tu, was er sagt.«

»Ich wollte mich vor der Sklavin nicht genauer äußern«, sagte Hamid.

»Das verstehe ich.« Und das tat ich wirklich. Wenn er es für erforderlich hielt, mich umzubringen, durfte das auf keinen Fall vor einem Zeugen geschehen, auch wenn es sich nur um eine Sklavin handelte.

Er lächelte. »Es sind Kavars in der Gegend«, sagte er. »Sogar sehr viele.«

Damit konnte er recht haben. In den letzten Tagen hatte ich von Zeit zu Zeit kleine Reitergruppen gesehen, die uns in der Ferne zu begleiten schienen. Wenn die Wächter oder die Soldaten der Eskorte auf sie zuritten, hatten sie sich schleunigst zurückgezogen und waren zwischen den Hügeln verschwunden.

»Du solltest das lieber nicht weitererzählen«, fuhr Hamid fort, »aber es treibt sich in der Nähe eine Kavar-Gruppe herum, zwischen drei und vierhundert Mann stark.«

»Räuber?« fragte ich.

»Kavars«, sagte er. »Stammesangehörige. Außerdem Männer des verbündeten Stammes der Ta'Kara.« Er sah mich eindringlich an.

»Vielleicht kommt es bald zum Krieg. Dann nimmt die Zahl der Karawanen schnell ab, denn kein Kaufmann wird seine Waren aufs Spiel setzen wollen. Die Kavars wollen verhindern, daß Suleiman diese Waren erhält. Sie wollen die Vorräte zur Oase der

Silbersteine umleiten.« Es handelte sich um eine Oase der Char, die ebenfalls mit den Kavars verbündet waren. Sie hatte ihren Namen erhalten, als vor mehreren Jahrhunderten einige durstige Männer nachts auf die Quelle stießen. Auf den großen flachen Steinen in der Nähe hatte sich Tau niedergeschlagen, und die Feuchtigkeit hatte im Zwielficht wie Silber geschimmert. Übrigens gibt es oft Tau in der Tahari, ein Niederschlag von Luftfeuchtigkeit in kühlen Nächten. Natürlich verdunstet das Wasser nach dem Aufgehen der Sonne sofort wieder. Manche Nomaden graben vor dem Morgengrauen Steine aus, säubern sie, setzen sie im Freien aus und lecken später die Feuchtigkeit ab. Damit läßt sich natürlich nicht viel Wasser gewinnen, doch es ist besser als gar nichts.

»Wenn sich so viele Kavars und Ta'Kara in der Nähe herumtreiben«, sagte ich, »habt ihr nicht genügend Männer, um unsere Karawane zu verteidigen.« Ich hatte den Eindruck, daß bei den gegebenen militärischen Verhältnissen eine so kleine Eskorte geradezu zum Angriff herausforderte.

Hamid, der Leutnant Shakars, des Hauptmanns der Aretai, antwortete nicht auf meine Bemerkung. Er kam vielmehr auf seine erste Bitte zurück. »Gib mir die Steine. Ich bewahre sie für dich auf. Wenn du sie mir nicht gibst, verlierst du sie vielleicht an die Kavars. Ich reiche sie für dich an Suleiman weiter, der dich nicht empfangen wird. Ich schließe den Handel für dich ab und Sorge für einen guten Preis.«

»Ich werde selbst mit Suleiman sprechen«, sagte ich. »Ich handle meine Preise persönlich aus.«

»Kavar-Spion!« fauchte er. Ich schwieg.

»Gib mir die Steine!«

»Nein.«

»Hast du die Absicht«, fragte er, »dir Zutritt bei Suleiman zu verschaffen, um ihn dann zu ermorden?«

»Das wäre wohl kaum der richtige Weg, um einen guten Preis in Dattelbarren zu erzielen«, sagte ich gelassen und fügte hinzu: »Du hast ja deinen Dolch gezogen!«

Im nächsten Augenblick stürzte er sich auf mich, doch ich saß längst nicht mehr an meinem Platz. Ich war aufgesprungen, trat gegen die Stange, die das Zelt hielt, und glitt ins Freie. Gleichzeitig zog ich meinen Krummsäbel. »Ho!« brüllte ich. »Ein Einbrecher! Ein Einbrecher!«

Männer eilten herbei, unter ihnen Shakar, Hauptmann der Aretai, und mehrere seiner Männer. Treiber und Sklaven drängten herbei. Unter der herabgesunkenen Zeltplane bewegte sich eine Gestalt. Auf ein Zeichen Shakars wurde der Zeltstoff zurückgeschlagen.

»Oh!« rief ich überrascht. »Es ist der ehrenwerte Hamid! Verzeih mir, edler Herr! Ich habe dich für einen Einbrecher gehalten!«

Hamid knurrte etwas vor sich hin und klopfte sich den Staub von der Tunika.

»Ungeschickt, sich ein Zelt auf den Kopf fallen zu lassen«, sagte Shakar und steckte seinen Säbel ein.

»Ich bin gestolpert.« Hamid machte keinen sonderlich erfreuten Eindruck, als er seinem Hauptmann in die Dunkelheit folgte und dabei einen kurzen Blick über die Schulter warf.

»Richte das Zelt wieder auf«, sagte ich zu Alyena, die mich erschrocken ansah.

»Jawohl, Herr«, sagte sie.

Ich machte mich auf die Suche nach Farouk. Ich wollte verhindern, daß seine Männer sinnlos ihr Leben opferten.

Wir brauchten auf den Angriff der Kavars nicht lange zu warten. Es passierte am nächsten Tag, kurz nach der zehnten Stunde, der goreanischen Mittagsstunde.

Es überraschte mich nicht, daß die Soldaten der Aretai-Eskorte zum Kampf antraten, dann aber schleunigst ihre Kaiila herumzogen und die Flucht ergriffen, war die Übermacht der von den Hängen herabschwärmenden Gegner doch erstaunlich groß.

»Wehrt euch nicht!« rief Farouk seinen Wächtern zu und ritt an der Karawane entlang. »Nicht kämpfen! Leistet keinen Widerstand !«

Wenige Minuten später ritten die Kavars mit gesenkten Lanzen zwischen uns herum.

Die Wächter Farouks folgten dem Beispiel ihres Herrn; sie ließen ihre Schilde in den Sand fallen, stießen ihre Lanzen mit den Schäften nach unten in den Boden, zogen ihre Krummsäbel und warfen sie mit den Klingen nach unten von sich.

Sklavinnen schrien durcheinander.

Mit Lanzen bedeuteten die Kavars ihren Gefangenen abzustiegen. Die Männer wurden zusammengetrieben. Kavars ritten an

der Karawane entlang und befahlen den Treibern, ihre Tiere wieder in die Kolonne einzufügen. Mit Säbeln schnitten sie hier und dort Ballen und Kisten auf und stellten fest, was sich darin befand.

Ein Kavar-Krieger zeichnete mit der Lanzenspitze eine Linie in den Sand.

»Entkleidet die Frauen!« rief er. »Sie sollen hinter dieser Linie Aufstellung nehmen!«

Dem Befehl wurde Folge geleistet. Ich sah, wie Alyena am Arm aus ihrer Kurdah gezerrt und zu Boden gestoßen wurde. Entsetzt starrte sie den Krieger an, der sie zur Linie zerrte. »Ein hübsches Kind!« rief er.

»Oh!« hauchte sie.

»Stell dich auf, Sklavin!« befahl er.

»Warum hast du deine Waffen nicht abgelegt?« fragte ein Kavar und zügelte seine Kaiila neben mir.

»Ich gehöre nicht zu Farouks Wächtern«, sagte ich.

»Du bist doch ein Mitglied der Karawane, nicht wahr?«

»Ich reise mit dieser Karawane, das ist richtig.«

»Übergib deine Waffen«, sagte er, »und steige ab.«

»Nein.«

»Wir haben nicht die Absicht, dich zu töten.«

»Das freut mich zu hören«, erwiderte ich. »Ich möchte dich ebenfalls nicht töten.«

»Sucht die Aretai«, rief ein Mann im Vorbeireiten. »Tötet sie!«

»Bist du ein Aretai?« wollte der Mann von mir wissen.

»Nein.«

Kaiila wurden an uns vorbeigeführt. Andere Tiere blieben bei ihren Treibern.

Staub wallte, aufgewirbelt von den Hufen der Tiere. Die Mädchen standen in einer Reihe nebeneinander. Ihre Beine waren staubbedeckt. Sie hatten die Augen zusammengekniffen. Zwei Mädchen husteten. Einige traten unruhig hin und her, denn Staub und Steine fühlten sich heiß an unter den nackten Füßen. Kein Mädchen verließ die Reihe. Ein Offizier ritt hastig an der Gruppe entlang und gab seine Befehle. Die erste, die mit einem Lanzenschaft aus der Reihe geholt wurde, war Alyena.

Es freute mich, daß die Kavars sie für würdig erachteten, ihre Sklavin zu sein.

Nach kurzer Zeit standen acht andere Mädchen hinter Alyena,

fertig zum Anketten. Sechs Mädchen waren von den Kavars abgelehnt worden. »Lauft zu euren Herren!« rief ein Kavar diesen Mädchen zu. Beschämt huschten sie davon.

Alyena freute sich sichtlich, daß sie die Reihe anführte.

»Ich möchte dir empfehlen«, sagte der Kavar, »deine Waffen abzuliefern und abzustiegen.«

»Und dir rate ich, mit deinen Gefährten davonzureiten, wenn euch das Leben lieb ist.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte er.

»Wärest du ein Aretai, hättest du die Karawane kampflos aufgegeben?«

»Natürlich nicht«, sagte er. Und wurde bleich.

»Zum Glück«, sagte ich, »sehe ich nur im Osten eine Staubwolke.

Trotzdem würde ich nicht nach Westen reiten, denn das wäre ein zu offensichtlicher Fluchtweg für eine überraschte Streitmacht. Vielleicht liegen dort andere Kämpfer auf der Lauer. In Anbetracht der Weite des Terrains und der Zahl der Soldaten, die die Aretai vermutlich zusammenbekommen, wäre es sicher nicht leicht für sie, euch zu umzingeln, es sei denn, ihr laßt sie zu dicht an die Karawane heran. Ich würde mich zu der Empfehlung versteigen obwohl ich dafür keine Garantie übernehmen kann, habe ich doch das Gelände nicht ausgekundschaftet, schleunigst nach Süden abzuziehen.«

»Im Süden«, sagte er, »liegt das Gebiet der Aretai!«

»Es käme mir unwahrscheinlich vor, wenn man auf eine Flucht in diese Richtung eingerichtet wäre«, sagte ich. »Ihr könnt ja später von diesem Weg wieder ablassen.«

Er stellte sich in den Steigbügeln auf. Dann stieß er einen Schrei aus. Ein Offizier ritt herbei. Die beiden spähten nach Osten. Eine gewaltige Staubwolke erhob sich dort wie eine Krummsäbelklinge in den Himmel.

»Wir müssen kämpfen!« rief ein Mann.

»Ohne daß ihr wißt, wie stark der Gegner ist?« fragte ich.

Der Offizier sah mich an. »Wie groß ist die Streitmacht?« fragte er.

»Das weiß ich nicht«, sagte ich. »Doch ich nehme an, daß es genügend Männer sind, um das gesteckte Ziel zu erreichen.«

»Wer bist du?« fragte der Offizier.

»Ein Mann, der zur Oase der Neun Brunnen möchte«, erwiderte ich.

Der Offizier richtete sich auf und hob seine Lanze. Wütend gab er seiner Kaiila die Sporen und galoppierte aus dem Lager. Die wirbelnden Burnusse der Kavars und Ta'Karas entfernten sich von der Karawane. Sie zogen nach Süden. Der Anführer schien ein guter Offizier zu sein. Ich ritt zu Alyena hinüber, die zu mir aufblickte. »Anscheinend kommst du nun doch nicht an die Kette«, sagte ich.

»Das freut mich!« rief sie.

»Sei nicht enttäuscht. Als Sklavin wirst du dich an Ketten noch gewöhnen.« Ich hob sie in den Sattel.

»Man hätte mich als erste an die Kette gefesselt«, sagte sie lachend.

»Heißt das nicht, daß ich die schönste von allen war?«

»Unter Tarsk«, sagte ich, »sieht sogar ein weiblicher Sleen hübsch aus.«

»O Herr!« rief sie zerknirscht.

Ich ließ sie in ihre Kurdah umsteigen und wandte mich ab. Im Osten waren die Reiter nun schon deutlich zu erkennen. Es waren etwa vierhundert.

»Herr«, sagte das Mädchen.

»Ja.«

»Ich weiß, daß ich schön bin.« Nackt kniete sie in der Kurdah. Sie hatte sich aufgerichtet und legte die Hände an den Sklavenkragen. Stolz hob sie den Kopf. Ihre blitzenden Augen waren auffällig blau; das lange blonde Haar hing über ihre Schultern herab.

Die Aretai näherten sich der Karawane. Kurz darauf machte ich im Westen ebenfalls eine Staubwolke aus, die von etwa zweihundert Reitern aufgewirbelt wurde. Es war ein vorzüglicher Plan gewesen nur hatten die Kavars offenbar rechtzeitig die Flucht ergriffen.

»Ich weiß, daß ich schön bin, weil ich den Sklavenkragen trage«, sagte Alyena. »Habe ich nicht recht?«

»Du hast recht, Sklavin«, sagte ich. »Wenn die Männer dich nicht schön fänden, hätten sie dich als freie Frau weiterleben lassen. Nur die allerschönsten Mädchen kommen für das Brandzeichen und den Kragen in Frage.«

Sie sah mich an.

»Jeder richtige Mann, der eine solche Frau erblickt, wünscht sie zu besitzen«, fuhr ich fort.

»Auf dieser Welt ist das möglich«, flüsterte Alyena. »Die armen Frauen!«
Ich streifte den Vorhang der Kurdah herunter und ritt weiter.
Von Westen und Osten galoppierten die Aretai heran - die Lanzen
gesenkt, die Krummsäbel erhoben. Sie fanden keine Kavars und auch
keine Ta'Kara. Die Falle schnappte zu - aber war leer.

Suleiman war ein Mann von Geschmack; er war auch ungemein
intelligent.

Er betrachtete die Edelsteine.

Er war es gewesen, der den listigen Angriff organisiert hatte.

»Fünfundzwanzig Lasten Dattelbarren«, sagte er.

»Neunzig«, hielt ich dagegen.

»Du verlangst zuviel«, sagte er.

»Großer Pascha«, sagte ich, »nach meiner Meinung ist dein Preis zu
niedrig.«

»Wo sind die Kavars?« hatte Shakar gebrüllt, der Kapitän der Aretai, als
er durch das Karawanenlager galoppierte, dichtauf gefolgt von Hamid.

»Sie sind fort«, erwiderte ich.

Wären die Kavars in die Falle geraten, hätte es ein Massaker gegeben.

Suleiman war ein Mann, vor dem man Respekt haben mußte.

Der tatsächliche Wert der Steine, den ich in Tor ermittelt hatte, lag
zwischen sechzig und achtzig Lasten Dattelbarren. Natürlich ging es mir
weniger darum, ein gutes Geschäft zu machen, als Suleiman
kennenzulernen.

Ich befand mich nun schon einen Monat lang in der Oase, und erst jetzt
hatte er sich bereit erklärt, mich zu empfangen. Vor kurzem war Ibn
Saran mit einer Karawane in der Oase eingetroffen. Etwa
zwanzigtausend Menschen lebten hier, zumeist Bauern und Handwerker
mit ihren Familien. Neun Brunnen war eine der großen Oasen. Ich hielt
es für wichtig, Suleiman kennenzulernen. Um meiner Rolle treu zu
bleiben, wollte ich ihm Edelsteine anbieten. Die auf diese Weise
erstandenen Dattelbarren sollten auf meinem weiteren Weg nach Osten
den Rahmen bilden für meine Auftritte als Dattelkaufmann. Ich ahnte,
daß meine Vorladung zu Suleiman indirekt wohl auch mit der Ankunft Ibn
Sarans in der Oase zu tun hatte. Vermutlich hatte er sich für mich
eingesetzt, wofür ich ihm ehrlich dankbar war. Er erinnerte sich natürlich
an mich,

hatten wir uns doch im Hause des Samos kennengelernt. Wäre es nicht zu dieser Audienz bei Suleiman gekommen, hätte ich bald aus eigener Kraft nach Osten weiterreisen müssen was ohne Führer ungemein gefährlich war. Die Männer der Tahari töten jeden, der eine Landkarte des Wüstenreiches anlegt. Sie kennen ihr Land oder die Regionen darin; es liegt ihnen nicht daran, daß sich Fremde ebenso gut auskennen. Ohne Führer, der die Wasserstellen kannte, war eine Reise in die Tahari ein selbstmörderisches Unterfangen. Ich hatte für Führungsdienste einen guten Preis geboten, doch niemand hatte sich gemeldet. Angeblich hatten die Menschen Angst vor dem bevorstehenden Krieg, vor der Gefahr, sich in solchen Zeiten in die Wüste hinauszuwagen. Ich vermutete allerdings, daß man ihnen befohlen hatte, mir den Dienst zu verweigern. Ein Mann war zuerst einverstanden gewesen, hatte mich aber am nächsten Morgen ohne nähere Erklärung informiert, daß er es sich anders überlegt hätte. Manchmal hatte ich Hamid erblickt, den Leutnant Shakars. Er schien noch immer anzunehmen, daß ich ein Spion der Kavars war. Als dann Ibn Saran in der Oase erschien, hatte mich Suleiman zu sich gebeten. Ich fragte mich, ob er womöglich auf Ibn Saran gewartet hatte. Anscheinend besaß Ibn Saran in der Oase der Neun Brunnen einen größeren Einfluß, als man von einem einfachen Salzkaufmann erwarten konnte. Mehr als einmal hatte ich gesehen, wie Männer ehrfürchtig seiner Kaiila auswichen und ihm die Hände entgegenstreckten.

Alyena, die noch immer tanzte, schien die Macht Ibn Sarans zu spüren. Der Salzkaufmann saß entspannt auf seinen Kissen und beobachtete sie. Sein Gesicht war ausdruckslos. Er schlürfte seinen heißen schwarzen Wein.

Alyena warf sich vor ihm zu Boden und bewegte sich im Takt der Musik. Vielleicht sah sie in ihm einen reichen Mann, der sie kaufen und ihr ein geschütztes Sklavenleben bieten konnte ein Leben, in dem ihr Kornstampfen, Tuchweben, Buttermachen oder Wassertragen erspart blieben.

Der intensive Tanzunterricht, der unmittelbar nach unserer Ankunft in der Oase der Neun Brunnen arrangiert worden war, hatte in meinen Augen ihren Wert erheblich gesteigert, ihn vielleicht sogar verdoppelt oder verdreifacht. Die geringen Kosten dieses Unterrichts waren eine vorzügliche Investition gewesen. Mein Besitz hatte erheblich an Wert zugenommen. In erster Linie

lag das natürlich an dem Mädchen, das sich mit ungeheurem Fleiß in den Unterricht gestürzt hatte. Stundenlang hatte sie jede Tanzbewegung geübt und sich erst zufriedengegeben, wenn sie auch die kleinste Geste sicher beherrschte.

Ihre Lehrerin war die Cafe-Sklavin Seleenya, die ich von ihrem Herrn gemietet hatte; begleitet wurde der Unterricht von einem Flötisten und einem Kaskaspieler.

Seleenya hatte sich über die Fügsamkeit und Auffassungsgabe ihrer Schülerin sehr zufrieden geäußert und ich sah nun, daß sie recht hatte. Auf einen Wink Ibn Sarans hin hob sich Alyena langsam von den roten Kacheln, sie lag auf den Knien und ließ mit einer ruckhaften Bewegung den Kopf emporschnellen, daß die Haare flogen. Sie sah Ibn Saran an und beugte sich plötzlich vor, als gehorche sie einem Impuls, als könne sie nichts dagegen tun dann küßte sie den Boden vor seinen Füßen. Sie blickte zu ihm auf. Offenbar wünschte sie, von ihm gekauft zu werden. Mit einer Fingerbewegung forderte er sie auf, sich zu erheben. Kühn schob sie das rechte Bein vor; die Arme über den Kopf erhoben, stand sie langsam auf.

»Darf ich deine Sklavin entkleiden?« fragte Ibn Saran.

»Natürlich«, sagte ich.

Er nickte dem Mädchen zu. Im Takt der Musik öffnete sie den Büstenhalter aus gelber Seide und warf ihn achtlos beiseite. Sein Interesse an ihr erregte sie. Es war offenkundig, daß sie sich wünschte, von ihm gekauft zu werden.

Ich hob den Finger und brachte zum Ausdruck, daß ich noch gern etwas von dem heißen schwarzen Wein gekostet hätte. Das Mädchen, das neben dem erhitzten silbernen Weingefäß kniete, erstarrte; sie zögerte. Sie hatte helle Haut und dunkles Haar. Sie trug eine schmale Weste aus roter Seide; in der Körpermitte schimmerte nackte Haut. Um ihre Hüften lag ein Chalwar, ein geschlitztes hosenähnliches Kleidungsstück, das um die Fußgelenke zugebunden war. Hastig eilte sie zu mir. Mit geneigtem Kopf kniete sie nieder. Vorsichtig goß sie die heiße schwarze Flüssigkeit in die winzige rote Tasse. Ich schickte sie zurück. Die Inschrift ihres Sklavenkragens hatte ich unter dem Schleier nicht entziffern können. Vermutlich gehörte sie Suleiman, da sie in seinem Haus diente. Das andere Mädchen, das rothaarig war, hob das Tablett mit den Zuckerportionen. Doch ich wandte mich ab. Ich fand es

barbarisch, den ohnehin schweren Wein auch noch mit Zucker zu versetzen.

Alyena löste nun langsam die Tanzseide von ihren Hüften, ohne den Stoff ganz loszulassen; geschickt bewegte sie die durchsichtigen Bahnen vor ihrem Körper hin und her; sie forderte den ruhig dasitzenden Ibn Saran heraus.

Er verfolgte ihre Gestik mit dem Schleier; sie stellte sich geschickt an. Er wußte das zu schätzen, kannte er sich mit Sklavinnen doch vorzüglich aus.

Das gleiche galt für mich, wenn auch zweifellos in weitaus geringerem Umfang. So hielt ich das schwarzhaarige Mädchen, das sich um das Gefäß mit dem schwarzen Wein kümmern mußte, für ein ausgezeichnetes Exemplar eine sinnliche, wenn auch noch nicht ausreichend gezähmte Sklavin. Sie zu sehen war gleichbedeutend mit dem Wunsch, sie zu besitzen.

Vor längerer Zeit hatte ich die Chance gehabt, sie zu kaufen, doch ich war ein Dummkopf gewesen. Ich hatte sie nicht in Ketten auf mein Schiff geführt, um sie in mein Haus bringen zu lassen.

Später hatte ich Tab, einen meiner Kapitäne, nach Lydius geschickt, um sie zu kaufen, doch da war es schon zu spät gewesen.

Bisher hatte ich nicht gewußt, wo sie sich aufhielt.

Sie hatte einmal meinen Befehl mißachtet, wofür sie bestraft werden mußte. Damals war ich in die Wälder des Nordens gereist, um Talena zu befreien und nach Port Kar zurückzuholen, wo wir - so hoffte ich damals unsere Gefährtenschaft erneuern konnten. Es wäre sicher nicht passend gewesen, mit Talena zurückzukehren und zugleich dieses phantastische dunkelhaarige Mädchen im Laderaum mitzubringen. Hätte ihr Talena nicht sofort die Kehle durchgeschnitten? Und hätte ich sie befreit, wäre sie nicht bald wieder in die Gewalt von Sklavenhändlern geraten? Ihre Flucht aus dem Sardargebirge, gegen meinen Befehl, hatte sie zu den Panthermädchen geführt. Die Räuberinnen des Nordens hatten sie an Sarpedon, einen Tavernenwirt aus Lydius, verkauft, wo ich sie schließlich fand. Zur Flucht aus dem Sardargebirge hatte sie meinen Tarn verwendet. Der Vogel war später zurückgekehrt, doch ich hatte ihn wütend vertrieben; dabei war so ein Tier zehnmal mehr wert als jede Sklavin. Doch was nützt einem Krieger ein Tarn, der einen Fremden, noch dazu ein Mädchen, in seinem Sattel duldet?

In Sarpedons Schänke in Lydius hatte ich das Mädchen

wiedergefunden Vella, die frühere Miß Elizabeth Cardwell von der Erde. Sie hatte mich angefleht, sie zu befreien. Ich hatte sie für ihren Ungehorsam nicht getötet, sondern nur ein paarmal mit ihr geschlafen und sie dann als Sklavin zurückgelassen.

Hatte sie wirklich angenommen, daß ich sie befreien, daß ich ihrem Flehen nachgeben würde? Erst in diesem Augenblick, in Sarpedons Taverne in Lydius, erkannte ich, daß sie wirklich eine Sklavin war. Dabei hatten wir uns vor langer Zeit einmal etwas bedeutet. Ich erinnerte mich daran, daß ich sie im Delirium, unter dem Einfluß eines Giftes, gebeten hatte, mich zu lieben. Doch als ich mich später, nach meinen Erlebnissen in Torvaldsland, im heilenden Delirium des Gegenmittels von dem Gift befreite, da war es aus gewesen mit dieser Sehnsucht in alter Stärke, lachend, hatte ich sie in den Metallkragen gesteckt und zu meiner Sklavin gemacht. Gewiß, sie hatte einmal den Priesterkönigen gedient, ebenso wie ich, doch das war lange her. Inzwischen flehte sie mich an wie eine echte Sklavin und nach goreanischem Gesetz löscht ein Sklavenkragen die Vergangenheit aus. Ja, jetzt war die hübsche Vella eine Sklavin, ein für allemal eine Sklavin.

Unauffällig sah ich mich nach ihr um. Sie kniete neben dem kleinen silbernen Weingefäß mit der langen Tülle. Ihre Augen blitzten ärgerlich über den Schleier. Aber sie zu sehen war gleichbedeutend mit dem Wunsch, sie zu besitzen.

Im schnellen Rhythmus der lauter werdenden Musik wirbelte Alyena vor uns herum. Ihr Schmuck klimperte verlockend, sie tanzte dem Höhepunkt ihrer Vorstellung entgegen: urplötzlich erstarrte sie, die Musik hörte auf, im gleichen Augenblick verharrte sie reglos, mit zurückgeneigtem Kopf. Ihr Körper war schweißnaß. Als die letzten Takte der barbarischen Musik erklangen, ließ sie sich vor Ibn Saran zu Boden fallen und bot sich ihm dar. Sie atmete schwer.

Großmütig bedeutete ihr Ibn Saran aufzustehen. Sie gehorchte und blieb einen Augenblick lang vor ihm stehen.

Ibn Saran sah mich an und lächelte gepreßt. »Eine interessante Sklavin«, sagte er.

»Möchtest du ein Angebot abgeben?« fragte ich.

Ibn Saran deutete auf Suleiman, der höflich den Kopf neigte. »Ich würde auf keinen Fall gegen einen Gast in meinem Haus bieten«, sagte er.

»Und ich«, sagte Ibn Saran, »halte es nicht für höflich, gegen

den Mann zu bieten, in dessen Haus ich so großzügig willkommen heißen werde.«

»In meinem Vergnügungsgarten«, sagte Suleiman lächelnd, »habe ich zwanzig Frauen ihres Kalibers.«

»Ah«, sagte Ibn Saran und verneigte sich.

»Siebzig Lasten Dattelbarren für die Steine«, sagte Suleiman zu mir. Der Preis war fair. Auf seine Weise war er großzügig. Vorhin hatte er mit mir geschachert und auf diese Weise seine Rolle als Handelskönig der Wüste gespielt. Nun sprach er zu mir als Suleiman, Ubar und Pascha der Neun Brunnen, und setzte den Preis fest. Ich wußte, daß an diesem Preis nicht mehr zu rütteln war; Suleiman kürzte die langen Verhandlungen einfach ab.

»Du hast mir deine Gastfreundschaft erwiesen«, sagte ich, »und es wäre mir eine Ehre, wenn Suleiman Pascha diese einfachen Steine für sechzig Lasten annähme.«

Er verbeugte sich und rief einen Schreiber herbei. »Gib diesem Juwelenhändler einen Anrechtschein«, sagte er, »im Werte von achtzig Lasten Dattelbarren.«

Ich senkte den Kopf. »Suleiman Pascha ist sehr großzügig«, sagte ich. In der Ferne erklang Lärm. Stimmen brüllten durcheinander. Ibn Saran und Suleiman schienen nicht darauf zu achten.

Alyena stand mit erhobenem Kopf auf den roten Kacheln. Mit der rechten Hand streifte sie das Haar zurück.

Die aufgeregten Stimmen wurden lauter, dann ertönte das schrille Wiehern einer Kaila ein Laut, der im Palast des Paschas der Neun Brunnen fehl am Platze war.

»Was geht hier vor?« fragte Suleiman und erhob sich mit wehender Robe.

Alyena sah sich um.

In diesem Augenblick erschien zu unserer Verblüffung eine Kampfkaila in dem verzierten turmförmigen Portal des großen Saales. Das Tier drängte die Wächter zur Seite, und seine Hufe rutschten auf dem glatten Boden aus. Ein verschleierter Krieger in einem weiten Burnus saß im Sattel. Die Krieger stürzten vor, der Krummsäbel des Eindringlings zuckte aus der Scheide, und blutend wichen die Männer zurück, taumelten verwundet zu Boden.

Er stieß die Waffe wieder in die Scheide. Dann warf er den Kopf

zurück, lachte und zog den Schleier herab, damit wir sein Gesicht erkennen konnten. Er grinste uns an.

»Es ist Hassan, der Bandit!« rief ein Wächter.

Ich zog meine Waffe und stellte mich zwischen ihm und Suleiman auf.

Die Kaiila tänzelte unruhig hin und her. Der Eindringling löste eine lange Wüstenpeitsche von seinem Sattel.

»Ich will mir eine Sklavin holen!« rief er.

Die lange Zunge der Peitsche zuckte vor. Alyena stieß einen Schmerzensschrei aus. Vier Stränge der Peitsche bissen sich tief in ihr Fleisch, wickelten sich fest um ihre Hüfte. Sie war eine hilflose Gefangene der Peitsche, als Hassan sie an die Seite seiner Kaiila zerrte. Am Haar hob er sie in den Sattel.

»Lebt wohl!« brüllte er und hob grüßend die Hand. »Und vielen Dank!« Im nächsten Augenblick zog er seine Kaiila herum. Ehe sich die Wächter auf ihn stürzen konnten, lenkte er sein Tier zu unserem Erstaunen durch eines der mächtigen Fenster. Katzensgleich sprang die Kaiila ins Nichts, prallte auf ein tiefer liegendes Dach, dann ein weiteres Dach und hatte schließlich den Boden erreicht. In raumgreifendem Galopp entfernte sich der freche Eindringling vom Palast. Zahlreiche Männer drehten sich nach der überraschenden Erscheinung um.

Ich und die anderen wandten uns vom Fenster ab. Auf seinen Kissen lag Suleiman, der Pascha der Neun Brunnen. Ich eilte an seine Seite. Ich erblickte Hamid, den Leutnant Shakars. Der Mann hielt einen blutigen Dolch unter seiner Kleidung versteckt und verschwand soeben hinter einem Wandvorhang.

Ich wandte mich an Suleiman, dessen Augen weit aufgerissen waren.

»Wer hat mich verwundet?« fragte er. Seine Kissen waren blutüberströmt.

Ibn Saran zog seinen Krummsäbel. Er hatte seine Lässigkeit abgestreift. Seine Augen funkelten. Er sah aus wie ein Panther, geschmeidig, zum Sprunge bereit. Mit dem Säbel deutete er auf mich. »Er war es!« brüllte er. »Ich hab's gesehen! Er war es!«

Ich sprang auf.

»Spion der Kavars!« brüllte Ibn Saran. »Mörder!«

Ich fuhr herum, doch auf allen Seiten umgaben mich die Klingen. »Macht ihn nieder!« brüllte Ibn Saran und schwang seinen Krummsäbel.

Ich hob den Kopf.

Ich nahm einen seltsamen Geruch wahr, ganz deutlich. Doch zu sehen war nichts. Ich erstarrte. Ich lehnte mit dem Rücken an der Steinmauer, die aus mächtigen Quadern bestand. Ich neigte den Kopf, so weit es ging. Ich trug einen schweren Eisenkragen, von dem links und rechts je eine kurze Kette ausging, die in Ringen an der Mauer endete. Meine Hände waren ebenfalls mit kurzen Ketten an die Mauer geschmiedet. Ich war nackt. Meine Fußgelenke waren an einem Bodenring vor mir festgemacht.

Ich lehnte mich vor, so weit es ging, und lauschte, ich saß auf dem Steinboden, auf schmutzigem Stroh. Ich blickte zur Tür, die etwa zwanzig Fuß entfernt war; sie bestand aus schweren Holzbalken, die man in Eisen gefaßt hatte. Hoch oben in der Tür befand sich ein kleines Fenster, etwa sechs Zoll hoch und achtzehn Zoll breit; diese Öffnung war mit fünf Gitterstäben gesichert worden. Ein muffiger Geruch lag in der Luft, doch die Zelle war nicht sonderlich feucht. Ein kleines vergittertes Fenster, das etwa zwölf Fuß über dem Boden lag, spendete Licht. In der schrägen Lichtbahn, die an der Wand zu lehnen schien, wirbelten Staubkörner durcheinander.

Ich bewegte die Nasenflügel, versuchte mir über die Gerüche klar zu werden. Ich roch schimmeliges Stroh, ich nahm den Gestank menschlicher Ausscheidungen wahr. Von draußen drang der Duft nach Dattelpalmen und Erdäpfeln herein. Ich hörte eine Kailla vorbeitreiben, begleitet von Kaillaglocken, und den Ruf eines Mannes aus der Ferne. Es schien alles ganz normal zu sein.

Ich machte den Geruch von Kortrinden aus, die auf den Steinen trockneten, wohin ich sie nach dem letzten Abendessen geworfen hatte. Winzige sandfarbene Insekten, Vints, krabbelten darauf herum. Vor der Tür roch es nach Käse und BaziTee. Ich hörte, wie sich der Wächter auf dem Stuhl vor meiner Tür bewegte. Ich roch seinen Schweiß und das Veminiumwasser, mit dem er sich den Hals eingerieben hatte.

Ich lehnte mich gegen die Steine.

Offenbar hatte ich mich geirrt.

Ich schloß die Augen. >Gebt Gor auf< das war die Nachricht gewesen, die vor kurzem im Sardargebirge eingetroffen war, vermutlich eine Aufforderung der Stahlwelten. Und vor Monaten

hatte der Karawanenjunge Achmed, Sohn des Händlers Farouk aus Kasra, eine Inschrift auf einem Felsen entdeckt: »Vorsicht vor dem Stahlurm. Und dann die Warnung auf der Kopfhaut Veemas: »Vorsicht vor Abdul«. Aber das schien mir nicht weiter wichtig zu sein, war doch Abdul der Wasserverkäufer in Tor gewesen, sicher nur ein unbedeutender Agent der Anderen, der Kurii. Ich lächelte. Vor einem Niemand wie Abdul brauchte man sich nicht in acht zu nehmen. Auf der Reise zu den Neun Brunnen hatte ich den Stein gesehen; Achmed hatte mich mit einer Eskorte hingeführt, in der auch Shakar und Hamid mitritten.

»Der Tote ist fort!« rief Achmed. »Er hat hier gelegen!« Dafür war der Stein noch an Ort und Stelle; die Buchstaben waren deutlich lesbar. Sie entstammten dem Taharischen, der Schrift der Taharivölker. Die Wüstenbewohner sprechen zwar goreanisch, doch im Einklang mit zahlreichen anderen isolierten Volksgruppen verwendeten sie nicht die allgemein übliche goreanische Schrift. Da eine gewisse Verwandtschaft herrschte, hatte ich wenig Mühe, den Text zu entziffern. »Hier ist kein Toter«, hatte Shakar gesagt, der Hauptmann der Aretai. »Wohin kann er verschwunden sein?« fragte Hamid, sein Leutnant. Diese Frage war durchaus berechtigt. Nirgendwo waren Knochen zu erblicken, keine Überreste einer Mahlzeit von Aasfressern. Außerdem machte die Stelle nicht den Eindruck, als sei hier kürzlich etwas im Sand begraben worden. Zwar kommt es vor, daß ein Sturm in der Tahari die Landschaft verändert, doch meistens wird der Sand sofort weitergetragen und kann sich nur an bestimmten Stellen ablagern. Abgesehen davon verwest ein Körper in der Tahari nur langsam. Stirbt ein Wüstentabuk an Wassermangel, und wird der Leichnam nicht von Aasfressern zerfleddert, hält sich das Fleisch mehrere Tage lang in eßbarem Zustand. Äußerlich kann ein totes Tier jahrhundertlang unverändert bleiben.

Ich lehnte an der Mauer und bewegte langsam den Kopf hin und her. Mein Metallkragen war unangenehm eng. Ich zerrte ein wenig an meinen Handfesseln. Ein Schweißtropfen lief an meinem linken Unterarm hinab. Ich konnte mich kaum bewegen, war gefangen; ein hilfloses Opfer Ibn Sarans.

Wieder schloß ich die Augen. Suleiman war nicht gestorben. Der Stich des Mörders in der allgemeinen Verwirrung hatte nicht zu dem gewünschten Resultat geführt.

Zwei Sklavinnen hatten bei der Gerichtsverhandlung gegen mich ausgesagt. Zaya, ein rothaariges Mädchen, das für Ibn Sarans Zuckerportionen zuständig war, und die dazugehörige Weinsklavin Vella, beide hatten ausgesagt, daß ich den heimtückischen Stich ausgeführt hätte. Der Richter verurteilte mich zur Verbannung in die Salzgruben von Klima, die im Kern des Dünenlandes lagen. Dort sollte ich Salz fördern, bis die Sonne, die Sklavenherren oder das Salz mit mir fertig wurden.

Von den Salzgruben, so ging das Gerücht, gab es keine Wiederkehr. In Klima gibt es keine Kaiila; sogar die Wächter sind unberitten. Karawanen bringen die Vorräte und holen das Salz ab. Abgesehen von den Brunnen des Lagers gibt es auf tausend Pasang kein Wasser mehr. Klimas sicherste Mauer ist die Wüste. Außerdem ist Klima ein Lager ohne Frauen, damit sich die Männer nicht ihretwegen streiten.

Plötzlich wehte mir der Geruch in die Nase, eindeutig, klar. Meine Nackenhaare sträubten sich.

Ich bäumte mich in meinen Ketten auf. Ich war nackt und völlig hilflos. Ich vermochte nicht einmal die Hand schützend vor den Körper zu heben.

Ich roch einen Kur!

»Ist da jemand?« rief der Wächter von draußen. Ich hörte, wie sich sein Stuhl bewegte. Er stand auf.

Er bekam keine Antwort. Tiefes Schweigen.

Ich rührte mich nicht.

Er ging zur Schwelle des großen Raums, der vor den Zellen liegt. Er bewegte sich vorsichtig. An dieser Schwelle gibt es keine Tür. Es ist ein schmaler Durchgang am Fuße einer gewundenen Treppe.

»Wer ist da?« rief er und wartete. Doch es kam keine Antwort.

Daraufhin drehte er sich um und kehrte zu seinem Stuhl zurück. Ich hörte ihn wieder Platz nehmen. Doch gleich darauf scharrtten die Stuhlbeine erneut über den Boden. »Wer ist da?« brüllte er. Er schien seinen Krummsäbel zu ziehen. Er drehte sich heftig hin und her.

Dann hörte ich einen undeutlichen gurgelnden Entsetzensschrei, der abrupt endete. Ein Knacken ertönte.

Danach waren keine deutlichen Geräusche mehr zu hören, nur das Schlecken einer großen Zunge, die sich vorsichtig, tastend, schmeckend in Blut bewegte.

Dann hörte ich, wie Körperteile zu Boden geworfen wurden. Die Freßgeräusche verstummten. Ich spürte, wie sich vor meiner Tür eine große Gestalt aufrichtete und langsam zu meiner Zelle umdrehte. Ich spürte mit allen Sinnen, daß das Geschöpf nun vor der Zellentür stand. Ich vermochte den Blick nicht von dem kleinen Fenster in der Tür abzuwenden, obwohl draußen nichts zu erkennen war. Ich spürte, daß das Wesen dort stand, daß es zwischen den Stäben hindurchblickte. Dann bewegte sich der Schlüssel im Schloß!

Die Tür schwang auf. Doch auf der Schwelle zeigte sich nichts. Im Hintergrund lagen die blutigen Überreste des Wächters. Den Kopf hatte das unsichtbare Geschöpf abgebissen. Ich sah, daß sich im Inneren der Zelle Stroh bewegte. Der Kur-Geruch war auffällig stark. Die unheimliche Kreatur schien vor mir zu stehen.

Die Kette an meiner linken Hand wurde angehoben. Zweimal zog jemand daran. Dann fielen die Metallglieder wieder auf den Boden. Ich spürte ganz deutlich, daß das Ungeheuer unmittelbar vor mir stand. Gleich darauf vernahm ich die Stimmen mehrerer Männer. Sie kamen näher.

Deutlich machte ich die befehlsgewohnte Stimme Ibn Sarans aus. Die Gruppe kam die Treppe herab. Ein Entsetzensschrei ertönte. Ich konnte die Szene durch die offene Zellentür verfolgen. Ibn Saran erschien persönlich auf der Schwelle er trug einen schwarzen Mantel und eine weiße Kaffiyeh mit schwarzer Schnur.

Sofort hatte er den Krummsäbel in der Hand der Reflex eines Wüstenkriegers. Er verschwendete keinen Blick auf die übel zugerichtete Leiche zu seinen Füßen, sondern suchte mit geübten Blicken den Raum ab.

»Zieht eure Waffen!« rief er seinen erschrockenen Männern zu. Die Soldaten vermochten die Augen nicht von der zerstückelten Leiche zu wenden. Mit der Breitseite seiner Klinge mußte er die Krieger antreiben. »Achtung!« rief er. »Versperrt die Tür!«

Er blickte in die Zelle. Ich sah ihn an. Ich war in sitzender Stellung angekettet und vermochte mich kaum zu rühren. Ibn Saran lächelte verkrampft. »Tal«, sagte er.

»Tal«, erwiderte ich und blickte auf seinen Krummsäbel.

»Wer mag das getan haben?« fragte einer seiner Männer entsetzt.

»Ich bin gewarnt worden«, erwiderte Ibn Saran.

»Ein Djinn?« fragte jemand.

»Riecht ihr es?« fragte Ibn Saran. »Es ist noch hier!«

Ich hörte den Kur in der Nähe atmen.

»Versperrt die Tür!« sagte Ibn Saran.

Die beiden Männer an der Tür sahen sich um, schwenkten verängstigt die Klingen.

»Habt keine Angst, meine Freunde«, sagte Saran. »Hier ist kein Djinn am Werk, sondern ein Wesen aus Fleisch und Blut. Doch nehmt euch in acht!« Daraufhin ließ er die Männer in einer Reihe vor der gegenüberliegenden Wand vor der Zelle Aufstellung nehmen. »Man hat mich gewarnt, daß so etwas geschehen könnte«, sagte er. »Und es ist geschehen. Habt keine Angst. Wir werden es schaffen.«

Mit weit aufgerissenen Augen starrten sich die Männer an.

»Auf mein Signal hin«, sagte Ibn Saran, »rückt ihr in einer Reihe vor und hackt mit den Schwertern durch die Luft, aber achtet darauf, jeden Winkel zu erfassen. Wer den Gegner zuerst berührt, schreit sofort los; dann müssen sich die anderen säbelschwingend auf die Stelle stürzen, als wollten sie die Luft in Stücke hauen.«

Einer der Männer sah ihn an. »Aber hier ist doch gar nichts«, flüsterte er. Ibn Saran richtete sich auf und lächelte. »O doch«, sagte er. »Hier ist etwas. In der Tat!« Plötzlich rief er. »Ho!« und sprang vor, wobei er seine Waffe in schnellen diagonalen Hieben bewegte, Rückhand aufwärts, Vorhand abwärts, mit schnellen sicheren Drehungen der Klinge. Sein rechter Fuß stampfte vor, er drehte sich nach links, damit sein Körper ein möglichst kleines Ziel bot, der Kopf fuhr nach rechts, damit er einen klaren Überblick behielt, der rechte hintere Fuß stand im rechten Winkel zur Angriffslinie, wodurch eine gute Hebelwirkung erzielt und das Gleichgewicht gesichert wurde. Seine Männer folgten ihm; doch einige fuchtelten ohne rechte Überzeugung in der Luft herum.

»Hier ist nichts, edler Herr!« sagte wieder einer von ihnen.

Ibn Saran stand an der Tür zur Zelle. »Er ist in der Zelle!« sagte er.

Ich beobachtete seinen Säbel, eine böse aussehende gekrümmte Klinge. »Es ist gefährlich, die Zelle zu betreten«, sagte Ibn Saran. »Ihr folgt mir sofort und stellt euch in einer Reihe auf, mit dem Rücken zur diesseitigen Wand.«

»Wir sollten lieber die Tür schließen und verriegeln«, sagte ein Mann.

»Das Wesen würde die Gitterstäbe aus dem Fenster reißen und fliehen«, sagte Ibn Saran.

»Wie soll es das schaffen?« fragte der Mann ungläubig.

Offenbar hatte der Mann keine Ahnung von den Körperkräften eines Kur.

Um so interessanter war die Erkenntnis, daß Ibn Saran Bescheid wußte.

»Ein solches Ungeheuer«, sagte er, »darf nicht in der Zelle bleiben. Wir müssen seine Leiche verschwinden lassen.«

Das konnte ich verstehen. Nur wenige Goreaner wußten von dem geheimen Krieg zwischen den Priesterkönigen und den Anderen, den Kurii. Die Leiche eines Kur hätte zweifellos viele Fragen ausgelöst und vielleicht sogar unwillkommene Spekulationen. Außerdem wären die Kurii auf diesen Ort aufmerksam geworden und hätten sich vielleicht für den Tod ihres Artgenossen gerächt.

»Ich gehe als erster in die Zelle«, fuhr Ibn Saran fort. »Ihr folgt mir.« Er hatte seine Lässigkeit völlig abgestreift und bewegte sich mit gefährlicher Zielstrebigkeit. Ibn Saran schien ein ungemein mutiger Mann zu sein. Mit einem Schrei warf er sich über die Schwelle der Zelle und hieb um sich. Seine verängstigten Männer folgten ihm und stellten sich mit bleichen Gesichtern nebeneinander vor der Wand auf. Der Durchgang zur Wendeltreppe im Vorraum war im Augenblick nicht bewacht dafür stand Ibn Saran vor der Zellentür.

»Hier ist nichts, Herr!« rief einer der Männer. »Das ist doch sinnlos!«

»Es ist fort«, sagte ich zu Ibn Saran.

Der Mann lächelte. »Nein«, widersprach er. »Das Wesen ist hier. Hier irgendwo.« Er wandte sich an seine Männer: »Seid still! Lauscht!«

Ich hörte nicht einmal mehr das Atmen der Männer. Sonnenlicht

strömte durch das Gitterfenster auf die grauen Steine des strohbedeckten Bodens. Ich blickte auf die Männer, die Mauern, die trockenen Kortrinden auf dem Boden.

Von draußen drang die Stimme eines Mannes herein, der Melonen verkaufte. Zwei Kaiila trotteten mit klirrenden Glocken vorüber.

Plötzlich stieß einer der Männer Ibn Sarans einen entsetzlichen Schrei aus. Ich hob den Kopf.

Die anderen wichen zurück.

»Rettet mich!« rief der Mann. »Hilfe!«

Er schien plötzlich von den Füßen gerissen worden zu sein; wie von unsichtbaren Fäden bewegt, hatte er sich zehn Fuß in die Luft gehoben. Dort wand er sich nun, gegen die Steine der Decke gepreßt, schreiend.

»Haltet die Stellung!« sagte Ibn Saran. »Haltet die Stellung!«

»Hilfe!« flehte der Mann.

»Jeder bleibt an seinem Platze!« wiederholte Ibn Saran noch einmal.

Der Mann wurde langsam herabgesenkt. Er stieß einen kurzen Schrei aus; es folgte ein weiches gurgelndes Geräusch; eine Seite seines Halses war abgebissen worden; aus der Halsschlagader spritzte helles Blut.

»Keiner rührt sich!« brüllte Ibn Saran.

Ich bewunderte seine Klugheit. Wären seine Männer zum Angriff übergegangen, hätte der Kur ihnen sein Opfer entgegengeschleudert und wäre in dem nachfolgenden Durcheinander bestimmt entkommen. Ibn Saran stand kaltblütig vor der offenen Zellentür.

»Haltet die Säbel bereit!« brüllte er. »Ho!«

Die Männer griffen an, in einer Reihe rückten sie über den blutigen Boden vor; Ibn Saran blieb an der Tür stehen.

»Aii!« brüllte ein Mann und prallte erschrocken zurück. An seinem Säbel schimmerte Blut, »Ein Djinn!« rief er.

In diesem Augenblick stach Ibn Saran von der Tür mit gewaltigem Hieb zu.

Ein schmerzvolles Brüllen ertönte, ein Wutschrei, und ich sah, daß die Klinge auf etwa sechs Zoll mit dem Blut des Kur bedeckt war.

»Wir haben ihn!« brüllte Ibn Saran. »Haut zu! Haut zu!« Die Männer sahen sich um. »Dort!« brüllte Ibn Saran. »Das Blut!

Das Blut!« Ich erblickte einen Blutfleck auf dem Boden, dann den blutigen Abdruck einer mächtigen Klauentatze. Blutstropfen begannen wie aus dem Nichts hervorzuquellen und zu Boden zu klatschen. »Zielt auf die blutende Stelle!« brüllte Ibn Saran. Die Männer eilten von allen Seiten darauf zu und begannen zuzuhauen. Zwei weitere Wutschreie ertönten; noch zweimal wurde das Ungeheuer getroffen. Im nächsten Augenblick wirbelte ein Mann zurück. Er hatte kein Gesicht mehr. Die Männer umringten die Stelle, an der das Blut austrat plötzlich ertönte ein kratzendes Geräusch, und die Stangen in dem kleinen Fenster begannen zu beben. Ein Metallstab löste sich bereits aus der Wand, begleitet von Gesteinsbrocken und Mörtelstaub.

»Zum Fenster!« brüllte Ibn Saran. »Das Ungeheuer will fliehen!« Er sprang zum Gitterfenster und hieb wild um sich. Doch er traf nur die Mauer. Seine Männer taten es ihm nach.

Ich lächelte, sah ich doch, wie sich das tropfende Blut in dem Durcheinander langsam der Tür näherte, im Vorraum verschwand und sich zur Treppe hin entfernte.

Der Kur hatte seine Gegner getäuscht. Wahrscheinlich hatte er sofort erkannt, daß ihm nicht die Zeit blieb, das Gitter aus der Wand zu lösen und durch die schmale Öffnung zu entfliehen. Mit seiner List hatte er Ibn Saran von der Tür fortgelockt.

Ibn Saran wandte sich ab. Seine Klinge war an vielen Stellen eingekerbt und stumpf, so kräftig hatte er auf die Mauer eingeschlagen. Er sah die Blutspuren, die zur Tür führten. Mit einem Wutschrei machte er kehrt und hastete aus der Zelle.

»Wir haben ihn getötet«, sagte Ibn Saran. »Er ist tot.«

Vermutlich hatten die Männer tatsächlich keine Mühe gehabt, der blutigen Spur zu folgen. Das Tier war mehrfach verwundet worden.

»Die Leiche ist beseitigt«, fuhr Ibn Saran fort. »Das Wesen wollte dich töten. Wir haben dir das Leben gerettet.«

Ich zuckte die Achseln. »Vielen Dank«, sagte ich.

Es war Mitternacht. Vor den Zellenfenstern schwebten die drei goreanischen Monde.

Die Zelle war gesäubert, Stroh und Unrat waren entfernt worden. Der größte Teil des Blutes war fortgeschrubbt. Nur da und dort wies ein dunkler Fleck auf die Auseinandersetzung hin, die

vorhin in dieser Zelle stattgefunden hatte. Das Gitterfenster war ebenfalls wieder repariert worden.

Vier Männer begleiteten Ibn Saran. Einer hielt eine Tharlarionöllampe empor.

»Begreifst du, was es heißt, nach Klima geschickt zu werden?« fragte Ibn Saran.

»Ich glaube schon.«

»Es beginnt mit dem Marsch nach Klima durch das Dünenland, zu Fuß, angekettet. Viele Sklaven sterben schon auf dem Weg dorthin.« Ich schwieg.

»Und solltest du das Pech haben«, fuhr er fort, »die Salzgruben lebend zu erreichen, dann erwarten dich dort viele unangenehme Aufgaben. Die Sklaven pumpen Wasser durch unterirdische Salzlager, um das Salz zusammen mit dem Wasser an die Oberfläche zu schwemmen, und anschließend pumpen sie dasselbe Wasser noch einmal durch. Schon viele Männer sind in der Hitze an den Pumpen gestorben. Andere, die Träger in der Grube, müssen Eimer auf den Schultern tragen, in die die schlammige Salzlösung geschaufelt wird, und schleppen die Lasten aus der Grube zu den Trockentischen; wieder andere müssen das Salz einsammeln und es zu Zylindern formen.« Er lächelte. »Manchmal töten sich die Männer gegenseitig, um für eine leichtere Arbeit eingeteilt zu werden.«

Ich wich seinem Blick aus.

»Dir aber«, fuhr er fort, »der du versucht hast, den ehrenwerten Suleiman Pascha umzubringen, dir wird man natürlich keine leichten Arbeiten übertragen.«

Ich zerrte an meinen Ketten.

»Deine Fesseln bestehen aus Ar-Stahl«, sagte er spöttisch. »Du hast keine Chance Tarl Cabot.«

Ich sah ihn an.

»Es wird mir eine Freude sein, an Tarl Cabot zu denken, wie er sich in den Salzgruben zu Tode schuftet. Während ich in meinem Palast liege, in kühlen Zimmern, auf weichen Kissen, umsorgt von meinen Sklavinnen, zu denen deine hübsche Vella gehört ja, dann werde ich an dich denken, Tarl Cabot, sehr oft sogar.«

Ich rasselte hilflos mit meinen Ketten.

»Der berühmte Agent der Priesterkönige Tarl Cabot«, sagte er, »in den Salzgruben!«

Ich schwieg.

»Hervorragend!« Er lachte. »In Klima beginnt der Arbeitstag vor Sonnenaufgang und endet erst in der Dunkelheit. Auf den erhitzten Felsen kann man sich das Essen kochen. Die Salzkrusten schimmern weiß; ihr Glanz kann einen Menschen blenden. Aus Klima ist bisher noch keine Sklave entkommen. Zu den weniger angenehmen Dingen gehört auch, daß ihr dort keine Frauen habt. Aber du hast ja die Erinnerung an deine hübsche Vella!«

Meine Fäuste ballten sich. Oft hatte ich in den letzten Tagen Vellas Gesicht vor meinem inneren Auge gesehen, triumphierend und haßerfüllt verzerrt nach ihrer falschen Aussage, die mich zu den Salzgruben in Klima verdammt. Sie hatte sich gefreut ihre Rache war vollkommen. Ihre Lüge, die die falsche Aussage anderer bestätigte, besiegelte mein Schicksal. Immer wieder dachte ich an ihr häßliches Lächeln. »Wenn ich sie auf meinem Schoß habe«, fuhr Ibn Saran fort, »werde ich an dich denken.«

»Wo hast du sie gefunden?« fragte ich.

»In einer Taverne in Lydius«, sagte er. »Eine interessante Sache. Ursprünglich erwarben wir sie als einfache Sklavin daran haben wir immer Bedarf. Für uns ist es wichtig, Spitzel in gewissen Häusern zu haben, damit wir in den Besitz von Geheimnissen kommen oder Offiziere und andere wichtige Leute verführen können. Bei solchen Aufgaben sind erstklassige Sklavinnen unentbehrlich.«

»Also auch Vella.«

»Die ehemalige Miß Elizabeth Cardwell aus New York«, sagte er.

»Du scheinst viel zu wissen.«

»Die Sklavin von der Erde hat uns viel erzählt. Mit ihr hatten wir Glück.«

»Was hat sie euch erzählt?«

»Alles, was wir wissen wollten.«

»Oh, ich verstehe.«

»Wir brauchten sie gar nicht erst zu foltern«, sagte Ibn Saran. »Die Androhung einer solchen Pein genügte. Sie ist ja nur eine Frau. Wir haben sie entkleidet in einem Verlies angekettet und Urts auf sie losgelassen. Schon nach wenigen Minuten teilte sie uns mit, sie wolle bereitwillig Auskunft geben. Wir haben sie eine Nacht lang verhört. Dabei erfuhren wir alles, was sie wußte.«

»Sicher habt ihr dem Mädchen daraufhin die Freiheit geschenkt«, sagte ich lächelnd. »Nach all der Hilfe . . .«

»Soweit ich mich erinnere, hatten wir ihr so etwas versprochen«, erwiderte er, »haben es aber später wieder vergessen. Wir haben sie als Sklavin behalten. Wir wollten ihre Talente nicht brachliegen lassen.«

»Das gehört sich auch so«, sagte ich. »Was habt ihr im einzelnen von der ehemaligen Miß Cardwell erfahren?«

»Viele interessante Dinge, doch vor allem eine Tatsache die Schwäche des Nests der Priesterkönige!«

»Daraufhin werdet ihr nun angreifen?«

»Das wird gar nicht nötig sein.«

»Ein neuer Plan?«

»Vielleicht.«

»Natürlich braucht ihre Aussage nicht zu stimmen«, sagte ich.

»Ihre Angaben entsprechen denen anderer Leute, die vor langer Zeit aus dem Sardargebirge geflohen sind.«

Dabei handelte es sich wahrscheinlich um die ehemaligen menschlichen Nestbewohner, die sich nach dem Nestkrieg dafür entschieden hatten, an die Oberfläche Gors zurückzukehren.

»Aber sind diese Berichte denn wirklich wahr?« fragte ich. »Oder nimmt man nur in ehrlicher Überzeugung an, daß sie wahr sind?«

»Natürlich könnte es sich um eingepflanzte Erinnerungen handeln«, räumte Ibn Saran ein. »Vielleicht ist das Ganze ein Trick, der uns zu einem Angriff auf die Priesterkönige verleiten soll.«

Ich schwieg.

»Wir beziehen eine solche Möglichkeit durchaus in unsere Pläne ein«, sagte er. »Entsprechend behutsam sind wir vorgegangen.«

»Aber jetzt kommt es vielleicht nicht mehr so darauf an?« fragte ich.

»Jetzt kommt es überhaupt nicht mehr darauf an. Wir brauchen nicht mehr atemlos dem Geplapper von Sklavinnen zu lauschen.«

»Ihr habt eine neue Strategie?« fragte ich.

»Kann sein«, erwiderte er lächelnd.

»Vielleicht kannst du dein Geheimnis einem Manne anvertrauen, dessen Zukunft in den Salzgruben von Klima liegt . . .«

Er lachte. »Du könntest mit Wächtern darüber sprechen.«

»Du könntest mir die Zunge herausschneiden lassen.«

»Und sollte ich dir auch die Hände abhacken lassen?« Er lachte. »Was könntest du uns in den Gruben dann noch nutzen?«

»Woher weißt du, daß Vella früher einmal Elizabeth Cardwell hieß?« wollte ich wissen.

»Das verrieten uns ihre Fingerabdrücke«, erwiderte er. »Ihr Akzent und gewisse andere Eigenarten ließen darauf schließen, daß sie von der Erde stammte. Ihre Abdrücke stimmten mit denen in unseren Unterlagen überein sie war Miß Elizabeth Cardwell, nach Gor verschleppt und versklavt, um einen Briefkragen zu den Tuchuks zu bringen.«

Ich erinnerte mich an den Kragen. Als ich sie auf den Ebenen der Wagnenvölker zum erstenmal erblickte, zerlumpt, eine Gefangene der Tuchuks, hatte sie diesen Kragen getragen. Damals verstand sie kaum etwas von den Dingen, die um sie herum vorgingen. Ganz so unschuldig war das Mädchen heute nicht mehr.

»Der Briefkragen«, fuhr Ibn Saran fort, »führte leider nicht zu deinem Tod, zur Unterbrechung deiner Suche nach dem letzten Ei der Priesterkönige.« Er lächelte. »Im Gegenteil das Mädchen wurde sogar deine Sklavin.«

»Ich habe sie befreit.«

»Weichherziger Dummkopf!« sagte er. »Jedenfalls kümmerten wir uns näher um sie, wußten wir doch, daß sie dich mit dem letzten Ei der Priesterkönige ins Sardargebirge begleitet hatte. Wir suchten weitere Verbindungen. Sehr bald wurde uns klar, daß sie deine Verbündete gewesen war, deine Helferin beim Sturz des Hauses von Cernus, eines unserer fähigsten Agenten.«

»Wie seid ihr nur darauf gestoßen?«

»Ein Mann, der das Haus Cernus kannte, wurde in meinen Palast gebracht. Zum Entsetzen des Mädchens hat er sie sofort erkannt. Wir entkleideten sie und steckten sie zu den Urts in das Verlies.«

»Und daraufhin verriet sie die Priesterkönige?« fragte ich.

»Absolut.«

»Und jetzt dient sie den Kurii?«

»Sie dient uns gut«, sagte er. »Und ihr Körper ist eine Wonne. Sie scheint dich zu hassen sie hat mir größter Freude gegen dich ausgesagt.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Die Rache einer Frau ist ernst zu nehmen.«

»Da magst du recht haben.«

»Ein Punkt hat ihr Sorgen gemacht«, fuhr Ibn Saran fort. »Sie hatte Angst, daß du aus Klima fliehen könntest.«

»Oh?«

»Aber ich versicherte ihr, daß eine Flucht von dort ganz unmöglich sei.«

»Sie hat dir gut gedient«, sagte ich.

»Sie hat uns mehr geholfen als erwartet. Als du in die Oase der Neun Brunnen kamst, hat sie dich heimlich beobachtet und sofort erkannt eine ausgezeichnete kleine Sklavin. Und eine höchst temperamentvolle Gefährtin auf den Kissen.«

»Hübsche Vella«, sagte ich.

»In den Gruben von Klima sollst du an sie denken, Salzsklave!«

Mit wehendem Umhang wandte er sich zum Ausgang und verließ die Zelle, gefolgt von seinen Männern.

Ich nahm nicht an, daß man mich wirklich in die Salzgruben von Klima schicken würde.

Folglich überraschte es mich nicht, daß eine Stunde später zwei in weite Umhänge gekleidete Männer verstohlen im Flur vor meiner Zellentür erschienen.

In Anbetracht der Unruhe zwischen den Kavars und den Aretai war es vermutlich nicht ungefährlich, einen Sklaven nach Klima zu bringen.

Durchaus denkbar, daß die Sträflingskarawane überfallen wurde. An Ibn Sarans Stelle wäre ich dieses Risiko nicht eingegangen.

Meine Zellentür wurde geöffnet.

»Tal, edler Ibn Saran«, sagte ich, »und großmütiger Hamid, Leutnant Shakars.«

Ibn Saran hatte den Krummsäbel gezogen. Ich bewegte mich in meinen Ketten. Die beiden Männer hatten keine Lampe bei sich, doch das Mondlicht war hell genug, daß wir uns deutlich erkennen konnten.

»Offensichtlich«, sagte ich, »soll ich die Salzgruben von Klima gar nicht erst erreichen.«

Ich beobachtete den Krummsäbel. Ich nahm nicht an, daß die beiden mich in der Zelle umbringen würden, was den Magistraten der Neun Brunnen doch etwas unerklärlich vorkommen würde als ein Ereignis, das gründlich untersucht werden mußte.

»Du irrst dich in uns«, sagte Ibn Saran.

»Und wie!« sagte ich. »In Wirklichkeit seid ihr heimliche Agenten der Priesterkönige und erweckt nur den Anschein, für die Kurii zu arbeiten. Vor euren Männern müßtet ihr die Rolle natürlich weiterspielen, damit eure wahre Loyalität nicht offenbar wurde. Zweifellos habt ihr alle in die Irre geführt doch bei mir gelingt euch das nicht.«

»Du hast einen wachen Verstand«, bemerkte Ibn Saran.

»Offensichtlich wollten die Kurii mich töten sie schickten einen ihrer Artgenossen zu mir. Ihr aber habt mich vor den gnadenlosen Fängen gerettet.«

Ibn Saran neigte den Kopf und steckte seinen Krummsäbel in die Scheide.

»Wir haben nicht viel Zeit«, sagte er. »Draußen wartet deine gesattelte Kailla. Eine Waffe hängt am Sattel, außerdem Wasserbeutel.«

»Aber wo ist der Wächter?« fragte ich.

»Er war draußen«, sagte Ibn Saran. »Wir haben ihn für dich umgebracht.«

»Ah«, sagte ich.

»Wir bringen die Leiche in die Zelle, sobald dir die Flucht gelungen ist.« Die Klammern um meine Hand und Fußgelenke waren mit Schlössern gesichert. Hamid zog einen Schlüssel hervor und öffnete sie. »Und Hamid«, fuhr ich fort, »brachte Suleiman absichtlich nicht um, sondern stellte sich ungeschickt und verwundete ihn nur.«

»Genau«, stimmte mir Ibn Saran zu.

»Wenn ich ihn hätte töten wollen«, sagte Hamid gepreßt, »hätte ich ihn auch getroffen.«

»Zweifellos«, bemerkte ich.

»Um unserer Rolle in den Augen der Kurii gerecht zu werden, müssen wir den offenkundigen Versuch unternehmen, dich aufzuhalten, dich daran hindern, deine Mission für die Priesterkönige zu erfüllen.«

»Natürlich«, sagte ich. »Aber nachdem nun der Schein gewahrt ist, befreit ihr mich, damit ich meine Arbeit fortsetzen kann.«

»Richtig«, sagte Ibn Saran.

Hamid zog Hammer und Meißel unter seinem Mantel hervor.

»Öffne den Metallkragen«, sagte ich zu ihm. »Beschränke dich

nicht darauf, nur die Kettenglieder abzumachen. Das dauert zwar länger, ist aber viel bequemer.«

»Man wird uns hören!« rief Ibn Saran.

»Ich bin sicher, daß uns niemand hört.« Ich lächelte. »Es ist spät.«

Ich hatte einen besonderen Grund für den Wunsch, meine Flucht um etwa eine Viertel-Ahn zu verlängern.

»Öffne ihm den Kragen«, befahl Ibn Saran ärgerlich.

»Wir haben eine schöne Mondnacht«, stellte ich fest. »Das erleichtert mir die Flucht, kann ich doch deutlich erkennen, welchen Weg ich einschlage.«

Ibn Sarans Augen blitzten, »Ganz recht«, sagte er.

»Es freut mich zu erfahren, daß ihr für die Priesterkönige arbeitet.«

Ibn Saran neigte den Kopf.

»Müßt ihr nicht eine Erklärung finden für meine Flucht?«

»Der Wächter wurde bestochen«, sagte Ibn Saran. »Doch du hast die Vereinbarung nicht eingehalten und ihn getötet.«

»Wir lassen die Leiche hier neben den Werkzeugen liegen«, sagte Hamid.

»Ihr habt alles gründlich überlegt«, stellte ich anerkennend fest.

Ich schob meinen Hals aus dem Kragen, dessen Kante mir die Haut ritzte. Das Metallstück baumelte nun an der Wand, gehalten von den beiden kurzen Ketten. Das Aufstehen war sehr schmerzhaft. Ich bewegte Arme und Beine und fragte mich, wie weit mich die beiden kommen lassen würden. Wenn es stimmte, daß meine Kaïla auf mich wartete, wollte man vermutlich in der Wüste über mich herfallen, wahrscheinlich kurz nach Verlassen der Oase.

Die Angelegenheit schien gut durchgeplant zu sein. Offenbar hielten die Männer diese Aktion für sicherer als den Marsch in der Sträflingskarawane.

Ich verließ die Zelle. Draußen lag Kleidung auf einem Tisch. Ich zog mich an. Es waren meine Sachen. Ich überprüfte meine Geldbörse. Sie enthielt die Edelsteine, die ich nach meiner Verhandlung mit Suleiman dorthin gesteckt hatte.

»Waffen?« fragte ich.

»Ein Krummsäbel am Sattel«, sagte Ibn Saran.

»Ich verstehe. Und Wasser?«

»Ebenfalls am Sattel.«

»Offenbar verdanke ich dir nun schon zum zweitenmal mein Leben«, sagte ich. »Heute nachmittag hast du mich vor dem Angriff des Ungeheuers gerettet und jetzt befreist du mich und ersparst mir damit die Salzgruben von Klima. Ich stehe tief in deiner Schuld.«

»Du würdest an meiner Stelle genauso handeln.«

»Ja«, sagte ich.

Sein Blick verschleierte sich.

»Beeil dich«, sagte Hamid. »Der Wächter wird bald abgelöst.«

Ich erstieg die Treppe, durchquerte den Vorraum und trat durch das Portal ins Freie.

»Nicht so auffällig«, sagte Ibn Saran. »Sieh dich vor!«

»Niemand beobachtet uns«, versicherte ich ihm lächelnd. »Es ist spät.« Ich erblickte die Kaiila mein Tier. Es war gesattelt, an der Flanke hingen Wasserbeutel herab; rechts baumelte an Riemen eine Säbelscheide mit einer Waffe. Ich überprüfte den Satteltgurt und die Zügel. Alles war in Ordnung. Ich hoffte, daß man das Tier nicht betäubt hatte. Ich ließ die Hand vor den Augen der Kaiila vorbeifahren. Das Tier blinzelte sogar mit dem dritten, dem durchsichtigen Lid. Sanft berührte ich seine Flanke und spürte das zuckende Fleisch unter meinem Finger.

»Was machst du da?« fragte Ibn Saran.

»Ich begrüße meine Kaiila«, erwiderte ich.

Die Reflexe des Tiers schienen in Ordnung zu sein. Vermutlich war es nicht betäubt worden. Hatte man ihm ein schnell wirkendes Mittel gegeben, mußte die ViertelAhn Verzögerung, die ich herausgeholt hatte, ausreichen, um die Veränderung im Verhalten sichtbar zu machen. Und ein langsam wirkendes Gift war sicher nicht verwendet worden, denn bei einer solchen Aktion war die Zeit ein wichtiger Faktor. Ibn Saran hätte es niemals riskiert, mir auf einer schnellen Kaiila eine Ahn Vorsprung zu gewähren. Ich freute mich, daß das Tier offenbar im Vollbesitz seiner Kräfte war.

Plötzlich kam mir der Gedanke, daß Ibn Saran und Hamid vielleicht tatsächlich Agenten der Priesterkönige waren, wie sie behaupteten. Wenn das stimmte, hatte meine Handlungsweise sie in Lebensgefahr gebracht.

Ich stieg auf.

»Mögen deine Wasserbeutel niemals leer sein«, sagte Ibn Saran. »Auf daß du immer Wasser hast.« Er legte die Hand auf den prallen Wasserbeutel links hinter dem Sattel, ergänzt durch eine gleich schwere Last auf der anderen Seite.

»Mögen deine Wasserbeutel niemals leer sein«, erwiderte ich. »Auf daß du immer Wasser hast.«

»Reite nach Norden«, riet mir Ibn Saran.

»Vielen Dank«, sagte ich und bohrte dem Tier die Hacken in die Flanken. Sand spritzte unter den Hufen auf, und ich lenkte die Kaiila nach Norden.

Kaum war ich außer Hörweite der beiden Männer und in Dekkung zwischen den Mauern der Oasengebäude, als ich die Zügel anzog. Ich blickte zurück und bemerkte hoch über mir im Mondlicht einen Pfeil mit einem Silberschweif. Das Geschoß stieg in den Himmel empor, wurde immer langsamer, schien schließlich zu verharren und stürzte in anmutigem Bogen zur Erde zurück. Das Mondlicht spiegelte sich funkelnd auf dem silbrigen Streifen.

Ich kontrollierte die Pfoten der Kaiila und fand das Gesuchte an der rechten Vorderpfote. Ich entfernte den winzigen abgerundeten Wachsbällchen, der von Schnüren an Ort und Stelle gehalten wurde.

Innerhalb des Wachses, das sich beim Reiten durch die Körpertemperatur des Tiers bald aufgelöst hätte, fand ich eine Nadel. Ich roch daran; die Spitze war mit Kanda eingeschmiert, einem gefährlichen Gift, das aus den Bodenwurzeln des Kandabusches gewonnen wird. Ich wischte die Nadel ab, säuberte sie mit einem Stück Tuch und warf Nadel und Tuch in einen Abfallhaufen.

Dann kostete ich von dem Wasser. Wie erwartet gesalzen. Das Wasser war nicht genießbar.

Ich zog den Krummsäbel aus der Scheide. Die Waffe hatte ich noch nie gesehen. Ich untersuchte sie und fand die sorgfältig eingefeilte Stelle dicht unter dem Griff. Ich ließ die Waffe leicht in den Sand fallen; die Klinge brach am Griff ab. Ich versteckte Griff und Klinge in dem Abfallhaufen. Dann zog ich die Kaiila in den Schatten.

Zwei Männer ritten vorbei Ibn Saran und Hamid.

Ich schüttete das Salzwasser in den Sand. Es war spät. Ich beschloß, mir für die Nacht eine Schänke zu suchen.

In dieser Nacht schlief ich nicht so gut, wie ich es mir gewünscht hätte, denn von Zeit zu Zeit galoppierten Reitergruppen mit Bögen und Lanzen durch die Straßen der Oase der Neun Brunnen. Offensichtlich wurde das umliegende Gebiet bis auf eine Entfernung von fünfzig Pasang immer wieder durchgekämmt, ohne daß man etwas fand.

Gegen Morgen jedoch vermochte ich einige Stunden lang ungestört zu schlafen, als der größte Teil der Suchgruppen in die Oase zurückkehrte erschöpft, durstig, schlaff in den Sätteln sitzend.

Ich hatte mich für ein kleines und ziemlich unscheinbares Gasthaus entschieden, dessen Wirt meiner Auffassung nach bessere Dinge zu tun hatte, als an Gerichtsverhandlungen teilzunehmen. Zum Glück erwies sich diese Vermutung als zutreffend. Allerdings kannte er die neuesten Gerüchte. »Der Mörder ist gestern nacht in die Wüste geflohen«, vertraute er mir an.

»Geflohen!«

»Unglaublich«, sagte ich. Meine Antwort war durchaus zutreffend, denn ich für mein Teil glaubte nicht an den Wahrheitsgehalt seiner Behauptung.

Ich war um die neunte Ahn aufgestanden, die auf Gor der Stunde vor der Mittagszeit entspricht.

Ich begab mich in den Stall und fütterte meine Kailla, die in einer rückwärtigen Box stand. Anschließend gab ich dem Tier ausreichend Wasser.

Während ich frühstückte, erledigte ein Stalljunge einige kleine Besorgungen für mich. Nach kurzer Zeit kehrte er zurück.

Eine halbe Ahn später war ich umgekleidet: ich trug einen gelben Burnus mit einem purpurfarbenen Saum eine ziemlich auffällige Färbung, die jedoch zu einem Kaufmann paßte, der Kunden auf sich aufmerksam machen wollte. Dreist machte ich mich auf den Weg und tätigte verschiedene Einkäufe. Ich erstand einen neuen Krummsäbel, außerdem einen Satz Kaiilaglocken und zwei Säcke mit gepreßten Dattelbarren. Hierbei handelt es sich um lange, rechteckige Brocken, die etwa eine Last schwer sind nach irdischen Maßen ungefähr zwanzig Kilogramm.

Später füllte ich meine Wasserbeutel am öffentlichen Brunnen in der Nähe des Gerichtsgebäudes. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich den neuesten Klatsch.

»Aus dem Weg!« knurrte ein Soldat und bückte sich, um sein Gesicht mit Wasser zu benetzen. Ich machte ihm Platz, wie es dem Verhalten eines einfachen Dattelhändlers entsprach. Außerdem hatte der Mann eine unangenehme Nacht in der Wüste hinter sich.

»Habt ihr den Mörder schon gefunden?« fragte ich.

»Nein«, knurrte er.

»Manchmal fürchte ich um meine Sicherheit«, meinte ich.

»Mach dir keine Sorgen, Bürger«, erwiderte er und wandte sich ab.

Ich erfuhr, daß die Suche nach dem Flüchtling erst am nächsten Morgen weitergehen sollte. Das mochte mir einen Vorsprung von etwa fünfzehn goreanischen Stunden verschaffen. Mehr brauchte ich gar nicht.

Gegen Mittag verließ ich die Oase. Gemächlich ritt ich in meinem gelbpurpurnen Burnus dahin, flankiert von Wasserbeuteln und Säcken mit gepreßten Datteln, mit klimpernden Kaiilaglocken und laut rufend, um vielleicht noch einen letzten Kunden zu finden. Kaum hatte ich die hohen Palmbäume hinter mir gelassen, als ich mein Tier zur Seite ziehen mußte, um nicht von der letzten zurückkehrenden Suchgruppe niedergeritten zu werden.

Zwei Tage nach Verlassen der Oase, gut zweihundert Pasang nordöstlich von Neun Brunnen, zügelte ich meine Kaiila auf einem steinigen Hügel.

Unter mir wurde in einem Tal zwischen kahlen Felshügeln eine kleine Karawane überfallen. Zwei Kurdah wurden von Reitern an den Rahmen gepackt und geschüttelt. Die Insassen, zwei freie Mädchen, stürzten mit wirbelnden Rücken zu Boden.

Treiber und Kaufleute wurden mit Lanzen zu einer Gruppe zusammengetrieben. Ein Wächter, der sich die rechte Schulter hielt, wurde zu ihnen eskortiert.

Die Angreifer ritten die Reihe der Kaiila ab und ritzten die Säcke an, um festzustellen, was sich darin befand. Einige Kaiila wurden an den Zügeln zur Seite geführt; diese Tiere wurden mit zusätzlichen Säcken beladen.

Die freien Mädchen wurden gefesselt an ein Seil gebunden, das einer der Räuber um seinen Sattelknopf wand. Ein Mann versuchte zu fliehen. Ein Reiter galoppierte ihm nach und stieß ihm den Lanzenschaft in den Nacken. Bewußtlos sank er zu Boden.

Ein Wasserbeutel wurde aufgeschlitzt; dunkel strömte die Flüssigkeit an der Flanke der Kaiila herab, die sich unruhig hin und her bewegte, und versickerte im Boden.

Andere Beutel wurden in den Sand geworfen und geöffnet; sie enthielten Waren, für die sich die Räuber nicht interessierten. Die restlichen Kaiila, von Geschirr und Zügeln befreit, wurden anschließend in die Wüste hinausgetrieben.

Die beiden Mädchen standen nun nackt im Staub. Ein Mädchen weinte, das andere schimpfte wütend. Sie betrachtete ihre gefesselten Hände, als könnte sie nicht fassen, was mit ihr geschah. Sie hatte den Kopf stolz erhoben. Ihr Haar war lang und dunkel.

Der Anführer der Räuber stieg auf seine Kaiila und stellte sich in den Steigbügeln auf. Er brüllte seinen Männern Anweisungen zu. Daraufhin zogen die Räuber ihre Kaiila herum und trabten davon. Zwei Männer hielten die Zügel zweier Packkaiila, die mit den wertvollsten Gütern beladen waren. Der Anführer hatte seinen Säbel quer über den Sattel gelegt und übernahm die Spitze. Sein Burnus bewegte sich sanft im Wind. Neben seinem Tier stolperten die beiden hübschen Gefangenen. Die Überfallenen begannen zu brüllen. Einige wagten es sogar, die Fäuste zu schütteln. Andere gingen zu den Wasserbeuteln.

Ihnen blieb gerade genug Wasser, daß sie zu Fuß die Oase der Lahmen Kaiila erreichen konnten, wo man ihnen zweifellos mit Mitleid begegnen würde. Militärische Hilfe konnten sie allerdings nicht erwarten. Diese Oase lag in der entgegengesetzten Richtung zur Oase der Neun Brunnen, wo man am ehesten Bewaffnete finden konnte. Wenn der Überfall dort bekannt wurde, mochten die Räuber schon viele tausend Pasang entfernt sein.

Ich drehte meine Kaiila herum und verschwand hinter der Hügelkuppe. Ich hatte das Lager der Räuber schon gestern nacht ausfindig gemacht. Dort wollte ich sie erwarten.

Ich hatte etwas mit ihrem Anführer zu besprechen.

»Du arbeitest gut«, sagte ich zu der Sklavin. Außer ihr befand sich niemand im Lager.

Sie stieß einen Schrei aus. Der schwere abgerundete Stampfer, der etwa fünf Fuß hoch und am unteren Ende gut fünf Zoll breit war, fiel zu Boden. Er wog ungefähr dreißig Pfund. Als er den Sand berührte, kippte die schwere Holzschale um. Sa-Tarna ergoß

sich über den Boden. Ich hielt das Mädchen von hinten an den Armen fest.

Nach Nomadenart befand sich das Lager auf hohem Gelände und bot einen guten Ausblick über das umliegende Land, war jedoch von außen zwischen Unterholz und Felsbrocken verborgen. Ich hatte eine Umzäunung aus Dornengebüsch entdeckt, eine künstlich zusammengeschobene Hecke, hinter der die Kaiila der Bande verwahrt wurden. In diesem primitiven Korral bewegten sich im Augenblick vier Packkaiila. Das Lager umfaßte fünf Zelte aus festem Kaiilahaartuch, jedes Zelt war auf drei Seiten am Boden festgepflockt, und die Eingänge wiesen nach Osten. Die Zelte, typische Nomadenbehausungen, waren klein etwa zehn Fuß tief und zehn bis fünfzehn Fuß breit. Sie wurden von Holzgestellen getragen. Das Innere war mit Matten ausgelegt. Nach hinten fallen die Zeltbahnen flach ab und strecken sich über den Boden. Hier werden Vorräte aufbewahrt. In einem einfachen Familienzelt befinden sich die Haushaltsgegenstände und die Besitztümer der Frauen auf der linken Seite, und die Gegenstände der Männer - Decken, Waffen und dergleichen auf der rechten Seite. Zur Aufbewahrung dienen Ledersäcke verschiedener Größe, meistens von den Frauen hergestellt, mit Fransen und verschiedenen Farbmustern versehen.

Ich sah mich um; das Lager der Räuber hatte große Ähnlichkeit mit einem Nomadenlager. Ein wesentlicher Unterschied bestand natürlich darin, daß es hier keine freien Frauen und Kleinkinder gab. In diesem Lager hielt sich nur ein einziges Sklavenmädchen auf, das Korn stampfte und Kaiila hüten mußte.

Ich lächelte und ließ das Mädchen los.

Sie drehte sich um. »Du!« rief sie. Alyena war voll angekleidet sie trug einen langen bestickten Rock mit einer roten Borte am Saum; sie hatte eine braune Jacke aus weichem Kaiilatuch an; zu der Jacke gehörte eine Kapuze, die zurückgeworfen war. Unter der Jacke trug sie eine billige bedruckte Bluse aus Reptuch, blau und gelb, die die Formen ihres Körpers betonte. Um ihren Hals lag ein Metallkragen, der allerdings nicht mehr meinen Namen trug. Ich sah, wie ihr der Rock lose über die Hüften fiel, und sah die süßen Rundungen ihrer Bluse. Alyenas Herr hatte ihr keine Unterkleidung gegeben. Was sollte eine Sklavin damit?

Erschrocken sah sie mich an. Ihre blauen Augen leuchteten, ihr Haar fiel in schimmernden Wellen herab.

»Wie ich sehe, trägst du jetzt Ohrringe«, sagte ich. »Ohrringe gelten auf Gor als das Zeichen äußerster Erniedrigung einer Frau.«

Sie lachte. »Ich tue, was mein Herr mir befiehlt.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Ich bin sein Besitz, seine Sklavin.«

»Und was hältst du davon?

Sie sah mich an. »Ich mag es.«

»Bereite mir Tee«, sagte ich.

Sie raffte den Rock und ging zu einem Zelt. In der Ferne machte ich einen fast unsichtbaren Staubschleier aus. Die Räuber kehrten zurück. Ich folgte Alyena und setzte mich mit untergeschlagenen Beinen auf eine Matte in der Nähe des Zelteingangs. Dann streifte ich die Kapuze meines Burnus zurück. Es war heiß. In der Tahari weht ein ständiger heißer Wind.

»Als ich dich erblickte«, sagte das Mädchen und nahm Tee aus einer winzigen Dose, »dachte ich, du wolltest mich entführen. Aber wenn das deine Absicht wäre, hättest du sie vermutlich längst in die Tat umgesetzt, nicht wahr?«

Im Inneren des Zelts hatte sie die braune Kapuzenjacke ausgezogen.

Als sie sich nun bückte, bewegten sich ihre Brüste aufregend unter dem billigen Reptuch der blaugelben Bluse.

»Vielleicht nicht«, sagte ich.

Die Hand mit der metallenen Teedose zitterte leicht. Ihr Blick umwölkte sich.

»Hast du viel Arbeit hier?« fragte ich.

»O ja!« Sie lachte. »Von früh bis spät gibt es zu tun. Ich muß Kleinholz und Kailadung sammeln und Feuer machen; ich muß kochen und Pfannen und Schalen säubern; ich muß die Matten ausschütteln und den Sand aus den Zelten kehren, ich muß Kleidung waschen, Stiefel und Lederteile polieren, ich muß flicken und nähen und weben. Ich mache Seile, gerbe Leder, stampfe Korn, hüte die Kaiila, und zweimal am Tag melke ich die weiblichen Tiere. Ich habe viel Arbeit!« Ihre Augen funkelten. »Ich arbeite für zehn Frauen. Ich bin die einzige Frau im Lager. Sämtliche unwichtigen, leichten, trivialen Arbeiten werden mir übertragen für die Männer ist so etwas ja eine Beleidigung ihrer Körperkräfte.« Sie blickte auf. »Auch du hast mich deinen Tee machen lassen.«

»Ist er fertig?« fragte ich und blickte auf den winzigen Kupferkessel. Ein winziges Feuer aus Kailadung brannte unter dem Gestell. Ein kleines, schweres Glas stand auf einem flachen Kasten in der Nähe. Bazi-Tee wird normalerweise aus solchen kleinen Gläsern getrunken.

Unauffällig blickte ich zum Horizont. Die Staubwolke war schon näher gekommen. An einem Pfosten neben dem Zelteingang hing ein Wasserbeutel.

»Und nachts ?« fragte ich das Mädchen. »Darfst du dich nachts von deinen Mühen ausruhen?«

Sie lachte.

»Nachts beginnt meine eigentliche Arbeit! Oh, was ich schon habe machen müssen! Dinge, von denen ich mir nie hätte träumen lassen!«

»Bist du glücklich?« fragte ich.

»Ja«, sagte sie.

»Teilen dich die Reiter unter sich auf?«

»Natürlich. Normalerweise bin ich das einzige Mädchen im Lager.«

»Gibt es von Zeit zu Zeit andere?«

»Manchmal schon. Freie Frauen, Sklavinnen, die von Karawanen erbeutet wurden.«

»Was geschieht mit ihnen?

»Sie werden zu den Oasen gebracht und verkauft«, entgegnete sie.

»Aber meine Dienste als Sklavin beschränken sich nicht auf die Nacht.

Er nimmt mich oft, meist mehrmals hintereinander. Manchmal überkommt ihn das Bedürfnis auch tagsüber, und er ruft mich, schweißüberströmt wie ich bin, von der Arbeit zu sich, und ich muß ihm dienen. Er legt sich hin, und ich muß mich auf ihn setzen. Manchmal wieder ist er so stürmisch, rafft mir einfach den Rock über den Kopf, schleudert mich auf die Matten und wirft sich auf mich, nimmt mich schnell und hastig und schickt mich dann wieder an die Arbeit.«

»Wirst du oft ausgepeitscht?« fragte ich.

Sie drehte sich um, zog die Bluse hoch und zeigte mir ihren Rücken.

»Nein«, sagte sie. Auf ihrem Rücken befanden sich nur schwache Peitschenmale und keine Narben. Für ihre Bestrafung war offenbar die weiche Sklavenpeitsche mit den breiten Striemen verwendet worden.

»Mein Herr ist nicht brutal«, sagte sie. »Doch er ist streng.«

»Du scheinst endlich deinen Spaß daran zu haben, von einem Manne beherrscht zu werden«, sagte ich.

»Ich bin eine Frau«, erwiderte sie und senkte den Blick. »Ich habe Gefühle in mir entdeckt, von denen ich nichts ahnte. In den Armen eines starken, unnachgiebigen Mannes habe ich entdeckt, wie herrlich, wie überwältigend meine Sexualität sein kann.«

»Du sprichst nicht mehr wie eine Frau von der Erde«, stellte ich fest.

»Ich bin ja auch eine goreanische Sklavin«, sagte sie und berührte ihre Ohrringe.

»Ich habe den Eindruck, als liege dir dein Herr am Herzen.«

»Wenn er es mir nicht verboten hätte«, sagte sie kühn, »würde ich ihm selbst den Staub von den Stiefeln lecken.«

Plötzlich sah sie sich um und entdeckte die Staubfahne. Sie erkannte, daß die Räuber zurückkehrten. In ihren Augen stand plötzlich Angst.

»Du mußt fliehen!« sagte sie. »Sie töten dich vielleicht, wenn sie dich hier finden.«

»Ich bin mit meinem Tee noch nicht fertig«, sagte ich.

Unsicher stand sie auf. »Hast. . . hast du die Absicht, meinem Herrn zu schaden?«

»Ich muß etwas mit ihm besprechen«, sagte ich schlicht.

Sie wich von mir zurück. Ich stellte den Tee zwischen zwei Matten in den Sand. Sie machte einen weiteren Schritt rückwärts. Ich streckte die Hand aus und griff nach einem Stück Sklavenkette, das dort lag. Alyena machte kehrt, floh mit einem Aufschrei aus dem Zelt und lief auf die Staubwolke zu. Das Kettenstück wirbelte wie eine Bola aus meiner Hand und legte sich um ihre Fußgelenke. In einem Gewirr aus Rockfalten und blondem Haar stürzte das Mädchen mit ausgestreckten Händen in den Staub. Gleich darauf kniete ich auf ihr, die rechte Hand über ihren Mund gelegt. Ich hob sie hoch und brachte sie ins Zelt zurück. Dort sah ich mich um und ergriff einige Dinge, die mir nützlich erschienen. Ich hockte mich über sie und stieß ihr ein zusammengeknülltes Halstuch tief in den Mund, das ich mit einer langen Schärpe festband. Die Schärpe diente zugleich als Augenbinde für die Gefangene. Ich drehte sie auf den Bauch. Mit einer Schnur fesselte ich ihr die Hände auf dem Rücken und mit einem zweiten Halstuch die Fußgelenke. Dann warf ich sie hinten rechts ins Zelt auf die

Seite, die normalerweise für die Besitztümer der Männer reserviert ist. Schließlich kehrte ich zum Zelteingang zurück und stellte mich dort auf. Meine Kaiila war hinten angebunden.

Zuerst erschien der Anführer der Räuberbande über dem Kamm, gefolgt von den beiden gefesselten Mädchen, die mit blutenden Füßen erschöpft hinter ihm hertaumelten. Er entdeckte mich sofort und rief seinen Männern eine Warnung zu. Die Gruppe schwärmte aus, um mich zu umzingeln.

Ich erblickte den erhobenen Krummsäbel in der Hand des Anführers. Hastig löste er die Leine mit den beiden Gefangenen von seinem Sattelknopf und überließ einem seiner Männer die Aufsicht. Im Hintergrund machte ich die erbeuteten Packkailas aus. Die Kaiila des Anführers stieg auf die Hinterhand. Ich erkannte, daß er die Absicht hatte, mit seinem Tier durch das Zelt zu reiten, um auf diese Weise nahe genug an mich heranzukommen, auch wenn er damit seine Behausung zerstörte.

Ich hob den Wasserbeutel von seinem Haken vor dem Zelt.

Einer der Männer stieß einen Wutschrei aus.

Ich hob den Beutel und trank einen tiefen Schluck. Dann steckte ich den Stöpsel zurück, hängte den Beutel wieder an Ort und Stelle und wischte mir mit dem Ärmel den Mund ab.

Der Anführer steckte seinen Krummsäbel wieder ein und stieg leichtfüßig von seiner Kaiila.

Ich kehrte zu den Matten zurück, setzte mich im Schneidersitz darauf und griff nach meinem Glas Tee, das ich noch nicht geleert hatte.

Gebeugt trat er ein. »Der Tee ist fertig«, sagte ich zu ihm.

Er ging in den hinteren Teil des Zelts und befreite Alyena mit dem Messer von ihren Fesseln. Sie sah ihn entsetzt an. Doch er war nicht wütend auf sie. Es ist ohne Bedeutung, wenn ein Mann eine Frau überwältigt.

»Serviere uns Tee«, sagte er.

Zitternd schenkte sie ihm ein Glas Tee ein. Seine Männer standen vor dem Zelt und verfolgten die Szene mit gespannter Aufmerksamkeit.

»Der Tee ist ausgezeichnet«, versicherte ich.

Indem ich das Wasser des Lagers trank, hatte ich nach den Sitten der Tahari um die Gastfreundschaft dieser Männer gebeten.

Die Oase der Zwei Krummsäbel ist ziemlich abgelegen und steht unter dem Einfluß der Bakahs, die seit ihrer Niederlage im Seidenkrieg von 8110 C.A. vor über zweihundert Jahren Vasallen der Kavars waren. Im Seidenkrieg ging es um die Kontrolle bestimmter Karawanenrouten, um das Recht, reisenden Kaufleuten einen Wegezoll aufzuerlegen. Die Auseinandersetzung erhielt ihren Namen, weil zu jener Zeit zum erstenmal turische Seidenstoffe in größeren Mengen in die taharischen Gemeinden importiert wurden. Ein Wegezoll wird im allgemeinen in der Tahari nicht mehr erhoben; im Hinblick auf die Kontrolle über die Wasserstellen der Oasen ist so etwas auch gar nicht mehr erforderlich. Die Karawanen müssen diese Orte aufsuchen. In den Oasen erheben die jeweiligen Herrscher üblicherweise eine Schutzsteuer von den Karawanen, sobald sie eine bestimmte Größe erreichen. Gewöhnlich liegt die Grenze bei fünfzig Kaiila. Die Schutzsteuer dient dem Unterhalt von Soldaten, die zumindest der Absicht nach in der Wüste als Polizeigewalt fungieren. So mancher Oasenpascha stammt indes von Wüstenräubern ab. Die meisten Amtsträger im Wüstengebiet sind Nachfahren von Männern, die früher mit dem Krummsäbel in der Hand vom hohen Rücken einer Kaiila aus geherrscht hatten. Das Äußere mag sich verändern, doch in der Tahari wie anderswo hängen Ordnung, Gerechtigkeit und Gesetz letztlich von der Entschlossenheit von Männern ab und von ihren Waffen.

Es war spät in der Nacht, als wir die Oase der Zwei Krummsäbel erreichten. Die drei Monde standen hoch am Himmel. Aus der Dunkelheit eilten Männer herbei und umringten uns waffenschwingend.

»Es ist Hassan«, sagte eine Stimme.

»Man kann heutzutage nicht vorsichtig genug sein«, bemerkte ein anderer.

»Tal«, wandte sich Hassan an den Kaufmann, der neben seinem Steigbügel stand.

»Wir haben Wasser«, sagte der Händler zur Begrüßung.

Hassan der Wüstenräuber stellte sich in seinen Steigbügeln auf, sah sich zwischen den Palmen, den Mauern aus rotem Lehm und den ummauerten Gärten um.

»Hast du Waren für mich?« fragte der Kaufmann.

»Ja«, erwiderte Hassan und setzte sich wieder. Das Mädchen, das gefesselt vor ihm quer über dem Sattel lag, wand sich und begann zu wimmern. Sie hieß Zina. Sie hatte ihre Karawane an Hassan verraten, wofür er ihr nach dem Überfall auf seine Weise gedankt hatte: er hatte sie zur Sklavin gemacht.

Das zweite Mädchen, Tafa geheißen, lag gefesselt vor einem anderen Reiter aus Hassans Gruppe. Die weichen Schenkel der beiden Mädchen waren dunkelbraun von getrocknetem Blut.

Die Lehmgebäude in einer Siedlung wie der Oase der Zwei Krummsäbel haben eine Lebensdauer von vielen Jahren. Es regnet hier nur äußerst selten. Doch wenn es schließlich tatsächlich zu Regengüssen kommt, verwandelt sich die Gegend in einen Morast. Unmittelbar nach solchen Niederschlägen erscheinen ungeheure Wolken von Sandfliegen, die aus ihrem Schlummer erwacht sind. Diese Tierchen ernähren sich vom Blut der Kaiila und der Menschen. Normalerweise sind Fluginsekten nur in der Nähe von Oasen anzutreffen. Kriechende Insekten dagegen gibt es in vielen Gegenden, oft weit vom Wasser entfernt. Der Zadit ist ein kleiner braungefiederter Vogel mit scharfem Schnabel. Wenn Sandfliegen und andere Insekten nach Regenfällen auftauchen und sich auf Mensch und Tier niederlassen, erscheint der Zadit und macht sich ans Werk. Er befreit die Kaiila von den Insekten, bringt ihnen aber dabei mit dem Schnabel zahlreiche Wunden bei, die sehr unangenehm sein können. Die kleinen Wunden entzündeten sich oft und werden zu Schwielen, die von den Treibern mit frischem Kaiiladung behandelt werden.

»Vor sechs Tagen«, sagte der Kaufmann, »haben Soldaten der Aretai aus der Oase der Neun Brunnen die Oase des Sand-Sleen überfallen.« Seine Worte verblüfften mich. Ich blickte mich um. Man sah selbst im Mondlicht, daß Kaiila durch die Gärten galoppiert waren. Zwei Mauern waren eingestürzt. Ich zählte elf umgestürzte Dattelpalmen; die Stämme lagen auf dem Boden, die Blätter waren eingetrocknet, die Früchte unausgereift. Es dauert Jahre, bis so ein Baum Früchte trägt.

»Gestern nacht haben sie uns angegriffen«, fuhr der Mann fort. »Doch wir konnten sie abwehren.«

»Die Aretai sind Sleen!« bemerkte Hassan.

Ich wunderte mich, daß er so heftig auf die Nachricht reagierte; immerhin war er nur ein Bandit.

»Sie haben einen Brunnen zerstört«, sagte der Kaufmann.
Diese Worte lösten ein tiefes Schweigen aus. Hassan stieß nicht einmal einen Wutschrei aus.

Dann sagte er gepreßt: »Mach keine Scherze!«

»Ich scherze nicht«, erwiderte der Kaufmann.

»Die Aretai sind Sleen«, fuhr Hassan fort, »doch sie stammen aus der Tahari. Und Männer der Tahari zerstören keine Brunnen.«

»Der Brunnen ist zerstört«, stellte der Händler fest, »willst du ihn dir ansehen?«

»Nein«, sagte Hassan.

»Wir versuchen im Augenblick Steine und Sand herauszuholen«, sagte der Kaufmann.

Hassans Gesicht war bleich.

Jemand, der nicht aus der Tahari stammt, kann sich gar nicht vorstellen, wie schwerwiegend die Zerstörung einer Wasserstelle ist. Eine solche Tat gilt als ein unvorstellbares Verbrechen, als die schlimmste Untat, die man in der Wüste überhaupt begehen kann. Sie übertrifft alles, was an feindlichen Handlungen begangen werden kann. Zweifellos würde sich innerhalb weniger Tage die Nachricht verbreiten, daß die Aretai in der Oase der Zwei Krummsäbel einen Brunnen zerstört oder einen entsprechenden Versuch unternommen hatten und diese Nachricht würde die Wüstenbewohner von Tor bis zum letzten turischen Handelsposten in Harnisch bringen. Dieser Angriff gegen die Bakahs in der Oase der Zwei Krummsäbel, einen Vasallenstamm der Kavars, konnte den totalen Krieg in der Tahari auslösen.

»Die Kriegsboten sind bereits unterwegs«, fuhr der Händler fort.

Die Männer in den zahlreichen Oasen und Nomadenbezirken und Kasbahs wurden damit zu den Waffen gerufen. Der Wüstenkrieg stand bevor.

Ein Brunnen war vernichtet worden.

»Aber die Geschäfte müssen weitergehen«, sagte der Kaufmann. Er blickte zu Hassan empor. Seine Hand berührte Zinas Körper.

»Seid ihr sicher, daß die Angreifer Aretai waren?« fragte ich den Händler.

»Ja«, sagte er. »Sie haben sich keine Mühe gegeben, diese Tatsache zu verbergen.«

»Worauf gründet sich eure Feststellung?« wollte ich wissen.
»Aus welchem Stamm kommst du denn?« fragte er.
»Dieser Mann ist Hakim aus Tor«, sagte Hassan. »Ich bürgе für ihn.«
»Die Agalschnur wies die Männer als Aretai aus«, sagte der Kaufmann.
»Ebenso die Markierungen an ihren Sätteln. Und bei dem Angriff haben sie gebrüllt: »>Für Neun Brunnen und Suleiman!<«
»Ich verstehe«, sagte ich.
»Wenn die Aretai den Krieg wollen bis zur Vernichtung des Wassers dann sollen sie ihn bekommen«, sagte der Kaufmann entschlossen.
»Ich möchte noch vor dem Morgengrauen weiterreiten«, bemerkte Hassan.
»Natürlich«, sagte der Händler. »Was haben wir denn hier?« fragte er und betrachtete Zina. Dann wandte er sich an zwei seiner Männer.
»Bringt die Packkaiila in meinen Hof und breitet die Waren aus.«
Hastig führten sie seinen Befehl aus.
»Das Brandzeichen des Mädchens ist frisch«, sagte der Händler lächelnd.
»Das ist wahr«, sagte Hassan.
»Zweifellos hast du ihr selbst das Eisen aufgedrückt.«
»Ja«, sagte Hassan.
»Ausgezeichnete Arbeit«, fuhr der Händler fort. »Du hast eine sichere Hand.«
Das Mädchen wimmerte.
»Ich habe schon viele Frauen gebrandet.«
Die Hände des Kaufmanns machten sich geschickt an dem Mädchen zu schaffen und erkundeten ihre körperlichen Qualitäten. Auf ähnliche Weise beschäftigte er sich mit Tafa, der anderen Gefangenen.
»Bringt sie ins Haus«, sagte er schließlich zu Hassan. »Ich werde die beiden schätzen und mache dir ein Angebot.«
»Mehr, ihr Herren?« fragte das Mädchen, das neben dem niedrigen Tisch kniete. Die Platte war kunstvoll mit Temholz eingelegt. Die Sklavin trug eine lange rote Seidenweste, die vorn von einem einzigen Haken zusammengehalten wurde; dazu einen durchsichtigen rotseidenen Chalwar, der ihr tief auf der Hüfte saß.

»Nein, Yiza, du kannst dich zurückziehen«, sagte der Kaufmann.

»Jawohl, Herr«, sagte sie leise.

Sie senkte den Blick, ergriff das Tablett mit dem schwarzen Wein und den Zuckersorten, erhob sich anmutig, machte einige Schritte rückwärts, drehte sich um und verließ den Raum.

»Die Zerstörung eines Brunnens«, sagte der Kaufmann, »ist ein geradezu unvorstellbares Verbrechen.«

Keiner von uns antwortete ihm, ebensowenig wie Hassan. Er hatte recht. Vorhin, nachdem wir die Verhandlungen abgeschlossen hatten und Hassan seine Beute Sklavinnen und andere Dinge günstig losgeworden war, hatten wir uns von ihm zu dem zerstörten Brunnen führen lassen, obwohl das zuerst nicht in unserer Absicht gelegen hatte. Im Fackelschein schufteten dort die Männer. Mit Ledereimern an langen Seilen bemühten sie sich, Steine und Sand aus dem Schacht zu holen. Bei diesem Anblick hatte Hassan die Fäuste geballt. Anschließend hatten wir uns in das Haus des Kaufmanns zurückgezogen, um schwarzen Wein zu trinken. Es waren noch zwei Ahn bis zum Morgengrauen.

Die verschiedenen Beutestücke erbrachten insgesamt elf Tarnscheiben aus Ar und vier aus Turia. Seinen neun Männern hatte Hassan jeweils eine Tarnscheibe aus Ar zugeworfen und den Rest für sich behalten.

Eine goldene Tarnscheibe ist mehr als der Jahreslohn manches einfachen Arbeiters. Viele Goreaner niedriger Kaste haben eine solche Münze noch nie in der Hand gehalten. Hassans Männer warteten vor dem Gebäude, die Zügel ihrer Kaiila in der Hand. »Das Seltsamste ist aber«, sagte der Kaufmann und sah uns etwas ratlos an, »daß die niederträchtigen Aretai von einer Frau angeführt wurden!«

»Eine Frau?« fragte Hassan.

»Ja«, sagte der Kaufmann.

»Und die Kriegsboten sind bereits ausgeschickt worden?« wollte Hassan wissen.

»Zu allen Oasen der Kavars und ihrer verbündeten Stämme«, sagte der Händler.

»Ist vielleicht die Rede gewesen von Waffenstillstand, von Verhandlungen?« fragte Hassan.

»Mit Männern, die Brunnen zerstören?« fragte der Kaufmann. »Natürlich nicht!«

»Und was meint Haroun, der hohe Pascha der Kavars, zu der ganzen Sache?« erkundigte sich Hassan.

»Wer weiß schon, wo Haroun steckt?« fragte der Händler und breitete die Hände aus.

»Und sein Wesir Baram, Scheich von Bezhad?«

»Die Kriegsboten sind unterwegs«, sagte der Mann.

»Ich verstehe.«

»Die Stämme kommen zusammen«, fuhr der Kaufmann fort. »Es wird Krieg geben in der Wüste.«

»Ich bin müde«, sagte Hassan, »und ich halte es nicht für klug, mich bei Tageslicht in der Oase der Zwei Krummsäbel sehen zu lassen.«

»Hasaad Pasha, unser Herr, weiß, daß Räuber in die Oase der Zwei Krummsäbel kommen«, sagte der Händler lächelnd. »Das ist nur gut für unsere Wirtschaft. Wir liegen abseits der wichtigen Handelsrouten.«

»Offiziell weiß er nichts«, entgegnete Hassan. »Und ich möchte nicht, daß er hundert Soldaten auf die Suche nach mir schicken muß, nur um der Bitte aufgeregter Bürger nachzukommen. Mir und meinen Männern ist im Augenblick nicht nach einem anstrengenden Ritt zumute. Und wenn wir uns tatsächlich über den Weg liefen, wäre das für beide Gruppen ziemlich peinlich. Was sollten wir dann wohl tun?«

»Vielleicht könntet ihr aneinander vorbeireiten und dabei laut brüllen?« schlug der Kaufmann vor.

»Das wäre eine Möglichkeit«, sagte Hassan lächelnd.

»Wahrscheinlich müßtet ihr euch gegenseitig umbringen«, sagte der Kaufmann. »Möglich.«

»In der Nacht«, sagte der Kaufmann, »bist du mit deinen Männern in der Oase der Zwei Krummsäbel stets willkommen.«

»Willkommen bei Nacht, verfolgt bei Tage«, bemerkte Hassan. »Ich glaube, das Denken ehrlicher Männer wird mir immer ein Rätsel bleiben.«

»Wir sind wirklich kompliziert«, räumte der Kaufmann ein.

»Ich wünschte, die Bewohner anderer Oasen wären ebenso kompliziert«, sagte Hassan. »Mancherorts ist nämlich eine hohe Belohnung auf meinen Kopf ausgesetzt.«

»Wir Bewohner der Oase der Zwei Krummsäbel«, sagte der Kaufmann, »sind natürlich nicht verantwortlich für den Mangel an Einsicht bei solchen primitiven Burschen.«

»Aber an wen verkaufst du die Waren, die ich dir bringe?« fragte Hassan.

»An eben diese primitiven Burschen«, sagte der Kaufmann.

»Ich verstehe. Na ja, es wird bald hell. Ich muß weiter.«

Er richtete sich nicht ohne Mühe auf, hatte er doch mehrere Stunden lang mit untergeschlagenen Beinen dagesessen. Ich stand ebenfalls auf.

»Mögen eure Wasserbeutel niemals leer sein. Auf daß ihr immer Wasser habt«, sagte der Händler.

»Mögen deine Wasserbeutel niemals leer sein«, gaben wir zurück. »Auf daß du immer Wasser hast.«

Es war kurz vor Beginn der Morgendämmerung. Tau befeuchtete die Steine ringsum. Hassan und seine Männer stellten die Füße in die Steigbügel und hoben sich in die Sättel ihrer Kaiila. Ich folgte ihrem Beispiel.

»Hassan«, sagte ich.

»Ja?«

»Der Händler hat uns erzählt, vor sechs Tagen hätten Aretai von den Neun Brunnen die Oase des Sand-Sleen überfallen.«

»Ja.«

»Vor sechs Tagen«, sagte ich, »waren die Soldaten der Neun Brunnen aber in der Nähe ihrer eigenen Oase. Sie suchten dort nach einem Gefangenen, der wegen eines angeblichen Attentatsversuchs auf Suleiman Pascha zu den Salzgruben von Klima verurteilt worden war.«

»Ist der Mann denn geflohen?«

»Offenbar ist ihm die Flucht gelungen«, sagte ich. »Aber ich will auf folgendes hinaus: Wenn die Soldaten von den Neun Brunnen vor sechs Tagen in der Nähe ihrer Oase waren, können sie nicht die Oase des Sand-Sleen angegriffen haben.«

»Nein«, bemerkte Hassan.

»Und es will mir unwahrscheinlich vorkommen«, sagte ich, »daß sich Aretai von den Neun Brunnen gestern hier herumgetrieben haben.«

»Es wäre auf jeden Fall ein weiter Ritt, denn diese Oase ist ziemlich abgelegen. Die Handelsrouten sind fern.«

»Wo könnten die Männer die Beute aus der Oase des Sand-Sleen veräußern?«

»Vielleicht haben sie das Zeug in der Wüste versteckt«, meinte Hassan.

»Warum der Überfall auf die Zwei Krummsäbel?« fragte ich. »Es ist eine kleine Oase, die nicht einmal den Kavars gehört.«

»Keine Ahnung.«

»Suleiman, Pascha der Neun Brunnen«, sagte ich, »liegt lebensgefährlich verletzt in seinem Palast. Ein ungewöhnlicher Zeitpunkt für seine Aretai, plündernd in der Gegend herumzuziehen.«

»In der Tat«, bemerkte Hassan lächelnd.

»Immerhin haben die Angreifer Aretai-Kleidung getragen, ihre Sattelmarkierungen stimmten, und sie brüllten: »>Für Neun Brunnen und Suleiman!<«

»Seltsam«, sagte Hassan. »Ich finde diese Worte irgendwie seltsam.«

»Warum?«

»Normalerweise kommt in einem solchen Kriegsgeschrei der Name des Anführers nicht vor. Der Stammesname ist wichtig, nicht der einzelne Mann, das Ganze, nicht ein kleiner Teil. Soweit ich weiß, lautet der Kriegsschrei der Aretai: »>Aretai zum Sieg!<«

»Interessant«, bemerkte ich. »Haben die Kavars einen ähnlichen Ausruf?«

»Ja«, erwiderte Hassan. »>Kavars über alles!<«

»Dann scheint ja alles hinzudeuten, daß nicht Aretai die Oase der Zwei Krummsäbel angegriffen haben.«

»Nein«, sagte Hassan. »Das waren keine Aretai.«

»Woher weißt du das so genau?«

»Bei dem Überfall ist ein Brunnen zerstört worden«, sagte Hassan. »Die Aretai sind zwar Sleen, doch als Gegner muß man sie ernst nehmen. Sie sind gute Kämpfer und gute Wüstenbewohner. Sie würden niemals einen Brunnen zerstören. Sie sind Abkömmlinge der Tahari.«

»Wer hat aber die Oase des Sand Sleen und die Oase der Zwei Krummsäbel überfallen?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Hassan. »Zu gern wüßte ich es. Ich bin neugierig.«

»Ich auch.«

»Wenn es in der Wüste zum totalen Krieg kommt«, sagte Hassan, »wird die Tahari praktisch gesperrt sein. Der Handel wird unterbrochen, Bewaffnete werden sich überall herumtreiben, Fremde werden automatisch in Verdacht geraten. Man wird kein Risiko eingehen wollen und sie vermutlich sicherheitshalber töten.« Seine Worte munterten mich nicht gerade auf.

»Seltsam«, sagte Hassan, »daß diese Zuspitzung gerade jetzt eintritt.«

»Wieso seltsam?«

»Sicher ist es nur ein Zufall.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Ich hatte eine Expedition in das unerforschte Dünenland geplant«, sagte Hassan.

»Ich bin ebenfalls viel unterwegs«, sagte ich.

»Das hatte ich mir gedacht.«

»Was erwartest du dort zu finden?« fragte ich.

»Was für ein Mensch bist du?«

»Ein einfacher Juwelenhändler.«

»Ich habe dich in Tor gesehen«, sagte er, »mit dem Krummsäbel.«

»Oh.«

»Und zum zweitenmal sah ich dich an einer Wasserstelle auf dem Wege zur Oase der Neun Brunnen. Du hast mich nicht bemerkt.«

»Und in der Oase«, sagte ich, »hast du meine blonde blauäugige Sklavin entführt!«

Er lachte.

»Dein Überfall im Palast des Suleiman war kühn«, sagte ich. »Noch nie habe ich eine so geschickte Gefangennahme eines Mädchens mit der Peitsche gesehen.«

Er neigte den Kopf. »Wenn ich mich nicht irre, geht das Gerücht, du, Hakim aus Tor, hättest den Arm gegen Suleiman erhoben.«

»Ich war es nicht«, sagte ich.

»Warum sollte man das aber annehmen?«

»Man hält mich für einen Spion der Kavars.«

»Oh?«

»Ja.«

»Ist dir bekannt, wer das Attentat in Wirklichkeit verübt hat?«

»Ja«, erwiderte ich. »Ich kenne den Täter: Hamid, Leutnant des Shakar, Hauptmann der Aretai.«

»Ich finde es interessant, daß Hamid der Täter ist«, sagte er. »Ich habe dich kennenlernen wollen.«

»Oh?«

»Ich dachte mir, wenn ich deine hübsche kleine Sklavin stehle, würdest du mir in die Wüste folgen. Natürlich wußte ich nicht,

daß Hamid den Überfall auf Suleiman verüben und dich dadurch aufhalten würde.«

»Willst du mit mir sprechen?«

»Natürlich behalte ich das Mädchen«, sagte er und sah mich an.

»Möchtest du ihretwegen mit mir kämpfen?«

»Das brauche ich nicht sofort zu entscheiden, oder?«

»Natürlich nicht. Du bist mein Gast.« Er grinste. »Natürlich kannst du sie jederzeit nehmen, wenn du willst.«

»Hassan ist sehr großzügig.« Ich lachte. »Aber was hättest du getan, wenn ich deine Spur verloren hätte?«

»Das wäre dir bestimmt nicht passiert!«

»Aber trotzdem!«

»Dann hättest du eine Information zugespielt erhalten, wo sich deine hübsche Alyena aufhielt. Und dann hätten wir uns getroffen.«

»Was wäre, wenn ich jetzt den Versuch machte, dich zu töten?«

»Das tust du bestimmt nicht, denn du bist mein Gast«, sagte Hassan.

»Warum hast du außerdem eine solche Sklavin in die Wüste gebracht ein blondes, hellhäutiges, blauäugiges Mädchen?«

»Warum wohl?«

»Jedenfalls nicht als einfache Sklavin«, sagte er. »Du könntest in jeder Oase Mädchen kaufen oder mieten. Du hast sie mit einer bestimmten Absicht hergebracht. Du wolltest sie verkaufen oder gegen irgend etwas eintauschen Hilfe, Information, irgend etwas.«

»Du bist klug«, sagte ich.

»Ich hoffe, daß die Sklavin unsere Beziehung nicht belastet.«

»Wie sollte das einer einfachen Sklavin möglich sein?«

»Da hast du recht.«

»Sie scheint in deinen Ketten zufrieden zu sein.«

»Sie ist ja immerhin eine Sklavin.«

»Sie scheint dich zu lieben«, sagte ich.

»Ich habe ihr keine andere Wahl gelassen«, erwiderte Hassan grinsend und fuhr fort: »Es ist fast schon wieder hell. Wir wollen die Oase verlassen.«

Ich ritt neben ihm.

»Was wolltest du mit mir besprechen?« fragte ich ihn schließlich.

»Ich glaube, wir haben ein gemeinsames Interesse.«
»Worin?«
»Im Reisen.«
»Reisende interessieren sich oft für Kuriositäten.«
»Ich gedenke, einen Ausflug in die Wüste zu unternehmen«, sagte er.
»Das ist heutzutage nicht ungefährlich.«
»Kennst du einen Stein«, fragte er, »in der Nähe der Route zwischen Tor und den Neun Brunnen, einen Stein mit einer Inschrift?«
»Ja«, sagte ich.
»Und in der Nähe dieses Steins lag ein Mann, der die Inschrift eingeritzt hatte, ehe er starb.«
»Ja«, sagte ich. »Aber als ich den Stein zu sehen bekam, war der Tote fort.«
»Ich habe die Leiche fortgeschafft«, sagte Hassan, »und in einem mächtigen Buschfeuer verbrannt. Die Asche habe ich anschließend dem Sand überantwortet.«
»Du hast ihn gekannt?«
»Er war mein Bruder«, sagte Hassan.
»Was suchst du in der Wüste?« wollte ich wissen.
»Einen Stahlurm«, erwiderte er.

-9-

»Ihr habt keine Glocken an eurem Kaiilageschirr!« sagte der Mann und bedrohte uns mit seiner Lanze.
»Wir kommen in friedlicher Absicht«, sagte Hassan. »Hast du einen Stahlurm gesehen oder davon gehört?«
»Das ist eine verrückte Frage!« rief der Mann.
Hassan zog seine Kaiila zur Seite und ritt weiter. Ich folgte ihm, hinter mir ritten Hassans neun Männer und das Sklavenmädchen Alyena. Der Nomade stand im Sand, die Lanze aufgestützt, und blickte uns nach. Hinter ihm drängte sich eine Herde aus elf Verr, die an dem bräunlichen Verrgras zupften. Er hätte die kleinen Tiere bis auf den letzten Blutstropfen verteidigt. Aus ihrer Milch und Wolle bezogen er und seine Familie ihr Einkommen.

»Vielleicht gibt es diesen Stahlurm gar nicht«, sagte ich zu Hassan.

»Wir setzen die Suche fort«, sagte er.

Ich hatte inzwischen die Tahari in den verschiedensten Stimmungen erlebt. Seit zwanzig Tagen waren wir nun schon in der Wüste unterwegs. Einmal war im Süden eine gewaltige schwarze Wolkenwand aufgestiegen, begleitet von prickelnden Staubwolken. Wir waren abgestiegen, hatten unsere Kaiila angebunden und hatten dem Sturm den Rücken zugedreht. Aus unseren Vorratsbündeln hatten wir einen Wall errichtet und uns dahinter niedergekauert, wobei wir die Burnusse enger um den Leib zogen. Hassan hatte das Mädchen unter sein Gewand gezogen. Zwei Tage lang hatte uns der Wind bestürmt, und wir hatten nach Taharimanager geduldig gewartet. Wir hatten uns kaum gerührt und nur ab und zu eine Verrhaut mit Wasser und einen Lederbeutel mit SaTarnaBrei herumgehen lassen. Der Wind legte sich so schnell er gekommen war, abrupt kehrte die Sonne an den Himmel zurück und bestrahlte uns in alter Wildheit und Schönheit das Zepter ihres Lichts und ihrer Hitze schwebte wieder über dem endlosen Land. Hassan richtete sich als erster auf. Er schüttelte sich den Sand aus dem Burnus. Alyena kroch heraus und reckte sich wie ein weiblicher Sleen. Die Mauer aus Lastbeuteln war halb vorn Sand begraben.

»Ein schrecklicher Sturm«, sagte ich.

Er lächelte. »Du stammst nicht aus der Tahari«, bemerkte er. »Du kannst dich freuen, daß jetzt im Frühling der Wind nicht von Westen geweht hat.« Und er wandte sich an Alyena. »Mach uns Tee.«

»Jawohl, Herr.«

Zwei Tage später hatte es zu regnen begonnen.

Zuerst hatte ich die dunklen Wolken willkommen geheißen und meinen Burnus zurückgestreift, damit mir der kräftige Regen das Gesicht benetzte. In wenigen Ehn fiel die Temperatur um etwa dreißig Grad. Auch Alyena freute sich zuerst. Die Taharibewohner jedoch suchten auf dem kürzesten Wege höheren Grund auf. In der Tahari gibt es wenig Regenerosion, was zur Folge hat, daß für den Transport von Wasser nur wenige natürliche Abflüsse zur Verfügung stehen. Wenn Regen fällt, dann oft in großen Mengen; die Folgen im flachen Land, im lockeren Sand, sind leicht vorstellbar.

Schon wenige Minuten nach Einsetzen des Regens mußten wir absteigen, um unsere verängstigten Kaiila auf höhergelegenes Gebiet zu führen. Die Tiere sanken bis zu den Knien in den Schlamm ein; sie mühten sich mit rollenden Augen ab, und wir mußten mit zugreifen, damit wir überhaupt weiterkamen. Schließlich fanden wir Schutz am Fuß einer Felsformation.

Hassan setzte Alyena, die er auf den Schultern getragen hatte, neben sich ab.

»Dies ist erst der vierte Regen in meinem Leben«, sagte er.

»Herrlich!« rief Alyena.

»Kann man in diesem Schlamm ertrinken?« wollte ich wissen.

»Das ist unwahrscheinlich«, sagte Hassan. »Der Schlamm ist nicht so tief, daß ein Mensch darin versinken müßte. Kleine Tiere schwimmen förmlich in der Masse. Die Hauptgefahr besteht darin, daß eine Kaiila sich zu sehr anstrengt, das Gleichgewicht verliert und sich die Beine bricht.« Ich stellte fest, daß Hassans Männer ihren Reittieren Decken über die Köpfe gelegt hatten, damit sie von dem Unwetter nichts mitbekamen, damit sie nicht vom Regen benetzt wurden, der ein unbekanntes Phänomen für sie war und sie in Panik versetzen konnte.

»Man muß es natürlich vermeiden«, fuhr Hassan fort, »sein Lager in einem ausgetrockneten Wasserlauf aufzuschlagen. Ein Unwetter, von dem man vielleicht gar nichts weiß, weil es viele Pasang entfernt niedergeht, kann so ein Flußbett urplötzlich füllen, und die Flutwelle kann das ganze Lager zerstören und die Lagernden in Lebensgefahr bringen.«

»Gibt es bei solchen Unfällen oft Tote?«

»Nein«, sagte Hassan. »Die Angehörigen der Tahari lagern nicht an solchen Orten. Wer aber so töricht ist, kann sich meistens retten durch Schwimmen.«

Viele Taharibewohner können interessanterweise schwimmen. Die Nomadenjungen lernen es im Frühling, wenn die Wasserlöcher voll sind. Den Bewohnern der größeren Oasen stehen Badeanlagen zur Verfügung. Unter einem >Bad< versteht man in der Tahari weniger eine kleine Wanne als eine Mischung aus Reinigung und Schwimmsport, einen genußvollen Aufenthalt im Wasser, dem gewöhnlich eine Behandlung mit Öl und ein angenehmes Trockenrubbeln folgt. Eine der Freuden in größeren Oasen ist die Badegelegenheit. In der Oase der Neun Brunnen gibt es zum Beispiel zwei öffentliche Badeanstalten. Innerhalb einer Ahn nach dem Ende des Regens brannte die

Sonne wieder gnadenlos vom Himmel, der Boden war wieder begehbar, das Wasser verlor sich im Sand. Den Tieren wurden die Hauben abgenommen, und wir stiegen auf und setzten unsere Suche fort.

Einen Tag später tauchten die Fliegen auf. Zuerst hielt ich den Schwarm für ein neues Unwetter aber das war ein Irrtum. Etwa vier Ehn lang war die Sonne von gewaltigen Insektenwolken verdunkelt. Wie ein trockener Regen umschwirrten uns die winzigen Tiere. Ich spuckte sie aus, ich hörte Alyena schreien. Die Hauptschwärme waren schnell vorbei, und obwohl wir nur den Rand des Insektenzuges mitbekamen, krochen viele tausend schwarze Punkte über unsere Kleidung und über das Fell der Kaiila. Kurz darauf kamen zwitschernd und flatternd die Zadits. Wir stiegen ab, führten die Kaiila an den Zügeln und überließen es den Vögeln, die Reittiere nach Insekten abzusuchen. Die Zadits blieben gut zwei Tage bei uns, ehe sie wieder verschwanden.

Und heiß brannte die Sonne vom Himmel. Trotzdem wünschte ich mir nicht, daß der Regen so bald zurückkehrte.

Hassan wandte sich an einen anderen Nomaden, dem wir uns genähert hatten. »Wo, mein Freund, finden wir den Stahlurm?«

»Stahlurm? Davon habe ich noch nie gehört«, sagte der Mann vorsichtig. »In der Tahari gibt es doch keine Stahltürme.«

Wir setzten unseren Ritt fort.

In der Nacht zeigt sich die Tahari für meinen Geschmack von ihrer schönsten Seite. Während des Tages kann man sie kaum richtig ansehen, denn die Hitze und die Luftspiegelungen verzerren viel. Am Tage wirkt die Wüste gefährlich, grellweiß, wabernd vor Hitze, blendend, brennend; die Menschen müssen ihre Augen schützen, manche wurden schon blind; Frauen und Kinder bleiben in den Zelten. Doch wenn der Abend heranrückt, wenn die Sonne untergeht, verändert sich der Eindruck; das endlose, felsige, rauhe Terrain scheint zugänglicher und milder zu werden. In dieser Zeit pflegte Hassan, der Bandit, sein Lager aufzuschlagen. Bei Sonnenuntergang malten sich Hügel, Sand und Himmel in vielen hundert Rottönen, und mit dem Schwinden des Lichts verwandelte sich dieses Rot in tausend schimmernde Goldfärbungen, die langsam in Blau und Purpur übergingen, kurz bevor völlige Dunkelheit eintrat.

In dieser Abendstunde setzte sich Hassan manchmal vor sein Zelt. Wir störten ihn nicht. Seltsamerweise ließ er in diesen Minuten

nur Alyena zu sich. Sie allein durfte neben ihm sitzen oder liegen. Manchmal streichelte er ihr Haar oder ihre Wange, als wäre sie gar keine Sklavin, sondern etwas ganz anderes. Und wenn die Sterne dann eine Zeitlang am Himmel gefunktelt hatten, fuhr er plötzlich lachend hoch, hob ihren Rock und begann sich intensiver mit ihr zu befassen.

»Nein«, sagte ein Nomade. »Ich habe keinen Stahlurm gesehen, und auch nicht von einer solchen Erscheinung gehört. Gibt es denn so etwas überhaupt?«

»Vielen Dank«, sagte Hassan und gab seinem Tier die Sporen.

Die Nomadenlager wurden seltener. Die Oasen lagen weiter auseinander. Wir drangen weiter in den Osten der Tahari vor.

Einige Nomaden lassen ihre Frauen verschleiert gehen, andere nicht. Manche junge Mädchen der Tahari schmücken ihre Gesichter mit kohlegezeichneten Mustern. Nomadenmädchen sind in der Regel sehr hübsch. Die Nomadenkinder tragen bis zum Alter von fünf oder sechs Jahren keine Kleidung. Am Tage verlassen sie den Schatten der Zelte nicht. Abends jedoch stürmen sie ins Freie und spielen. Ihre Mütter bringen ihnen die taharische Schrift bei, indem sie die Buchstaben in den Sand malen. Die meisten Nomaden in dieser Gegend waren Tashid, ein Stamm, der sich mit den Aretai verbündet hatte. Vielleicht ist es interessant, festzuhalten, daß die Kinder der Nomaden etwa achtzehn Monate lang gesäugt werden, erheblich länger als auf der Erde und auch länger als im übrigen Gor. Diese Kinder finden eine feste Bindung in der Familie als verlässliche, selbstsichere Menschen, die ein offenes Wort lieben. Im Kreise der Nomaden hört jeder Erwachsene auf die Kinder, die ja auch Mitglieder des Stammes sind. Die Nomadenmütter waschen ihre Kleinkinder ständig, selbst wenn sie nur eine Tasse mit Wasser zur Verfügung haben. Die Kindersterblichkeit ist bei den Nomaden sehr gering, trotz der einseitigen Ernährung und der rauen Umgebung. Die Erwachsenen kommen dagegen monatelang ohne frische Wäsche aus. Mit der Zeit gewöhnt man sich an die schmutzige Haut und den Geruch, der zuerst abstoßend ist, aber nach kurzer Zeit nicht mehr auffällt.

»Dort ist eine Oase!« rief ich gegen Mittag des nächsten Tages.

»Nein«, sagte Hassan.

»Ich sah die weißen Gebäude, die Kuppeldächer, die Palmen und Gärten, die hohen Stadtmauern aus rotem Lehm.

Ich blinzelte. Das Bild kam mir nicht wie eine Illusion vor. »Siehst du sie denn nicht?« fragte ich Hassan und die anderen.

»Ich sehe sie!« erwiderte Alyena.

»Wir alle sehen das Bild«, sagte Hassan. »Aber es ist nicht vorhanden.«

»Du sprichst in Rätseln«, sagte ich.

»Es handelt sich um eine Spiegelung«, behauptete er.

Ich sah mir die Erscheinung genauer an, die wirklich nicht wie eine Spiegelung aussah. Ich kannte zwei Arten von Spiegelungen in der Wüste, wie sie ab und zu von normalen Menschen wahrgenommen werden; ich meine nicht die Irrbilder eines ausgetrockneten Körpers und von der Sonne verwirrten Geistes, nicht die ureigenen Halluzinationen eines solchen leidenden Wüstenreisenden. Bei der gewöhnlichsten Spiegelung handelt es sich lediglich um eine visuelle Fehlinterpretation als Folge von Hitzewellen, die über der Wüste wogen. Wenn der Himmel in der emporsteigenden erhitzten Luft reflektiert wird, fällt das Abbild womöglich noch täuschender aus, denn die Oberfläche des eingebildeten >Sees< wirkt in der Spiegelung des Himmels blau und deshalb noch wasserähnlicher. Eine zweite oft vorkommende Spiegelung ist die Interpretation eines gemischten Terrains, gewöhnlich Gestein und Unterholz, das sich in den emporsteigenden Hitzewellen als Oase mit Wasser, Palmen und Gebäuden darbietet. Jede Sinneswahrnehmung ist eine ziemlich komplizierte Sache es handelt sich um die Einwirkung von Energien auf Sinnesorgane, und um die Umwandlung dieser Energien in eine interpretierbare visuelle Welt. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß in der Wüste eine gesunde, normale Person solche Einwirkungen fehlinterpretiert und aus Lichtenergien, die über einer erhitzten Oberfläche aus Gestein und Unterholz reflektiert werden, eine ganze Oase mit Gebäuden und Bäumen erstehen läßt.

Doch das Bild, das ich in der Ferne erblickte, schien in seiner Klarheit absolut real zu sein. Ich drehte den Kopf hin und her. Ich schloß und öffnete die Augen.

»Nein«, sagte ich. »Ich sehe sie ganz deutlich die Oase der Schlacht am Roten Felsen, die unser Ziel ist.«

»Aber dort ist nichts«, sagte Hassan.

»Besitzt die Oase des Roten Felsens am Nordostrand eine Kasbah mit vier Türmen?«

»Ja.«

»Dann sehe ich diese Oase!«

»Nein«, sagte Hassan.

»Ich kann fünf Palmenhaine ausmachen.«

»Ja.«

»Im Osten der Oase liegen Granatäpfelgärten«, fuhr ich fort. »Im Innern erstrecken sich Gärten. Zwischen zwei Palmenhainen liegt sogar ein Teich.«

»Das stimmt alles«, sagte Hassan gelassen.

»Vor uns liegt die Oase des Roten Felsens!«

»Nein«, widersprach Hassan.

»Ich kann mir das doch nicht alles einbilden!« sagte ich. »Ich bin noch nie in der Oase des Roten Felsens gewesen. Schau doch! Die Kasbah hat ein großes Tor, das uns zugewendet ist. Auf den Türmen wehen zwei Flaggen.«

»Wimpel der Tashid und der Aretai.«

»Wir reiten um die Wette zur Oase!« sagte ich.

»Sie ist nicht vorhanden«, sagte er. »Wir treffen erst morgen nachmittag dort ein.«

»Ich sehe sie doch!«

»Ich will mich klar äußern«, sagte Hassan. »Du siehst sie, und doch siehst du sie nicht.«

»Ich freue mich, daß du dich zu einem klaren Wort entschlossen hast trotzdem verstehe ich nichts.«

»Reite doch weiter«, meinte Hassan.

Achselzuckend grub ich meiner Kaiila die Hacken in die Flanken und lenkte sie den Hang hinab auf die Oase zu. Ich war kaum fünf Ehn geritten, als die Oase plötzlich verschwand. Ich zügelte das Tier. Vor mir erstreckte sich nichts als die Wüste.

Ich schwitzte. Es war heiß. Vor mir lag die endlose Tahari.

»Ein interessantes Phänomen, nicht wahr?« erkundigte sich Hassan, als er und die anderen zu mir stießen. »Die Oase wird in einem Spiegel aus Luft darüber reflektiert.«

»Wie von Spiegeln?« fragte ich.

»Richtig«, sagte Hassan. »Die Luftschichten wirken sich wie Spiegel aus. Ein Dreieck aus reflektiertem Licht bildet sich. Dabei ist die Oase der Schlacht am Roten Felsen noch siebzig Pasang entfernt.«

»Woher wußtest du, daß das alles nur eine Spiegelung war?« wollte ich wissen.

»Ich bin in der Tahari geboren«, sagte er.

»Aber woher wußtest du, daß es eine Reflexion und nicht die wirkliche Oase war?«

»Ich kenne die Entfernungen«, erwiderte er. »Wir waren noch nicht so weit geritten, daß wir dicht vor unserem Ziel sein konnten.«

»Jemand, der nicht aus der Tahari stammt, hätte bei diesem Anblick sein Wasser falsch einteilen und damit sein Leben riskieren können.«

»In der Tahari ist es ratsam, ein Mann der Tahari zu sein«, sagte Hassan, »sonst ist das Überleben sehr schwer.«

»Ich will versuchen, ein Mann der Tahari zu sein«, sagte ich.

»Dabei werde ich dir helfen«, sagte Hassan.

Erst am nächsten Tag, zur elften Ahn, eine Ahn nach der goreanischen Mittagsstunde, trafen wir in der Oase des Roten Felsens ein.

Über der Stadt ragte die Kasbah des Herrschers Turem a'Din auf, der Befehlshaber des hiesigen Tashid-Klans war. Die Oase besaß fünf Palmenhaine. Im Osten der Oase lagen Granatäpfelgärten. In den tieferen Sektionen, zur Mitte hin, erstreckten sich Privatgärten. Zwischen zwei Hainen aus Dattelpalmen befand sich ein großer See. Die Kasbah verfügte über ein großes Tor, und auf den vier Türmen wehten Wipfel mit den Symbolen der Tashid und der Aretai.

»Hast du Angst, die Oase eines mit den Aretai verbündeten Stammes zu betreten?« fragte Hassan.

»Wir kommen von der Oase der Neun Brunnen«, sagte ich.

»Auch ich nehme nicht an, daß wir in Gefahr schweben«, meinte Hassan.

Nach Art einer Karawane ritten wir hintereinander in die Oase ein.

Alyena ritt als vorletzte in der Kolonne; einer von Hassans Männern folgte ihr, der Schlußwächter, der die Landschaft hinter der Karawane im Auge behalten und darauf achten muß, daß keine Sklavinnen entfliehen. Die Oase vor uns hatte ihren Namen nach der Schlacht am Roten Felsen, bei dem es sich um einen Vorsprung aus rötlichem Sandstein hinter der Oase handelt. Die Felsformation diente dem Kommandanten der Aretai, Hammaran, als Aussichtspunkt. Von diesem Felsen aus schickte er im entscheidenden Stadium der Schlacht seine sorgfältig geschulte Kavallerie und seine Leibwächter

in den Kampf und führte damit die Entscheidung zu seinen Gunsten herbei. Der Tashid-Kommandant jener Tage, Ba'Arub, starb auf der Sandsteinhöhe bei dem Versuch, Hammaran zu töten. Es heißt, er sei bis auf zehn Meter an sein Ziel herangekommen. Außerdem wird behauptet, daß er hätte siegen können, wenn er nur lange genug in seiner Kasbah ausgehalten hätte, denn Hammaran hätte sich nach einer gewissen Zeit zurückziehen müssen. Es ist schwierig, in der Tahari eine langwierige Belagerung durchzuhalten. Bei den Belagerern werden die Nahrungsmittel schnell knapp, während die Vorräte einer Kasbah für längere Zeit berechnet sind. Die Nachschublinien sind lang und lassen sich kaum verteidigen. Hätte Ba'Arub die Brunnen außerhalb der Kasbah zerstören lassen, hätte Hammaran innerhalb von vierundzwanzig Stunden abrücken müssen, wobei er vermutlich auf dem Rückmarsch den größten Teil seiner Männer verloren hätte. Aber da er ein Abkömmling der Tahari war, wollte sich Ba'Arub den Überlieferungen zufolge auf eine solche Handlungsweise nicht einlassen. So wird nun von ihm berichtet, daß er vor seinem Tod bis auf zehn Meter an Hammaran herangekommen sei.

Die Oasenbewohner beobachteten uns ziemlich neugierig, wie es immer geschieht, wenn Fremde in eine Oase kommen, doch ihr Verhalten verriet keine Nervosität oder Feindseligkeit. Von Auseinandersetzungen und Überfällen schien man hier noch wenig zu wissen.

Ein Kind lief neben dem Steigbügel Hassans her. »Du hast keine Glocken an deiner Kaiila!« rief der Junge.

»Räuber haben sie uns gestohlen«, erwiderte Hassan. Das Kind lachte und rannte davon.

»Wir suchen uns eine Schänke«, sagte Hassan.

Die Schlacht am Roten Felsen fand vor gut siebzig Jahren statt, im Jahre 10051 C.A., im sechsten Jahr der Herrschaft Ba'Arub Paschas. Seit dieser Zeit sind die Tashid ein Vasallenstamm der Aretai. Obwohl es gewisse äußere Tribute gibt, beispielsweise die Befreiung von Aretai-Kaufleuten von der Karawanensteuer, ist ein verbündeter Stamm in seinem Heimatgebiet fast völlig autonom; er verfügt über eigene Anführer, Magistrate, Richter und Soldaten. Die Bindung liegt im wesentlichen auf dem militärischen Sektor. Durch Tahari-Eid, ausgesprochen über Wasser und Salz, ist der Vasallenstamm verpflichtet, den siegreichen Stamm

bei seinen Militäraktionen zu unterstützen mit Vorräten, Kaiila und Soldaten. So gesehen ist ein Vasallenstamm eine Militäreinheit, die dem siegreichen Stamm unterstellt ist eine militärische Macht, die der Sieger vor weiteren Kämpfen seinen Streitkräften hinzurechnen kann. Eroberte Feinde werden auf diese Weise zu Teilen der eigenen Truppe, zu Verbündeten. Die Feinde von gestern verwandeln sich in die verschworenen Freunde von heute. Ich besitze keine näheren Informationen über die historischen Grundlagen dieser ungewöhnlichen gesellschaftlichen Einrichtung, doch sie führt in der Praxis zu einer Befriedung großer Teile der Tahari. So sind zum Beispiel kriegerische Auseinandersetzungen zwischen siegreichen Stämmen und rebellierenden Vasallenstämmen äußerst selten. Ein weiteres und vielleicht nicht ganz so positives Ergebnis ist der Umstand, daß sich die verschiedenen Stämme zu immer größeren militärischen Gruppierungen zusammenfinden. Kam es nun zwischen den führenden Stämmen zum Krieg, war nicht ausgeschlossen, daß das gesamte Wüstengebiet davon ergriffen wurde. Diese Gefahr sah ich im Augenblick, denn die Aretai und die Kavars waren die beiden mächtigsten Stämme in der Tahari. Natürlich sind nicht alle Stämme Vasallen oder Vasallenführer. Es gibt auch einige unabhängige Gruppen. Alles in allem dient die Beziehung eines Vasallenstammes zu seinem führenden Stamm mehr dem Frieden als jedes andere System. Es mag als glücklicher Umstand angesehen werden, daß es ein solches Arrangement gibt, denn die Männer der Tahari sind wie alle Goreaner äußerst stolz und leicht zu kränken. Sie fühlen sich rasch in ihrer Ehre angegriffen. Außerdem haben sie Freude am Kämpfen und bedürfen nur des geringsten Vorwands, um mit gelockerten Krummsäbeln in den Sattel zu steigen. Schon das Gerücht über eine Beleidigung kann schlimme Folgen haben. Ein guter Kampf, so habe ich manchen Mann aus der Tahari begeistert sagen hören, rechtfertigt jede Konsequenz. Abschließend sollte ich vielleicht noch sagen, daß der Grund für Hammarans Vorstoß zum Roten Felsen vor siebzig Jahren nicht mehr bekannt ist, weder bei den Aretai noch bei den Tashid. Die Ursache des Krieges ist vergessen, doch die Heldentaten der Auseinandersetzung werden noch heute an den Lagerfeuern erzählt. »Wir übernachteten hier«, sagte Hassan und zügelte seine Kaiila vor einem Wirtshaus. Wir stiegen ab und befreiten die Tiere von Sätteln und Lasten. Jungen kamen herausgeeilt und führten unsere

Kailla in die Ställe. Zwei von Hassans Männern gingen mit, um sich zu überzeugen, ob die Tiere auch wirklich gut versorgt wurden. Einer von Hassans Kämpfern half Alyena beim Absteigen. Sie machte einige schnelle Schritte und kniete neben Hassan nieder.

Wir sammelten Sättel, Vorräte, Wasserbeutel und sonstige Besitztümer ein. Jeder Mann trug seinen eigenen Sattel. Sättel haben in der Tahari einen besonderen Wert, und jeder Reiter kümmert sich um seine Kaiilausrüstung. Die Nomaden nehmen die Sättel abends mit ins Zelt. Das Wasser, das wir mitgebracht hatten, wurde nicht etwa fortgeschüttet, sondern mußte nach dem ungeschriebenen Gesetz der Tahari in die Zisterne der Taverne entleert werden. Auf diese Weise wird das Wasser einer vernünftigen Verwendung zugeführt und erspart den Helfern der Schänke unnötige Wassertransporte von den Brunnen der Oase. Beim Verlassen der Oase füllt eine Karawane ihre Wasserbeutel natürlich nicht im Hause, sondern am öffentlichen Brunnen.

Hassan trug seinen Sattel und andere Besitztümer über der Schulter und betrat das Wirtshaus. Seine Männer, Alyena und ich folgten ihm.

Die Sklavin, die einen Wasserbeutel trug, wurde von einem der Schänkenjungen zur Zisterne geführt. Die Männer, die ebenfalls Wasser auf dem Rücken trugen, folgten ihr.

»Hast du in letzter Zeit von einem Stahlurm reden hören?« wandte sich Hassan an den Schänkenwirt.

Wie sich herausstellte, hatte niemand von einem so seltsamen Gebilde gehört niemand konnte sich einen Stahlurm in der Wüste vorstellen. Dieser Umstand bekümmerte Hassan natürlich, und auch ich freute mich nicht gerade, denn die Oase der Schlacht am Roten Felsen war in östlicher Richtung die letzte große Oase. Die nächste wichtige Niederlassung befand sich fast zweitausend Pasang entfernt, am Rande des gefürchteten Dünengebietes. Natürlich gibt es auch im Dünenland Oasen, die aber klein und selten sind und oft mehr als zweihundert Pasang voneinander entfernt liegen, sie sind nicht leicht zu finden; im welligen Dünengebiet kann es passieren, daß man ahnungslos in zehn Pasang Entfernung an einer Oase vorbeireitet, ohne eine Spur davon zu entdecken. Außer

den Salzkarawanen wagt sich kaum jemand in das Dünenland. Die Handelskarawanen halten sich mehr an die westlichen oder an den fernen östlichen Rand der Tahari; wer keinen wichtigen Grund hat, meidet das Gebiet der gefährlichen Dünen.

Hassan und ich zweifelten eigentlich nicht daran, daß der rätselhafte Stahlurm, wenn es ihn überhaupt gab, im Dünenland zu finden sein mußte. Wenn das nicht der Fall war, hätte irgendein Nomade oder Kaufmann, irgendein Schänkenwirt oder Treiber sicher davon gehört. Stand der Turm jedoch im Dünenland, mochte er sich tausend Jahre dort befinden, ohne jemals entdeckt zu werden.

Die Kurii hatten die Sklavenflüge von der Erde nach Gor eingestellt.

>Gebt Gor auf <, das war das Ultimatum, das dem Sardargebirge gestellt wurde. Ein einsamer Kur war gefangengenommen worden sein Ziel lag vermutlich im Dünengebiet. Auf einem Felsen war eine Inschrift entdeckt worden: >Vorsicht vor dem Stahlurm<. Und bei Samos in Port Kar war ein Botenmädchen aufgetaucht: >Vorsicht vor Abdul< hatte auf ihrer Kopfhaut gestanden. Nur dieser Teil des Rätsels schien bisher gelöst zu sein. Abdul das war der kleine Wasserverkäufer in Tor, ein unwichtiger Mann, der vermutlich für die Kurii gearbeitet hatte. Sie mußten ein Interesse daran haben, mich von der Tahari fernzuhalten. Doch während dieses Problem gelöst zu sein schien, wußte ich nicht, wer die Warnung geschickt hatte. Offen blieb auch die Frage nach dem unsichtbaren Kur, der in der Oase der Neun Brunnen in meine Zelle eingedrungen war, ohne mich zu töten. Das Wesen war schwer verwundet worden; Ibn Saran hatte mir mitgeteilt, er hätte das Ungeheuer anschließend getötet. Es blieben noch viele Fragen offen.

»Wir reisen morgen früh weiter«, sagte Hassan zu mir und streckte sich.

»Hier scheint der Stahlurm unbekannt zu sein.«

In der Tat schien es sich in der Oase des Roten Felsens noch nicht herumgesprochen zu haben, daß eine Gruppe Aretai vor einigen Tagen die Bakah-Oase der Zwei Krummsäbel angegriffen haben sollte.

Niemand sprach davon. Wäre der Zwischenfall bekannt gewesen, hätte man ihn sicher gründlich diskutiert. Offenbar wußte in der breiten Bevölkerung niemand davon. Wären wirklich Aretai dafür verantwortlich gewesen, hätte sich die Oase auf Vergeltungsmaßnahmen der Kavars vorbereitet.

Im Grunde war es nicht ungewöhnlich, daß die Wüstenbewohner

am Roten Felsen noch nichts von dem Angriff wußten - die Nachricht war noch nicht in diesen entlegenen Winkel der Tahari vorgedrungen. Da die Oase der Schlacht am Roten Felsen unter der Verwaltung der Tashid stand, eines Vasallenstammes der Aretai, stand natürlich nicht zu erwarten, daß ein Bakah oder ein anderes Mitglied der Kavargemeinschaft einen Freundschaftsbesuch machte und die Neuigkeit überbrachte - im Gegenteil. Die Kavars würden es darauf anlegen, die von den Aretai beherrschten Gebiete zu meiden, bis man zumindest eine ausreichend große Streitmacht beisammen hatte, die den Aretai und ihren Verbündeten mit Waffengewalt die Aufwartung machen konnte.

»Ich bin erschöpft«, sagte Hassan. »Ich gehe zu Bett.« Alyena hatte er bereits nach oben geschickt. Seine Männer wohnten ebenfalls im Obergeschoß. »Wie spät ist es?« fragte er und sah sich um. Einer der Schänkenjungen saß auf einer Bank in der Nähe der großen zylindrischen Sanduhr. Er warf einen Blick auf die Anzeige. »Die neunzehnte Stunde durch«, sagte er und gähnte. Er mußte bis zur zwanzigsten Stunde aufbleiben, der goreanischen Mitternacht. In jenem Augenblick war es seine Aufgabe, die Uhr zu wenden. Erst dann durfte er ebenfalls schlafen gehen.

»Sind die Herren mit meinem Haus zufrieden?« erkundigte sich der Schänkenwirt.

»Ja«, erwiderte Hassan und hob den Kopf. »Es kehren Soldaten zurück.«

Ich spitzte die Ohren. Mir war kein Geräusch aufgefallen. Offenbar hatte er die leichten Vibrationen mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte wahrgenommen.

Erst nach einigen Sekunden vernahm ich das Dröhnen galoppierender Kaiila.

»Von uns sind keine Soldaten unterwegs«, sagte der Wirt.

Hassan sprang auf und warf dabei den Tisch um. Mit riesigen Sätzen rannte er die Treppe hinauf und verschwand im Obergeschoß.

»Geh nicht an die Fenster!« rief ich.

Doch schon hatte der Wirt die Fensterläden geöffnet. Ich hörte Hassan oben brüllen. Schritte trappelten. Der Wirt wandte sich mit bleichem Gesicht in meine Richtung; im nächsten Augenblick sank er zu Boden, wobei er den Schaft des Pfeils abbrach, der in seiner Brust steckte.

»Kavars über alles!« brüllte eine Stimme.

Ich hastete zum Fenster und stach mit dem Krummsäbel nach einer Gestalt im Burnus, die sich draußen zu schaffen machte. Ein Schrei ertönte, der Schatten zuckte zurück, verschwand in der Dunkelheit. Ich hob die Arme, um die Läden zu schließen. In der gleichen Sekunde bohrten sich zwei Pfeile tief in das Holz; Splitter trafen mich schmerzhaft an der Wange. Doch schon hatte ich die Läden zugezogen und gesichert; ein dritter Pfeil bohrte sich halb durch das Holz. Der Schänkenjunge stand neben der Sanduhr und sah sich verzweifelt um. Wir hörten die Pfoten der Kaiila, vernahmen ihr Quieken, ihr heftiges, zischendes Atmen. Ich hörte einen Mann aufschreien. Irgendwo zersplitterte eine Tür; das Geräusch schien allerdings nicht aus dem Wirtshaus zu kommen.

»Kavars über alles!« brüllte einer der Angreifer.

»Nach oben!« rief Hassan. »Auf das Dach!«

Ich eilte die Treppe hinauf, wobei ich vier Stufen auf einmal nahm. Der entsetzte Schänkenjunge floh durch eine Tür in die Küche.

Bleich stand Alyena zwischen Hassans Männern.

»Folgt mir«, befahl Hassan. Andere Gäste der Schänke stürzten nach unten. Eine Frau kreischte.

Wir erstiegen eine schmale Leiter und öffneten eine Falltür, die auf das Dach hinausführte. Gleich darauf standen wir unter den drei goreanischen Monden. Die Wüste schimmerte hell. Unter uns in den Straßen hasteten Menschen hin und her; einige hatten sich mit Bündeln und Wertgegenständen beladen.

»Zur Kasbah!« rief ein Mann. »Bringt euch in der Kasbah in Sicherheit!« Zwischen den Fliehenden ritten Krieger. Sie hieben um sich und machten auf diese Weise einen Weg für ihre Tiere frei.

»Kavars über alles!« brüllten sie.

»Kavars!« rief ich.

Hassan sah mich zornig an. »Zum Stall«, rief er. Wir hasteten über das Dach zum Stall-Innenhof, der von Mauern und Gebäuden umschlossen war. Er gab seine Befehle. Sättel wurden geholt, zwei Männer sprangen vom Dach in die Tiefe, richteten sich wieder auf und eilten zu den Ställen. Am Himmel über den Palmen erschien ein Brandpfeil. Ich hörte Axthiebe. Auf der anderen Seite der Mauer brüllten zahlreiche Stimmen durcheinander. Wir hörten die Schänkentür nachgeben. Im Hof unter uns führten Hassans

Leute einige Kaiila an den Zügeln herbei. »Achtet auf die Falltür«, sagte Hassan zu einem seiner Wächter. Fast im gleichen Augenblick öffnete sich die Dachklappe, und das Gesicht eines Mannes erschien. Hassans Wächter stach mit dem Krummsäbel zu, zerrte die Waffe wieder frei und knallte die Tür zu; an seiner Klinge klebten Blut und Zähne.

»Zur Kasbah!« rief ein Mann unter uns in der Straße.

»In die Wüste!« schrie eine Frau. »Die Kasbah ist bereits verschlossen! Am Tor sterben die Menschen. Sie werden niedergemetzelt, während sie noch um Einlaß flehen!«

»Feuer!« brüllte ich.

Ein Pfeil war im Hof niedergegangen. Mühelos hatte er sich durch das Strohdach eines Lagerschuppens gebohrt. Ein Mann kletterte über das Tor des Stallhofs. Von einer Lanze getroffen, stürzte er zurück. Hassans Männer paßten auf. Das brennende Dach erhellte das Innere des Hofes. Die Kaiila begannen vor Angst zu wimmern. Hassans Männer streiften den Tieren Burnusse über die Köpfe. Zwei waren bereits gesattelt.

»Achtung, dort!« brüllte ich. Zwei Angreifer waren von ihren Kaiila auf das Dach gestiegen. Hassan und ich traten ihnen energisch entgegen und zwangen sie, über die Kante in die Gasse zu springen, in der sich Flüchtlinge und Kavars drängten. Ich sah eine Dattelpalme umstürzen. Vier Gebäude brannten bereits.

Unter uns schrie eine Frau.

Weitere Reiter drängten sich waffenschwingend unter uns vorbei. »Nach Kleidung und Sätteln handelt es sich um Kavars«, stellte Hassan fest. Vom Dach sahen wir Männer, Frauen und Kinder, die zwischen den Palmenhainen und Gärten herumliefen.

Ein fünftes Gebäude ging in Flammen auf, diesmal zu unserer Linken. Rauchgeruch stieg mir in die Nase. »Die Schänke brennt ebenfalls«, sagte ich.

»Tarna!« brüllten die Fremden. »Tarna!«

Hassan ging zum Rand der Mauer und starrte in die Flammenhölle des Stallhofs hinab. »Folgt ihnen!« brüllte er seinen Männern auf dem Dach zu und deutete auf die beiden Männer im Hof. Sie sprangen über die Kante in die Tiefe. Hastig sattelten sie ihre Kaiila. Um den Rand der Falltür zog sich ein glühender Streifen; das Feuer mußte schon unter dem Dach toben.

Hassan zerrte sich den Burnus vom Leib, legte ihn Alyena unter

die Arme und ließ sie vom Dach hinab. Einer seiner Männer, der auf dem Rücken einer Kaiila saß, nahm das Mädchen vor sich in den Sattel. Alyena blickte verzweifelt zu Hassan empor. »Herr!« rief sie. Doch er war bereits verschwunden.

Wir hasteten wieder zum anderen Rand des Daches und sahen dort weitere Reiter eintreffen. Ganze Gruppen drängten in die Oase, sorgfältig verteilt es mußten Hunderte von Kavars sein.

»Auf mein Zeichen«, sagte Hassan, »sollen die Männer das Hoftor öffnen und losreiten!«

Ich ging zum Innenrand des Daches und entdeckte den Mann, der Alyena aufgefangen hatte. Das Mädchen saß inzwischen auf einer eigenen Kaiila, die zwischen den anderen Tieren eingekeilt war.

»Ich gebe Hassans Signal weiter«, sagte ich. »Auf ein Zeichen hin ergreift ihr die Flucht!«

»Zwei Kaiila sind für euch gesattelt«, sagte der Mann und deutete auf die Tiere. »Haltet euch bereit, das Tor zu öffnen«, sagte er dann zu zwei Kameraden, die sich links und rechts vom Durchgang postierten. Jeder sollte einen der Balken herausziehen.

»Was soll aus euch werden?« fragte der Mann.

»Hassan!« rief Alyena. »Hassan!«

Einer mußte aufpassen, um den günstigsten Augenblick für die Flucht abzapfen, ein zweiter mußte das Signal weitergeben.

»Hassan!« rief Alyena von unten.

Ich lächelte vor mich hin. Sie wagte es, den Namen ihres Herrn auszusprechen ein Verstoß, für den einer Sklavin Strafe drohte. Sie durfte Hassan nur mit »Herr« anreden. Ich nahm an, daß Hassan sie später für dieses Vergehen zur Rechenschaft ziehen würde.

Er hatte die Hand gehoben. Mit gesenktem Kopf starrte er über den Dachrand. Ich hörte eine Gruppe Kaiilareiter vorbeigaloppieren.

Im nächsten Augenblick senkte er die Hand.

»Los!« brüllte ich.

Die Balken wurden herausgezogen, die beiden Torflügel schwangen auf. Den Tieren wurden die Burnusse von den Köpfen gerissen. Mit wilden Sätzen galoppierten die Kaiila aus dem brennenden Stallhof in die plötzlich erleuchtete Straße.

Wir hörten lautes Geschrei.

In Sekundenschnelle waren die Kaiila und ihre Reiter verschwunden.

»Zwei gesattelte Kaiila sind zurückgeblieben!« rief ich Hassan zu. »Beeil dich!«

»Nimm eine!« rief er. »Flieh! Es ist noch Zeit. Flieh!«

Doch ich kam seiner Aufforderung nicht nach. Statt dessen trat ich zu ihm an den Rand des Dachs.

Eine weitere Gruppe Kaiilareiter galoppierte am Gebäude vorbei. Wir behielten die Köpfe unten.

»Willst du nicht mitkommen?« fragte ich.

»Flieh!« flüsterte er. »Nein, warte!« rief er.

Im nächsten Augenblick erschienen elf Reiter unter uns in der Straße, sie trugen weite purpurgelbe Burnusse.

»Tarna!« brüllten Stimmen. »Tarna!«

Die Reiter zügelten ihre Tiere fast unmittelbar unter uns. Mehrere andere Angreifer verhielten ihre Tiere hinter der Gruppe.

»Tarna!« rief jemand.

Die Anführerin der Reiter stellte sich in den Steigbügeln auf und sah sich auf dem Schlachtfeld um.

Offiziere erstatteten Bericht. Befehle wurden ausgegeben, Männer ritten wieder davon. Die Anführerin, eine schlanke, anmutige, vitale Gestalt, stand in den Steigbügeln und schwenkte einen Krummsäbel.

»Die Brunnen?« fragte ein Mann.

»Zerstört sie!« befahl Tarna.

Der Mann galoppierte davon, gefolgt von einem Reiterschwarm. Die Anführerin setzte sich wieder in den Sattel. Ihr Burnus wehte im Wind. Die geschwungene Klinge lag quer über dem Sattelknopf.

»Vernichtet die Palmen, brennt die Gebäude nieder!« befahl sie.

»Jawohl, Tarna«, sagten die Offiziere, zogen ihre Kaiila herum und kehrten zu ihren Männern zurück.

Das Mädchen sah sich um und galoppierte mit ihrer Kaiila zur Kasbah davon. Ihr folgten die zehn Reiter, die offenbar ihre Eskorte bildeten.

»Hol deine Kaiila«, sagte Hassan eindringlich. »Flieh!« Es war heiß auf dem Dach. Die Schänke unter uns brannte lichterloh; rechts von uns züngelten die ersten Flammen durch das Dach.

»Kommst du nicht mit?« fragte ich.

»Im Augenblick halte ich es für wichtiger, mir einen dieser Kavars aus der Nähe anzuschauen.«

»Ich komme mit«, sagte ich.

»Wir haben nicht einmal das Salz geteilt«, sagte er.

»Ich begleite dich«, sagte ich.

Er sah mich einige Sekunden lang an. Dann schob er den Ärmel über seiner rechten Hand hoch. Ich drückte die Lippen auf seinen rechten Handrücken und schmeckte den salzigen Schweiß. Ich reichte ihm meinen rechten Handrücken, und er legte Lippen und Zunge dagegen.

»Verstehst du, was das bedeutet?« fragte er.

»Ich glaube schon.«

»Folge mir«, sagte er. »Wir haben eine Aufgabe, Bruder.«

Hassan und ich sprangen vom Dach, das bereits teilweise in Flammen stand, und landeten im Stallhof. Zwei Kaiila warteten dort auf uns – sie tänzelten unruhig hin und her, nervös gemacht durch die Decken vor ihren Augen und den Rauch. An den Zügeln führten wir sie aus dem Hof und nahmen ihnen den Kopfschutz ab. An einer Wand lehnte die Leiche eines Schänkenjungen, von einer Lanze an die Wand genagelt. Die zwanzigste goreanische Stunde mußte längst vorbei sein, doch die Sanduhr war nicht umgedreht worden. Die Bestien verschonten auch Kinder nicht. Wir hörten das Dach der Schänke einstürzen. In der Ferne gellte Geschrei auf. Wir führten die Tiere durch die Straßen der Oase. Zweimal gingen wir Kämpfen aus dem Wege. Einmal hasteten vier Tashid-Soldaten an uns vorbei.

Als wir durch eine schmale Gasse blickten, entdeckten wir auf der Straße am anderen Ende Berittene, die miteinander kämpften. Etwa zehn Tashid-Soldaten gingen auf Kaiilarücken gegen einen Stoßtrupp der Angreifer vor. Doch die Männer wurden mit Lanzen zurückgedrängt; die Übermacht der Angreifer war zu groß. Unbarmherzig verfolgt ergriffen sie die Flucht. Die purpurgelb gekleideten Reiter setzten den Verteidigern nach. Ich erblickte Tarna, die sich im Sattel aufgerichtet hatte und ihre Eskorte säbelschwenkend zum Angriff trieb, ehe sie sich selbst der Jagd anschloß.

»Wer seid ihr?« rief eine Stimme.

Wir fuhren herum.

»Sleen der Aretai!« brüllte der Mann. Der Kaiilareiter trieb sein Tier an. Wir bremsten seine Attacke mit unseren Kaiila ab. Die

Tiere quiekten und ächzten. Da wir im Sattel saßen, vermochte keiner von uns einen gezielten Schlag zu landen. Der Mann stieß einen Wutschrei aus, zog sein Tier zurück und floh in die Dunkelheit - ein geschicktes Wendemanöver. Gegen unsere Übermacht hätte er wahrscheinlich nicht viel ausrichten können.

»Der ist uns entwischt«, stellte ich fest.

»Es gibt andere«, meinte Hassan.

Sekunden später erreichten wir eine hohe Mauer aus rotem Lehm. Vor dieser Mauer standen sechs Angreifer; vier hatten die Krummsäbel gezogen.

An der Wand knieten vier nackte Mädchen von exquisiter Schönheit. Sie hatten die Hände über die Köpfe erhoben und wurden von vier Männern bewacht, während zwei Anstalten machten, die Gefangenen zu fesseln.

»Tal«, sagte Hassan höflich.

Die Angreifer wirbelten herum. Sie trugen Kleidung und Agal der Kavars. Die Sättel der in der Nähe angebundenen Kaiila schienen ebenfalls kavarischer Herkunft zu sein.

Die sechs Männer griffen uns an, wobei sich die beiden anderen, die erst noch ihre Waffe ziehen mußten, im Hintergrund hielten. Als sie uns schließlich erreichten, lagen die vier anderen bereits in ihrem Blut. Da wichen sie zögernd zurück, machten kehrt und ergriffen die Flucht. Wir verzichteten darauf, sie zu verfolgen.

Die Mädchen veränderten ihre Stellung nicht. Sie wagten es nicht einmal, den Kopf zu drehen.

Hassan küßte ein Mädchen auf den Hals. »Oh!« rief sie.

»Seid ihr Sklavinnen?« fragte er.

»Nein!«

»Dann lauft in die Wüste«, sagte Hassan.

Geduckt drehten sie sich um und versuchten ihre Blöße zu bedecken.

»Aber wir sind nackt!« rief eine.

»Lauft schon!« rief Hassan und versetzte einer hübschen Brünetten einen Schlag mit der flachen Klinge.

»Oh!« rief sie und rannte davon. Die anderen folgten ihr und waren gleich darauf in der Dunkelheit verschwunden.

Wir lachten.

»Hübsche Geschöpfe«, meinte Hassan. »Vielleicht hätten wir sie behalten sollen.«

»Vielleicht«, sagte ich. »Aber dies ist kaum der richtige Augenblick, sich ein paar Sklavinnen zuzulegen.«

»Außerdem waren sie zu jung«, meinte Hassan. »In zwei Jahren sind sie etwas reifer für das Sklavenleben.«

»Sollen andere ihren Spaß mit ihnen haben«, sagte ich.

Er zuckte die Achseln. »Es gibt immer genug junge schöne Mädchen.«

»Das stimmt.«

Er betrachtete unsere toten Gegner im Licht der Monde und einer Fackel an der Mauer gegenüber.

»Hier«, sagte Hassan und kniete neben einem der Toten nieder. Ich ging zu ihm. Hassan streifte den linken Ärmel empor.

»Ein Kavar«, sagte ich. Auf dem Unterarm schimmerte der blaue Krummsäbel.

»Nein«, widersprach Hassan. »Schau mal. Die Spitze des Säbels krümmt sich nach innen, zum Körper hin.«

»Na und?«

»Der Krummsäbel der Kavars«, erklärte er, »deutet nach außen, weg vom Körper, zum Gegner.«

Ich sah ihn an.

Lächelnd hob Hassan seinen linken Ärmel. Verblüfft sah ich das Zeichen auf seinem linken Unterarm.

»Dies«, sagte Hassan lächelnd, »ist der Krummsäbel der Kavars.«

Wie er gesagt hatte, deutete die Spitze vom Körper weg.

»Du bist ein Kavar«, sagte ich.

»Natürlich«, sagte Hassan.

Wir fuhren herum. Wir hatten ein leises Geräusch vernommen. Wir standen im Zentrum eines Ringes aus purpurgekleideten Kaillareitern. Lanzen waren auf uns gerichtet, drängten uns zur großen Mauer. Pfeile zielten auf unsere Herzen.

»Da sind sie«, sagte der Mann, mit dem wir vorhin in der Gasse gekämpft hatten.

»Sollen wir sie umbringen?« fragte der Mann.

»Hebt die Köpfe«, sagte das Mädchen.

Wir gehorchten.

»Tarna?« fragte er.

»Nein«, sagte sie. »Die beiden sehen ansprechend aus und sind kräftig. Sie sind nicht uninteressant. Macht sie zu Sklaven.«

»Jawohl, Tarna«, sagte der Mann.

»Der da«, sagte das Mädchen und sah mich gelassen an. »Entkleidet ihn und fesselt ihn an meinen Steigbügel.«

-10-

Prustend ließ ich mich auf den Rücken rollen.

Ich fühlte mich wohl. Die Wassertemperatur war vielleicht ein wenig hoch, außerdem war das Wasser parfümiert. Doch ich hatte nichts dagegen. Seit meinem letzten Bad waren Wochen vergangen. Ich wußte die Gastfreundschaft zu schätzen im männlichen Serail in der Kasbah Tarnas, der Banditenführerin der Tahari.

»Beeil dich, Sklave«, sagte das große dunkelhaarige Mädchen in dem knöchellangen weißen Gewand. »Die Herrin erwartet dich bald.« Sie hielt mir vier schneeweiße Handtücher hin. Auf der anderen Seite sortierte ein zweites Mädchen Badeöle in ein Gestell. Sie hatte mich von oben bis unten damit eingerieben, ehe ich mich im zweiten und tieferen Becken abspülen durfte. Es war sehr angenehm im Wasser. Ich wollte noch nicht wieder hinaus.

Hassan, der ein kurzes weißseidenes Kleidungsstück trug, saß mit untergeschlagenen Beinen in der Nähe. »Dir scheint es ja wieder ganz gut zu gehen«, sagte er zu mir.

»Ist deine Herrin hübsch?« fragte ich das dunkelhaarige Mädchen.

»Komm heraus und trockne dich ab«, sagte sie.

Vor vier Tagen, bei Morgengrauen, verließ Tarna an der Spitze ihrer Männer die Oase der Schlacht am Roten Felsen. Nur die Zitadelle, die Kasbah, hatte dem Angriff widerstanden. Sämtliche Palmenhaine waren verwüstet worden, die Gärten vernichtet, vier der fünf öffentlichen Brunnen zugeschüttet. Den letzten Brunnen hatten die Oasenbewohner allerdings zu energisch verteidigt. Die Streitmacht der Angreifer hatte aus vier bis fünfhundert Reitern bestanden. Als sie den Roten Felsen verließen, waren ihre Kaila mit Beute schwer beladen. Etwa vierzig Sklavinnen wurden mitgenommen, außerdem zwei männliche Sklaven Hassan und ich. Als Tarna die Oase der Schlacht am Roten Felsen verließ, hoch aufgerichtet im Sattel, ohne sich umzusehen, war ich nackt neben ihr hergetrabt; eine Kette führte von meinem Hals zu ihrem Steigbügel. Hassan taumelte ähnlich angebunden neben dem Tier eines

Offiziers her. Die Sonne stand noch nicht hoch am Himmel, und der Sand war noch nicht allzu heiß, als wir die Beutewagen der Angreifer erreichten, die in der Wüste stehengeblieben waren. Hassan und ich wurden gefesselt und mit einer Sklavenhaube versehen in ein Gefährt verladen. Die Sklavinnen bekamen ebenfalls eine Kapuze übergestreift. Tarna, die Banditenführerin der Tahari, wollte den Standort ihrer Kasbah geheimhalten. Heute früh, kurz nach Beginn des Morgengrauens, waren wir vor der Kasbah eingetroffen. Daraufhin hatte man mich und die anderen Gefangenen wieder aus den Wagen geholt. Man nahm uns die Hauben ab und kettete uns wieder an den Steigbügel fest. So sollten wir in die Stadt einmarschieren, damit die Bewohner und Soldaten der Kasbah sich die Beute aus der Nähe anschauen konnten. Zugleich wurden die Planen der Wagen zurückgeschlagen, damit die erbeuteten Schätze sichtbar waren.

Aus der Kolonne der Kaiilareiter wurde mit Spiegeln ein Signal gegeben. Daraufhin stieg über der Kasbah ein Siegeswimpel empor. Das Tor schwang auf. Plötzlich gab Tarna ihrer Kaiila die Sporen. Die Kette versetzte mir einen schmerzhaften Ruck. Ich wurde von den Füßen gerissen und durch Unterholz und Staub geschleift, wobei ich mich immer wieder im Kreise drehte. Etwa hundert Meter weit ritt die Banditenführerin, ehe sie ihre Kaiila zügelte. »Hast du Kräfte? Kannst du laufen?« fragte sie.

Ich sah sie an hustend, staubbedeckt, zerkratzt.

»Hoch mit dir!« sagte sie, und ihre Augen blitzten über dem purpurnen Schleier. »Ich werde dich das Kriechen lehren.« Mühsam rappelte ich mich wieder auf. Langsam ritt sie an, ließ die Kaiila im großen Bogen im Schritt gehen und erhöhte langsam das Tempo.

»Ausgezeichnet!« rief sie.

Ich war immerhin ein Angehöriger der Kriegerkaste. Und unter Kriegern hatte ich als wendig und kräftig gegolten. Sie erhöhte das Tempo. Mein Herz klopfte; ich rang nach Atem. Mehr als einen Pasang weit ließ sie mich durch die Wüste laufen.

»Unglaublich!« lachte sie und spornte ihre Kaiila noch mehr an, so daß ich erneut von den Füßen gerissen und hinter dem Tier hergeschleift wurde. Nach einem ViertelPasang ließ sie mich wieder auf die Beine kommen. Erschöpft, zitterig, blutig, mit brennendem Hals, torkelte ich das letzte Stück hinter ihr her; sie ritt zur Spitze der Kolonne zurück.

Schließlich sank ich neben ihrem Steigbügel in die Knie; es wurde mir schwarz vor Augen.

»Sieh mich an, Sklave!« befahl sie. Ich gehorchte. »Steh auf!« Ich stand auf. Sie schien überrascht zu sein. Offenbar hatte sie nicht damit gerechnet, daß ich überhaupt noch stehen konnte.

»Du bist stark«, sagte sie schließlich. Ich spürte die Spitze ihres Krummsäbels unter dem Kinn; sie zwang mich, den Kopf zu heben.

»Es gefällt mir, Männer neben meinem Steigbügel herlaufen zu lassen«, sagte sie. »Du bist stark. Es wird mir Spaß machen, dich zu zähmen.« Sie drehte sich im Sattel um und deutete auf die ferne Kasbah. »Weiter!« brüllte sie, und die Kolonne bewegte sich auf das große Tor ihrer Wüstenfestung zu. Voller Interesse stellte ich fest, daß eine zweite Kasbah ganz in der Nähe lag. Etwa zwei Pasang östlich erhob sich eine viel größere Wüstenfestung. Ich wußte nicht, wem dieses imposante Bauwerk gehörte.

Nach kurzer Zeit erreichte Tarna mit ihren Männern, ihrer Beute und ihren Sklaven das große Tor. Sie hob Arme und Krummsäbel und genoß den ausbrechenden Jubel.

»Beeil dich, Sklave«, sagte das große dunkelhaarige Mädchen. »Die Herrin erwartet dich bald.«

»Ist deine Herrin hübsch?« fragte ich. Ich hatte Tarnas Gesicht unter dem Sandschleier nicht deutlich sehen können. Ich bezweifelte nicht, daß die Anführerin der Banditen eine stolze Frau von ungewöhnlicher Schönheit war. Allerdings hatte sich unter dem weiten Burnus ihre Figur bisher nur andeutungsweise abgezeichnet. Die Schönheit einer Frau läßt sich nur dann richtig beurteilen, wenn sie nackt ist - nackt wie die Sklavin, die zum Verkauf kommt.

»Sie ist häßlich wie ein Sand-Sleen!« sagte das dunkelhaarige Mädchen. »Beeil dich!«

»Wir haben unsere Herrin noch nie unbekleidet gesehen«, sagte das zweite Mädchen, das für die Badeöle zuständig war.

»Beeil dich, Sklave«, wiederholte das erste Mädchen. »Sonst rufen wir die Wächter und lassen dich auspeitschen.« Sie sah sich nervös um. Ich nahm an, daß man sie dafür verantwortlich machen würde, wenn ich nicht rechtzeitig fertig war.

Ich aalte mich im Wasser. Ich hatte gut zu essen bekommen.

Ich hatte seit dem Morgen gut geschlafen. Ich fühlte mich ausgeruht. Und heute nacht stand mir ein langer Kaiilaritt bevor.

»Was wird aus den Sklavinnen, die am Roten Felsen gefangengenommen wurden?« fragte ich.

»Sie werden mit dem Wagen zu den Sklavenmärkten von Tor gebracht.«

»Es gibt in dieser Festung also nur wenige Mädchen?«

»Natürlich gibt es Mädchen, ein paar Mädchen für die Männer.«

»Wo?«

»In den unteren Etagen der Kasbah.«

»Aber ihr seid nicht für die Männer da?«

»Natürlich nicht!« sagte sie ärgerlich.

Mehrere von Tarnas Männern saßen im Serail herum. Sie trugen seidene Tuniken und waren behängt mit Schmuck. Sie schienen Hassan und mich seltsam zu finden. Einige machten einen ziemlich mürrischen Eindruck. Heute hatte die Herrin keinen von ihnen für ihr abendliches Vergnügen erwählt. Einer der Männer hatte sogar gesagt: »Ich bin doch wohl hübscher als er«, womit er mich meinte. Damit hatte er sicher nicht unrecht. Andererseits verfügten Hassan und ich über einen gewissen Vorteil - wir waren neu in der Kasbah. Ich freute mich, daß Tarna mich für die Nacht ausgesucht hatte. Der Serail der Kasbah war ganz nett andererseits wollte ich nicht länger als nötig hierbleiben.

»Ich verstehe nicht, wie es kommt, daß nicht ich, Hassan, von der Herrin als erster erwählt wurde«, hatte mein Salzbruder bemerkt.

»Zweifellos bin ich der faszinierendere von uns beiden«, hatte ich erwidert.

»Für den Geschmack von Frauen gibt es keine vernünftige Erklärung«, bemerkte er.

»Das ist wohl wahr. Sie ist natürlich nur eine Sklavin«, fuhr ich fort.

»Das stimmt, doch zugleich ist sie eine äußerst intelligente junge Frau.«

»Richtig«, räumte ich ein. Die Sklavenmeister der Kurii, der Anderen, hatten es auf Mädchen abgesehen, die intelligent und zugleich sehr weiblich waren. Mädchen, die diese beiden Wesenszüge in sich vereinen, ergeben nach goreanischer Erfahrung die besten Sklavinnen. Die Goreaner haben wenig Interesse an dummen

Frauen, mögen sie sexuell auch noch so attraktiv sein, und auch nicht an reinen Arbeitstieren.

»Sie hat mich als ersten ausgewählt«, stellte ich fest.

»Alyena, die eine bessere Sklavin ist, zieht mich vor.«

»Ich habe Tarna noch nicht nackt am Sklavenring gesehen«, gab ich zurück. »Ich weiß also nicht, ob Alyena besser ist oder nicht.«

»Gehen wir doch einmal davon aus«, meinte Hassan.

»Also schön.«

»Sie zieht mich vor.«

»Der Geschmack von Frauen ist manchmal unerklärlich«, stellte ich fest. An diesem Punkt unseres Gesprächs wurde ich von den beiden Sklavinnen zum Baden abgeholt.

»Hast du etwas dagegen, Ali?« fragte einer der jungen Männer.

»Nein!« gab das Mädchen in dem weißen Gewand zurück.

Im ersten Augenblick verstand ich nicht, wen der Mann gemeint hatte; das Mädchen hatte ihm geantwortet. Da fiel mir meine Frage ein, ob die Mädchen für die Männer da sein mußten.

Ich schwamm an den Rand des Beckens und blickte zu ihr empor. »Wie heißt du?« fragte ich.

Sie trat zurück. »Ali.«

»Das ist doch der Name eines Mannes!«

»Meine Herrin«, sagte das Mädchen, »entscheidet, welchen Namen ich trage.« Sie war ärgerlich.

Der junge Mann lachte.

»Halt den Mund, Fina!« fauchte sie zornig.

Er erbleichte und senkte den Kopf. »Jawohl, Herrin«, erwiderte er.

»Fina«, sagte ich zu dem Mädchen, »ist aber ein Frauenname!«

»Die Herrin bestimmt unsere Namen willkürlich.« Sie sah sich im Kreise der Männer um, die in ihren Seidengewändern herumsaßen. »Jeder von ihnen hat einen Mädchennamen.« Düster starrte sie Hassan und mich an. »Auch ihr beiden werdet einen solchen Namen bekommen. In die Alkoven, Sklaven! Los! Los!«

Einige der Männer fuhren erschrocken hoch und verschwanden hastig in den winzigen Nischen, in denen sie zu hause schienen.

Nur Hassan blieb am Wannenrand sitzen; er schien verwirrt zu sein. Die beiden Mädchen in den weißen Gewändern führten im Serail das Kommando ähnlich wie Eunuchen in einem Harem. Ihr Wort war hier Gesetz und fand zweifellos Unterstützung in den Peitschen und Krummsäbeln der Wächter vor der Tür. Wenn diese Mädchen etwas befahlen, begannen sich die Männer zu fürchten.

Am anderen Ende des Korridors wurde gegen das Außentor des Serails geklopft.

»Beeil dich!« rief das Mädchen. »Sie kommen dich holen! Komm heraus! Trockne dich ab!«

Ich hob die Hand und umfaßte ihr rechtes Fußgelenk. Das andere Mädchen riß den Mund auf.

»Du trägst keinen Kragen«, sagte ich.

»Nein«, erwiderte sie. »Laß mein Bein los, tollkühner Sleen!«

»Dies scheint mir nicht das Bein eines Mannes zu sein«, stellte ich fest und betrachtete den Eisenring, der über dem Knöchel hing.

Das Klopfen wurde lauter. »Laß mich los! Ich peitsche dich dafür aus!«

»Aber dann komme ich vielleicht zu spät zur Herrin.«

»Dann lasse ich dich morgen durchprügeln!« zischte sie.

»Dann werde ich der Herrin heute abend erklären müssen, warum ich ihr nicht mit Begeisterung dienen kann.«

Das Mädchen wurde bleich.

»Du hast mich verführt«, erklärte ich.

»Nein! Nein!« rief sie.

»Wie hießest du, als du noch eine Frau sein durftest?« fragte ich.

»Lana!« rief sie gequält und versuchte sich loszureißen.

Wir hörten, wie die Außentür von einem Wächter geöffnet wurde.

»Sie sind gleich hier!« rief das Mädchen. »Bitte!«

Ich ließ sie los und stieg aus dem Bad.

Fast außer sich vor Hysterie hielt sie mir die Handtücher hin. Vor der Innentür machten die Neuankömmlinge halt und begannen sich mit den Wächtern zu unterhalten.

Ich hob die Arme. »Reibe du mich trocken, Lana«, sagte ich.

»Sleen!« rief sie.

Ich sah mich im Serail um. Der Raum war geschmackvoll ausgestaltet. Hohe, verzierte Säulen, zahlreiche Bögen, kostbares Schnitzwerk, goldene Wandbehänge, bunte Kacheln und mit Marmor und Mosaiken geschmückte Böden. Es war ein luftiger, geräumiger Saal von großer Schönheit. Ich bedauerte, daß ich nicht länger hier verweilen durfte.

»Sleen!« schluchzte das Mädchen und begann mich mit dem Handtuch abzureiben. »Hilf mir doch!« rief sie dem anderen Mädchen zu, das uns erschrocken zusah.

»Nein«, sagte ich. »Nur du, Lana.«

Weinend vor Zorn begann sie mich abzutrocknen. »Oh!« hauchte sie, denn ich hatte sie in die Arme genommen. Sie neigte den Kopf zurück.

»Nein!« rief sie. »Bist du verrückt? Ich bin deine Serailherrin! Nein!« Ihr Kleidungsstück sank zu Boden.

»Dein Körper ist ebenfalls nicht der eines Mannes«, stellte ich fest.

»Bitte!« flehte sie.

Ich küßte sie auf die Brüste.

»Ich bin deine Serailherrin!« flehte sie.

Daraufhin küßte ich sie voll auf den Mund und drückte sie so fest an mich, daß sie sich nicht mehr rühren konnte. »Nein«, sagte ich. »Du bist nur eine hübsche Sklavin!«

Endlich ließ ich sie los, und in aller Hast beendete sie ihr Werk mit den Handtüchern. Zum Schluß hockte sie vor mir und trocknete mir die Füße.

Ich hob das Mädchen hoch und lehnte sie an eine der kalten, schmalen Marmorsäulen, die das anmutig gestaltete Dach trugen. Dann stand ich vor ihr, nur ein Zentimeter lag zwischen unseren Lippen. Mit den Fingerspitzen beider Hände fuhr ich die Linien ihres Halses nach.

»Dieser Hals«, sagte ich, »ist aristokratisch schön. Er würde sich in einem Kragen sehr gut machen.«

Ihr Blick begegnete dem meinen. »Ich wünschte, ich trüge deinen Kragen Herr«, sagte sie stockend. Ich küßte sie.

Ich hörte, wie der Riegel der Innentür zurückgeschoben wurde. Das andere Mädchen warf mir eine rotseidene Tunika zu, die ich über den Kopf streifte. Ein gelbes Halsband, das mir zugedacht war, ließ ich in dem Gewand verschwinden.

Die Tür ging auf. Zwei Wächter in purpurgelben Burnussen traten ein.

»Ist der Sklave fertig?« fragte einer der Männer und sah sich um. »Was ist denn hier los?« wollte er wissen, als sein Blick auf die nackte Lana fiel. Erschrocken lehnte das Mädchen an der Säule.

»Sie wollte gerade baden«, antwortete ich, ging zu ihr, packte sie am linken Oberarm und am rechten Fußgelenk und schleuderte sie mit dem Kopf voran in das Becken.

Dann warf ich Hassan und dem anderen Mädchen einen Blick zu. »Ich bin bald zurück.«

»Gut«, sagte er und näherte sich dem zweiten Mädchen.

»Die Herrin«, sagte einer der Wächter spöttisch, »läßt sich Zeit mit ihren Sklaven.«

Lana erschien prustend an der Wasseroberfläche.

»Heute abend nicht«, sagte ich und wandte mich an Hassan. »Halte dich bereit. Wir haben einen weiten Kaiilaritt vor uns.«

»Gut«, erwiderte er. Die Wächter sahen mich an, als hätte ich den Verstand verloren.

»Wir wollen uns beeilen«, sagte ich. »Die Herrin sollte nicht auf uns warten müssen.«

»Er kann es kaum erwarten!« sagte einer der Wächter lachend.

»Dummkopf!« bemerkte der andere.

Ich marschierte im Eilschritt durch die Innentür des Serails. »Ist eure Herrin hübsch?« wandte ich mich an einen der Wächter.

»Sie ist häßlich wie ein Sand-Sleen.«

Er verspernte die Tür hinter sich. Zwei Wächter standen davor. Unten im Korridor befand sich eine zweite Tür, die auf unser Klopfen von zwei weiteren Wächtern geöffnet wurde.

»Mach keine Scherze«, sagte ich.

»Unsere Herrin ist häßlich wie ein Sand-Sleen«, wiederholte er.

»Ich bin Tarna«, sagte die Frau. Sie lag auf der breiten Couch, auf einen Ellbogen gestützt, und sah mich an.

Ich blickte mich in dem Zimmer um. Langsam schlenderte ich zum Fenster und sah in den Hof hinab.

»Wir sind hier siebzig Fuß hoch.«

Ich untersuchte die Wände und die Tür.

»Die Tür«, bemerkte Tarna, »wird von den Wächtern nur auf mein Signal hin geöffnet.«

»Wir sind allein?« fragte ich.

»Vor der Tür stehen Wächter«, sagte sie.

»Das ist anzunehmen«, sagte ich und betrachtete sie.

»Du bist ein seltsamer Sklave«, stellte sie fest. Sie trug ein weites, fließendes Gewand aus gelber turischer Seide. Der tiefe Ausschnitt ließ viel von ihrer Schönheit sehen. Ihr Haar war lang und schwarz und machte sich gut auf dem gelben Kissen hinter ihrem Kopf.

Ich freute mich, daß sie nicht häßlich war wie ein Sand-Sleen. Im Gegenteil sie war von atemberaubender Schönheit. Ihre Augen waren sehr dunkel.

»Du gehörst mir«, sagte sie.

»In der Nähe gibt es eine weitere Kasbah«, sagte ich. »Nur zwei Pasang von hier entfernt. Wem gehört sie?«

Rotseidene Tücher lagen auf der großen Couch. Am Fußende schimmerte ein Sklavenring. »Du bist ein seltsamer Sklave«, wiederholte Tarna,

»Nach dem Gesetz der Kaufleute und den Sitten in der Tahari bin ich kein Sklave«, sagte ich. »Zwar bin ich dein Gefangener, doch bin ich noch nicht gebrandet oder in einen Kragen gesteckt worden. Außerdem hast du noch keine Geste der Unterwerfung von mir gesehen.«

»Kühner Sklave«, sagte sie. »Findest du mich attraktiv in dieser Kleidung?«

»Du bist recht hübsch«, stellte ich fest. »Du solltest Sklavin sein.«

Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Du bist ein mutiger Sklave. Du scheinst anders zu sein als die anderen. Vielleicht kann ich bei dir darauf verzichten, dir einen Mädchennamen zu geben.«

»Vielleicht.«

»Weißt du, daß ich mit dem Krummsäbel besser umgehen kann als jeder Mann?«

»Nein«, erwiderte ich. »Das wußte ich nicht.«

»Ich habe mich allerdings manchmal gefragt, wie es ist, eine Frau zu sein.«

Ich lächelte.

»Eine wahre Frau«, fuhr sie fort, »auf Gnade und Ungnade einem Mann ausgeliefert.«

»Oh?« machte ich und sah mich unauffällig um. Da und dort

lagen Tücher auf den Truhen, und einige Wandbehänge wiesen geeignete Schnüre auf.

Ich mußte sehen, wie ich mit den Wächtern fertig wurde.

Von einer Sekunde zur nächsten veränderte sich ihr Verhalten. Sie wurde arrogant. »Bring mir Wein, Sklave«, befahl sie.

Ich ging zum Weintisch und schüttete aus einem langschnäbeligen Gefäß Wein in einen kleinen Becher. Ich reichte ihr das Getränk. Sie saß auf der Kante ihrer Couch und trank.

»Komm her«, sagte sie.

»Nein.«

Sie lachte. »Ich kann dich auspeitschen lassen.«

»Das bezweifle ich.«

»Knie vor der Peitsche nieder!« Sie hob die Peitsche.

»Nein.«

Sie prallte zurück. »Ich verstehe das nicht. Was für ein phantastischer Sklave du bist! Du bist anders als die anderen. Ich muß mir überlegen, was ich mit dir mache. Ich bin nicht sicher, ob es klug wäre, deinen Willen zu brechen.«

Ich schenkte mir ebenfalls einen Becher Wein ein und trank.

»Du bist schön«, sagte ich und musterte sie.

Ihre Augen blitzten. »Geh zum Sklavenring!« fauchte sie.

»Nein.«

Sie schien sprachlos zu sein. »Ich rufe die Wächter«, sagte sie drohend.

»Tu das.«

Aber offensichtlich wollte sie die Wächter nicht rufen.

»Du gehorchst mir nicht«, stellte sie fest.

»Du bist eine Frau«, sagte ich. »Du bist es, die zu gehorchen hat.

»Unverschämter Sleen!« rief sie und wandte sich mit wehender Robe ab.

»Ich hole die Wächter«, sagte sie.

»Aber dann erfährst du nicht«, sagte ich, »wie es ist, eine wahre Frau zu sein auf Gnade und Ungnade einem Mann ausgeliefert.«

Zornig ging sie zum Fenster und blickte hinaus jenseits der Mauern der Kasbah schimmerte die Wüste silbern im Licht der drei Monde. Die Sterne flammten am Himmel.

Mit geballten Fäusten drehte sie sich um.

»Sicher hast du dich manchmal danach gesehnt, zu erfahren, wie man sich als wahre Frau fühlt.«

»Niemals!« rief sie. »Niemals! Ich bin Tarna! Ich kenne solche Gedanken nicht.« Und sie wandte sich wieder ab.

»Ruf die Wächter«, sagte ich.

Sie drehte sich um. »Lehre mich, eine Frau zu sein«, forderte sie.

»Komm zu mir«, befahl ich. Sie stand vor mir und sah mich zornig an. Ich streckte die Hand aus. Zögernd legte sie die lange Lederpeitsche hinein.

»Würdest du es wagen, mich zu schlagen?« fragte sie.

»Gewiß.«

»Hast du die Absicht, mich zu schlagen?«

»Wenn du mir nicht gehorchst.«

»Du brächtest das fertig!« sagte sie. »Du brächtest das fertig!«

»Ja«, sagte ich. »Geh zur Couch, leg dich hin.«

Sie gehorchte. Ich beobachtete ihre Augen. Wenn ich sie jetzt an intimer Stelle berührte, davon war ich überzeugt, würde meine Hand heiß und feucht sein von ihrem hilflosen Verlangen. Selten hatte ich eine Frau so erregt gesehen.

Offenbar hatte Tarna lange darauf warten müssen, eine Frau zu sein.

Sie musterte mich mit strahlenden Augen. Ihre Lippen waren halb geöffnet.

»Ich gebe dir die Erlaubnis, mit mir zu machen, was du willst.«

»Dazu brauche ich deine Erlaubnis nicht.«

Ich stand neben der Couch, beugte mich über sie, blickte auf sie herab.

»Ich habe mich noch nie so gefühlt«, sagte sie nach einigen Sekunden.

Ich zuckte die Achseln. Ihre Gefühle interessierten mich nicht. »Du würdest eine hübsche Sklavin abgeben.«

»Wirklich? Was hast du mit mir vor?«

»Das wirst du sehen.«

»Heute abend, Krieger«, sagte sie, »sollst du mich wie eine Sklavin behandeln. Sieh in mir nicht die Herrin, deren Eigentum du bist, sondern nur eine Sklavin, die dir ausgeliefert ist. Lehre mich, eine Frau zu sein!«

»Dazu habe ich keine Zeit«, sagte ich.

Sie starrte mich erregt an.

»Heute abend steht mir ein langer Kaiilaritt bevor«, fuhr ich

fort. Ein Halstuch, das ich in den letzten Minuten unauffällig an mich gebracht und zusammengeknüllt hatte, stieß ich ihr tief in den Mund. Sie vermochte nicht zu sprechen, sondern wand sich in meinem Griff. Dumpfe Laute drangen aus ihrem Mund. Ich kniete mich über sie, hielt ihr die Arme an der Seite fest und sicherte den Knebel mit einem zweiten Tuch, das ich ihr um den Kopf wand. Dann zerrte ich sie von der Couch in eine Ecke, wo ich von einem Wandteppich eine Schnur löste. Schließlich brachte ich das Mädchen zum Sklavenring, band ihr mit der Schnur die Handgelenke hinter dem Rücken zusammen, führte die Kordel durch den Ring und fesselte ihr mit der gleichen Schnur die Beine zusammen. Sie versuchte sich in meine Richtung zu wenden. In ihren Augen loderte der Zorn.

Ich blickte zur Tür und schätzte die Entfernung ab. Hastig löste ich das Halstuch, das sich um ihr Kinn zog. Dann eilte ich zur Tür, um rechtzeitig zur Stelle zu sein. Tarna gab sich Mühe, den Knebel aus dem Mund zu stoßen. Sie brauchte dazu eine Sekunde länger, als ich erwartet hatte. Sie spuckte das feuchte Tuch aus und legte den Kopf zurück.

»Wachen!« brüllte sie. »Wachen!«

Gleich darauf wurde die Tür aufgerissen, und mit gezogenen Krummsäbeln stürzten die beiden Wächter herein.

Sie sahen Tarna am Sklavenring. Verblüfft hielten sie inne, und schon war ich hinter ihnen. Gelassen packte ich die beiden am Nacken und knallte ihre Köpfe zusammen, ehe sie reagieren konnten. Bewußtlos sanken sie zu Boden. Ich schloß die Tür.

Tarna starrte mich zornig an. »Du hast mich hereingelegt!« rief sie und bäumte sich in ihren Fesseln auf.

Ich stopfte ihr den Knebel wieder in den Mund und sicherte ihn mit dem anderen Tuch. »Ja«, sagte ich.

Anschließend zerrte ich die beiden bewußtlosen Wächter zur Seite. Einen der beiden beraubte ich seiner Kleidung, die ich anlegte. Dann wurden beide geknebelt und verschwanden unter einem der kostbaren Wandteppiche.

Mit schnellen Schritten ging ich zur Tür, öffnete sie einen Spalt breit und sah mich um.

Tarna war außer sich vor Zorn. Doch sie war von einem Krieger fachmännisch gefesselt worden und vermochte nichts auszurichten.

»Vielleicht komme ich eines Tages zurück«, sagte ich, »um dich zur Sklavin zu machen.«

Sie wand sich in den Fesseln und hielt plötzlich wütend inne.

Ich warf ihr auf goreanische Art einen Handkuß zu, indem ich meine Lippen mit den Fingerspitzen berührte und sie dann in ihre Richtung drehte.

Die Augen quollen ihr fast aus dem Kopf.

Vielleicht würde ich wirklich eines Tages zurückkehren und sie zur Sklavin machen. Dann schloß ich die Tür.

Zielstrebig wanderte ich durch den Palast, wobei ich dem Weg folgte, den ich zuvor geführt worden war.

Es war schon spät, und ich begegnete nur wenigen Wächtern.

Ich hatte den Sandschleier hochgezogen, als wäre ich ein Bote, der den Palast inkognito aufgesucht hatte. Die Uniform verhinderte, daß ich aufgehalten wurde.

An der äußeren Tür des Serails forderte ich Einlaß, weil ich den Sklaven Hassan in das Quartier Tarnas bringen müsse.

Man ließ mich durch.

An der inneren Tür jedoch gab man sich mit der Erklärung nicht zufrieden.

»Ich habe einen Paß«, sagte ich und griff unter meinen Mantel. Der Paß bestand aus meinem Handrücken, der sich aufwärts nach rechts bewegte, während ich dem Mann zu meiner Linken zugleich einen Hieb in die Magengrube versetzte. Lautlos klappte er zusammen. Ehe sich der Mann zu meiner Rechten erholen oder seine Waffe ziehen konnte, hatte ich ihn bewußtlos geschlagen; in aller Ruhe kümmerte ich mich nun um seinen Kollegen und schickte ihn ebenfalls ins Reich der Träume.

Schließlich knabbelte und fesselte ich beide.

Dann öffnete ich die Tür zum Serail.

»Sei begrüßt«, sagte Hassan.

»Sei begrüßt«, gab ich zurück.

»Ist alles gutgegangen?«

»Ja. Und ist hier alles in Ordnung?«

»Sieht so aus.«

Lana und das andere Mädchen waren an schmale Marmorsäulen gefesselt worden. Beide wimmerten protestierend und warfen mir verzweifelte Blicke zu.

Bei dem Mädchen, das die Badeöle verwaltet hatte, war das Innere des linken Schenkels blutig.

»Sie war noch Jungfrau?« fragte ich ungläubig.

»Ja«, sagte Hassan grinsend.

»Und was ist mit der hier?« fragte ich und deutete auf Lana.

»Ich habe sie erprobt. Sie ist ebenfalls noch jungfräulich. Ich habe sie dir gelassen.«

Lana drängte sich an die Säule.

»Was haben wir denn hier?« fragte ich. Einer der in Seide gekleideten jungen Männer versuchte sich an der Außenwand des Raums entlang zur Tür zu schleichen.

Er begann zu laufen, doch ich vermochte ihm ein Bein zu stellen.

Hassan stürzte sich auf ihn und schleppte den Zappelnden zum Badebecken.

»Man wird uns auspeitschen!« wimmerte der Mann. »Gebt Alarm!« rief er seinen Kameraden zu. Zwei oder drei standen unentschlossen auf, doch sie rührten sich nicht vom Heck. Hassan warf den Mann neben dem Becken zu Boden und drückte ihm etwa eine Ehn lang den Kopf unter Wasser. Als er den Mann losließ, sagte er: »Du mußt dich vorsehen, du könntest beim Baden ertrinken. Solche Unfälle kommen vor.« Und wieder drückte er den Kopf unter Wasser. Als er zum zweitenmal losließ, flehte der Mann um Gnade. Hassan warf ihn zu den anderen. Es war still im Serail. Wir hörten das Knistern der Fackeln. Wieder blickte ich auf Lana. Sie erzitterte. Sie, die Serailherrin, war uns gefesselt und hilflos ausgeliefert.

»Ich habe sie dir gelassen«, sagte Hassan.

Mit schneller Bewegung löste ich die Handfesseln des Mädchens und zog sie sanft auf die Kacheln. Hilflos wand sie sich und hob ein Knie. Ich zwängte ihre Beine auseinander. Sie hob den Kopf und versuchte, mich mit ihrem geknebelten Mund zu berühren. Ich sah den Schmerz in ihren Augen. Ich zog eine Sekunde lang den Knebel heraus. »Ich liebe dich, Herr«, flüsterte sie. Ich küßte sie und fesselte sie von neuem.

Ich ließ mir Zeit und nahm sie gemächlich, aber ich besorgte es ihr gründlich. Als ich fertig war, stand ich auf.

»Als Herrin des Serails dürftest du sie damit verdorben haben«, sagte Hassan, der daneben hockte und mir interessiert zugesehen hatte.

Das Mädchen versuchte, mich mit dem Bein zu berühren.

»Da hast du wohl recht«, sagte ich.

Lana hob mir hilflos den Körper entgegen.

»Na, na, Kleine. Das war genug fürs erste Mal«, sagte ich zu ihr. »Nichts übertreiben.«

»Wir müssen bald los«, sagte Hassan.

»Vor der äußeren Tür stehen zwei Wächter«, sagte ich. »Sie rechnen damit, daß ich dich zur Herrscherin bringe.«

»Meinst du nicht auch, daß ich mir für den Ausritt in der Nacht andere Kleidung zulegen sollte?«

»Einer der Wächter vor der Tür läßt sich vielleicht überreden, dir Kleidung, Waffen und Gürtel zu leihen.«

»Das wäre sehr nett von ihm«, sagte Hassan.

»Die beiden haben durchaus nett ausgesehen«, stellte ich fest.

-11-

Mein linker Fuß brach durch die Salzkruste. »Tötet uns! Tötet uns!« hörte ich einen Mann rufen. Ich vernahm das Zischen der Peitsche hinter mir, gefolgt von einem neuen jämmerlichen Schrei. Mein linkes Bein versank bis zum Schenkel in der brüchigen Kruste. Ich vermochte meinen Sturz nicht zu bremsen, da mir die Hände mit Metallschellen an der Hüfte festgebunden waren. Die Sklavenhaube verhinderte, daß ich etwas sah. Mein ganzer Körper schien in Flammen zu stehen. Unsere Füße waren bis zu den Knien in Leder gehüllt, doch an vielen Stellen drückte uns das Gewicht des Körpers tiefer in die Salzsichten. Das Salz, das von oben in den Lederschutz rieselte, drang bis zu den Füßen vor. Ich spürte Blut im Innern. Einige Männer ich wußte nicht, wie viele waren bereits lahm geworden. Sie waren von der Sklavenkette gelöst und mit durchschnittener Kehle zurückgelassen worden. Die Kette, die an meinem Sklavenkragen befestigt war, ruckte. Eine kostbare Sekunde lang lag ich auf der brennenden Kruste. Dann traf mich die Peitsche. Wieder wurde an der Kette gezogen, ich rappelte mich langsam auf und taumelte weiter. Der Weg wurde durch eine Kaiila bereitet, die mit ihren breiten Pfoten mühelos in die Kruste einbrach und wieder freikam.

»Ich dachte mir gleich, daß eine Frau euch nicht lange in Gefangenschaft halten würde«, hatte der Mann gesagt.

Kaum hatten Hassan und ich in Wächterkleidung unsere Kaiila bestiegen und die Kasbah Tarnas verlassen, da wurde uns auf

dem Weg zur Oase des Roten Felsens durch eine Horde von Reitern der Weg Verstellt. Wir hatten unsere Kaiila herumgezogen und zu fliehen versucht, mußten dabei aber feststellen, daß man uns umzingelt hatte. Im hellen Licht der drei goreanischen Monde drehten wir uns im Kreise. Überall Reiter; zahlreiche Armbrüste waren auf uns gerichtet.

»Wir haben auf euch gewartet«, sagte einer der Reiter. »Müssen wir erst noch eure Kaiila töten?« Die Angreifer trugen rote Schleier.

»Nein«, hatte Hassan erwidert. Er warf seine Waffen fort und stieg ab. Ich folgte seinem Beispiel.

Man legte uns Stricke um die Hälse und fesselte uns die Hände auf dem Rücken.

Zwischen unseren Bewachern trabten wir dann dahin auf die größere der beiden Kasbahs zu, nur etwa zwei Pasang von Tarnas Festung entfernt. Unser Weg war also nicht weit.

Vor dem großen Tor hielten wir an. Die Mauern waren über siebenzig Fuß hoch. Siebzehn massive Wehrtürme ragten bis zu neunzig Fuß empor. Die vordere Mauer war etwa vierhundert Fuß lang; die Seitenmauern ungefähr vierhundertfünfzig Fuß. Die Mauern solcher Wüstenkasbahs sind im allgemeinen mehrere Fuß dick und bestehen aus Steinen und Lehm; die Mauern dieser Kasbah waren außerdem wie bei den meisten vergleichbaren Bauwerken mit einer hellrosafarbenen Putzschicht versehen, die sich unter dem Einfluß der Hitze an zahlreichen Stellen gelöst hatte.

»Du bist Tarl Cabot«, sagte der Anführer der Männer, die uns gefangengenommen hatten.

Ich zuckte die Achseln. Hassan sah mich an. »Und du«, wandte sich der Mann an Hassan, »bist Hassan der Bandit.«

»Möglich«, räumte mein Freund ein.

»Ihr werdet diese Kasbah als nackte Gefangene betreten«, sagte der andere.

»Was? Schon wieder?« protestierte ich.

Man entkleidete uns mit schnellen Hieben der Krummsäbel.

Nackt und gefesselt standen wir im Sand und blickten zu den eindrucksvollen Mauern empor. Das Mondlicht schimmerte auf dem alten Verputz.

Zwei Kaiila schnaubten und stampften im Sand herum.

Das schwere Tor öffnete sich in der Mitte; langsam schwangen die Torflügel zurück.

Wir wandten uns der Öffnung zu.

»Ihr beiden habt uns viel Ärger gemacht«, sagte der Reiter. »Damit ist es nun vorbei.«

Hinter dem Tor erblickten wir einen hellen Hof, erleuchtet durch Öllampen an den Mauern.

»Wessen Kasbah ist denn das?« fragte ich.

»Es kann nur die Kasbah des Wächters der Dünen sein«, erwiderte Hassan.

»Des Salz-Ubars?« fragte ich.

»Richtig«, sagte Hassan und nickte.

Natürlich hatte ich schon von dem Salz-Ubar gehört, der auch Wächter der Dünen genannt wird. Der Standort seiner Kasbah ist geheim. Außer seinen Männern wissen vermutlich nur wenige hundert Menschen, wo diese Festung zu finden ist, vordringlich wichtige Kaufleute der Salzbranche und auch aus diesem Kreis mochten nur wenige den genauen Standort kennen. Zwar läßt sich Salz auch aus Salzwasser oder durch Verbrennen von Tang gewinnen, wie es manchmal in Torvaldsland geschieht, außerdem gibt es auf Gor verschiedene Regionen, wo Salz in fester Form vorkommt doch die ausgedehntesten und ergiebigsten Salzvorkommen dieser Welt finden sich in der Tahari. Meiner Schätzung nach deckt die Tahari mit verschiedenen Salzsorten etwa zwanzig Prozent des goreanischen Salzhandels und verwandter Gebiete ab wie etwa Arzneien und Antiseptika, Konservierungsstoffe, Reinigungsmittel, Bleichmittel, Flaschenglas, welches Natriumkarbonat enthält, das man aus Salz gewinnt, und Färbechemikalien. Salz ist eine ausgezeichnete Handelsware. Es gibt Gegenden auf Gor, in denen Salz als Währung dient und als Zahlungsmittel ausgewogen wird ähnlich wie ein Edelmetall. Der Hauptschutz für das Taharisalz liegt natürlich in der Abgeschiedenheit der Gewinnungsorte; es gibt mehrere Salzdistrikte, die im Dünenland verstreut sind und die nur durch lange Karawanentrecks erreichbar sind. Der wichtigste Sicherheitsfaktor ist jedoch die Tatsache, daß nur die Einheimischen sich in der Wüste auskennen. Ein weiterer wichtiger Schutz des Salzhandels ist der Salz-Ubar, der Wächter der Dünen. Die Kasbah des Salz-Ubars wird aus Zuwendungen führender Salzhändler unterhalten, die sich diese Zahlungen natürlich durch die weniger wichtigen Zwischenhändler erstatten lassen. Die Funktion des Salz-Ubars war offiziell also die Verwaltung und Kontrolle der Salzdistrikte im Auftrag

der Salzhändler der Tahari in erster Linie durch Regelung des Zugangs zu den Gebieten, durch Überprüfung der Papiere und Ausweise von Händlern, durch Inspektion von Karawanen und durch die statistische Erfassung des Handels und dergleichen.

Zum Beispiel reisen Karawanen zwischen dem Roten Felsen und bestimmten anderen Oasen in Begleitung einer Eskorte des Wächters der Dünen zu den Salzbezirken. Übrigens pendeln viele Karawanen nur zwischen den Salzgewinnungsorten und den Oasen in der Nähe hin und her, während andere den Weitertransport zu fernen Zielen übernehmen, oft bis Kasra oder Tor. Natürlich gibt es auch Karawanen, die von den fernen Abnehmerorten bis direkt in die Salzregionen vorstoßen und sich auf die Gefahren und Unbequemlichkeiten einer solchen Wanderung durch das Dünenland einlassen; andererseits ersparen sie sich damit die höheren Kosten einer Übernahme von Salz aus den Lagerhäusern in den Oasen der Tahari. Natürlich werden auch diese Karawanen im Dünenland von den Wächtern der Dünen begleitet.

Der Wächter der Dünen erwirbt sich seinen Titel als Salz-Ubar allerdings nicht durch eine gehorsame Verwaltung der Salzregionen unter dem Einfluß der Salzhändler. Es gibt Gerüchte und ich zweifle nicht an ihrem Wahrheitsgehalt, wonach der Salz-Ubar und nicht die Händler das Salz der Tahari kontrollieren. Nach außen hin ein Polizeichef der Tahari-Kaufleute, ist er in Wirklichkeit ein mächtiger Mann in seiner Kasbah, ein Anführer wilder Krieger, ein raffinierter und skrupelloser Mann, der den Salzhandel der Tahari im Griff hat. In seinem Reich ist er der oberste Richter. In den Dünen ist er der Ubar, und die Kaufleute unterwerfen sich seinem Willen. Der Wächter der Dünen ist einer der gefürchtetsten Männer in der Tahari.

»Kniet nieder, ihr Sklaven!« sagte der Reiter, der Anführer der Männer, die uns gefangengenommen hatten.

Hassan und ich gehorchten.

»Küsse den Sand vor dem Tor eures Herrn«, befahl der Mann.

Hassan und ich drückten unsere Gesichter in den Sand vor dem offenen Riesenportal.

»Hoch mit euch, Sklaven«, sagte der Mann. Hassan und ich richteten uns auf.

»Ihr habt uns viel Ärger gemacht, Sklaven«, fuhr der Reiter fort. »Damit ist nun Schluß.«

Ich spürte die Spitze eines Krummsäbels im Rücken. »Bringt die Sklaven vor ihren Herrn«, ertönte der Befehl.

»Wie heißt der Salz-Ubar?« wandte ich mich an Hassan.

»Ich dachte, jeder wüßte seinen Namen«, erwiderte mein Freund.

»Nein«, sagte ich. »Wie heißt er denn?«

»Abdul.«

Schwer bewacht betraten Hassan und ich die Kasbah des Wächters der Dünen, des Salz-Ubar, des Mannes, der Abdul hieß.

Herrlich ausgestattet waren die Säle und Flure der Kasbah Abduls.

Kostbar und glatt schimmerten die vielfarbigen Kacheln und die goldenen Wandbehänge, anmutig gestaltet waren die Säulen, verziert die Zwischenwände und Schmuckleisten, hell und raffiniert die stilisierten Blumeneinlagen, die geometrischen Mosaik. Riesige Goldgefäße schimmerten matt im Licht der Lampen, während wir durch die Gänge schritten, auf unserem Weg in die oben liegenden Räume. Mannshohe Vasen aus rotem und gelbem Porzellan säumten einen Korridor im Obergeschoß, Importe aus den Töpfereien von Tyros. Perlenvorhänge wurden vor uns geöffnet, zahlreiche prunkvolle Portale blieben hinter uns zurück.

Wir beschmutzten den blitzenden Boden nicht und trugen auch keinen Sand in den Palast. Am Fuße der großen marmornen Wendeltreppe, die in das Obergeschoß führte, blieben wir mit unseren zwölf Wächtern stehen. Kniende Sklavinnen zogen unseren Begleitern die Wüstenstiefel aus und machten sich daran, ihnen mit Veminiunwasser die Füße zu reinigen. Das Abtrocknen besorgten Mädchen. Anschließend bekamen die Männer weiche, flache Schnabelschuhe verpaßt. Auch Hassan und mir wurden die Füße gewaschen. Das Mädchen, das mich versorgte, hatte langes, fast schwarzes Haar. Einmal blickte sie zu mir empor. Ihrem Aussehen nach hätte sie einer hohen Familie aus Ar entstammen können hier war sie nur eine Sklavin der Tahari. Sie senkte den Blick und beendete ihre Arbeit.

»Dort hinein«, sagte der Anführer der Männer. Wir standen vor einem großen Portal, das sich nach oben hin in anmutigem Schwung erweiterte und sich in sanftem Bogen zu einer Spitze hin verjüngte. Dieser Durchgang lag am Ende unseres Weges.

In dem anschließenden Saal erblickten wir auf einem Podest

mehrere Männer, die eine Gestalt umringten. Nach Art der Char waren die Männer verschleiert. Sklavinnen bedienten die Gruppe.

Ein Mädchen kam aus dem Saal und senkte sofort den Blick. Gefesselt wurden Hassan und ich in den riesigen Thronsaal geführt.

Die anwesenden Männer blickten auf.

Wir wurden vor die Plattform gestoßen. »Kniet nieder und küßt den Boden vor den Füßen eures Herrn!« sagte der Mann. Hassan und ich knieten nieder. Krummsäbel waren blank gezogen. Wir küßten die Kacheln und richteten uns wieder auf. In einer solchen Situation mußte Ungehorsam die sofortige Enthauptung zur Folge haben.

Der Mann, der mit untergeschlagenen Beinen auf der Plattform saß, musterte uns.

Wir schwiegen.

Er hob den Finger.

»Ihr dürft euren Respekt noch einmal bekunden«, befahl der Mann hinter uns.

Und wieder berührten wir den Boden mit den Lippen und richteten uns auf.

»Ich hatte nicht angenommen, daß die Frau euch gefangenhalten könnte«, sagte der Mann auf der Plattform lächelnd.

Wir antworteten nicht.

»Ich rechne damit, daß ich in diesem Punkt besser abschneide«, fuhr der Mann fort. Er war verschleiert, wie es bei den Char üblich ist. Er nahm eine Weintraube aus einer kleinen Schale neben sich, zog den Schleier von seinem Gesicht fort, steckte die Frucht in den Mund und biß hinein. Die Traube war bereits entkernt.

Ich sah mich unauffällig in dem Raum um ein herrlicher, weiträumiger Saal mit hoher Decke, ausgekachelt, herrlich geschmückt. Ein Wesir, ein Pascha, ein Kalif hätte in einem solchen Saal seine Audienzen abhalten können.

»Sie ist ein ausgezeichnetes Werkzeug«, sagte der Mann auf der Plattform, schluckte die Frucht hinunter, säuberte seine rechte Hand in einer kleinen Schale mit Veminiunwasser und trocknete sie an einem Tuch zu seiner Rechten ab. »Doch in letzter Konsequenz ist sie nur eine Frau. Ich hatte nicht angenommen, daß sie euch lange in ihrer Kasbah halten konnte. Ihr wart kaum mehr als zwanzig Ahn in ihrer Gewalt.«

»Und dann sind wir dir in die Hände gefallen«, sagte Hassan.
Der Mann zuckte unmerklich die Achseln, wie es in der Tahari üblich ist.
»Mir ist nicht klar«, fuhr Hassan fort, »warum ein einfacher Dattelhändler wie mein Freund Hakim aus Tor und ich, ein unbedeutender Bandit, für einen Mann deines hohen Ranges von Bedeutung sind.«
Der Mann sah Hassan an. »Du hast mir einmal etwas fortgenommen«, sagte er, »etwas, für das ich mich sehr interessierte.«
»Ich bin Bandit«, sagte Hassan ungerührt. »Das ist mein Geschäft. Vielleicht könnte ich dir den Gegenstand zurückgeben, wenn du noch ernsthaft daran interessiert bist.«
»Ich habe mir den Gegenstand längst besorgt«, lautete die Antwort.
»Dann habe ich dir wohl kaum etwas zu bieten«, räumte Hassan ein.
»Worum handelt es sich?«
»Eine Kleinigkeit«, sagte der Mann.
»Vielleicht war ein anderer Bandit daran schuld«, meinte Hassan. »Mit dem Schleier sehen wir uns sehr ähnlich.«
»Ich war Zeuge des Diebstahls«, sagte Abdul. »Und du hieltest es nicht für erforderlich, deine Züge zu verhüllen.«
»Das mag unklug gewesen sein«, sagte Hassan. Seine Neugier schien geweckt zu sein. »Dabei erinnere ich mich nicht, einen meiner Coups durchgeführt zu haben, während du in der Nähe warst. In der Tat bin ich heute zum erstenmal in deiner Kasbah.«
»Du hast mich nicht erkannt«, sagte der Mann.
»Ich wollte nicht unhöflich sein.«
»Du warst damals verständlicherweise in Eile.«
»Bei meinen Geschäften kommt es oft auf Eile an«, sagte Hassan. »Was habe ich dir denn gestohlen?«
»Eine Kleinigkeit.«
»Ich hoffe, daß du mir verzeihst«, sagte Hassan. »Außerdem hast du das Verlorene ja zurück, was immer es sein mag, und ich hoffe, daß du bereit bist, die Vergangenheit ruhen und mich und meinen Freund abreisen zu lassen wobei du uns nach Möglichkeit unsere Kaila, unsere Kleidung und sonstigen persönlichen Dinge zurückgeben und uns vielleicht mit Wasser und Vorräten ausrüsten solltest. Wir könnten auf diese Weise Weiterreisen, uns überall an den Lagerfeuern positiv über deine Großzügigkeit und Gastfreundschaft äußern und brauchten dir nicht länger zur Last zu fallen.«

»Leider ist das nicht möglich«, sagte der Mann.

»Eigentlich hatte ich nichts anderes erwartet«, stellte Hassan fest.

»Du bist Bandit«, sagte der Mann auf der Plattform.

»Zweifelloos hat jeder von uns seinen Beruf«, sagte Hassan. »Ich bin nun mal Bandit. Sicher möchtest du mir meinen Beruf nicht vorwerfen.«

»Nein«, sagte der Mann, »doch auch ich habe meine Pflichten, und zu diesen Pflichten zählt die Verfolgung und Bestrafung von Banditen. Sicher willst du mir meine Pflichten nicht vorwerfen.«

»Natürlich nicht«, sagte Hassan. »Das wäre nicht nur unvernünftig, sondern auch unhöflich.« Mit einer Kopfbewegung deutete er auf mich.

»Ich bin allerdings mit diesem Burschen zusammen gereist, einem ungeschickten, wenn auch gutmütigen Dummkopf, einem langweiligen Dattelhändler, Hakim aus Tor geheißen. Der Mann ist nicht besonders klug, doch sonst ganz in Ordnung. Wir sind zufällig aneinander geraten. Wenn du ihn befreist, würde man an den Lagerfeuern sicher positiv von deiner Großzügigkeit und Gastfreundschaft sprechen.«

»Man wird sich an den Lagerfeuern ein anderes Thema suchen müssen«, sagte der Mann.

Mehrere Männer saßen mit ihm auf der Plattform; dazwischen niedrige Tische mit Nüssen, Früchten, geröstetem Verr, verschiedene Brotsorten. Mehrere Sklavinnen knieten am Rand der Plattform und warteten darauf, die Männer zu bedienen. Einige trugen hohe Kragen. Im Gegensatz zu den Männern waren die Mädchen nicht verschleiert.

»Ich habe lange darauf gewartet, dich vor mir knien zu sehen«, sagte der Mann und hob die Finger. Vier Mädchen hasteten mit klirrenden Sklavenglöckchen zu Hassan und mir. Sie blickten zu der Gestalt auf der Plattform. »Seid ihnen zu Gefallen«, befahl er. Wir wehrten uns. Mit Lippen, Zungen und zärtlichen Fingern machten sich die Mädchen daran, uns Freude zu bereiten. Die Fesseln schnitten uns in die Handgelenke. Die Seile um unsere Hälse engten uns ein. Wir vermochten uns nicht zu befreien. Die Anwesenden sahen belustigt zu und weideten sich genüsslich an der Hilflosigkeit, in der wir die handfesten Zärtlichkeiten über uns ergehen lassen mußten.

Wieder hob der Verschleierte einen Finger. Andere Mädchen eilten mit leckeren Bissen herbei, die sie uns in den Mund steckten.

Ein Mädchen hielt uns den Kopf; andere schütteten uns Wein in den Mund - turischen Wein, süß und schwer, Ta-Wein aus den berühmten Ta-Trauben von den Hängen Cos', Kalana-Wein, herb und trocken, aus dem fernen Ar. Uns schwirrten die Köpfe. Wir vernahmen Musik. Musiker hatten den Raum betreten. »Feiert«, sagte der Mann auf der Plattform und klatschte in die Hände. Wir schüttelten die Köpfe, versuchten den Einfluß des Weins loszuwerden. Wir wehrten uns. Ich versuchte, mich den übereifrigen Lippen und Händen der Sklavinnen zu entziehen. »Tafa liebt dich«, flüsterte eine. Mein Wächter hielt mich am Haar fest. Ich schloß die Augen. Ihre Lippen berührten mich am linken Ohr. »Tafa liebt dich, Herr«, flüsterte sie. Ich war verblüfft. Plötzlich wurde mir klar, daß ich das Mädchen schon einmal gesehen hatte sie war eine von den beiden Mädchen, die Hassan in der Wüste erbeutet hatte, ehe wir uns kennenlernten. Wir hatten sie zusammen mit Zina in der Oase der Zwei Krummsäbel verkauft.

Ich versuchte, mich von ihr zu lösen, wurde aber festgehalten. »Tafa möchte dir Freude machen«, flüsterte sie. Ich spürte die Lippen eines zweiten Mädchens an Bein und Hüfte, am Glied.

Die verschleierte Männer beobachteten mich lächelnd, schweigend. Wieder klatschte der Herr der Kasbah in die Hände. Vor uns erschien ein Mädchen auf den Kacheln; sie trug Ketten.

Hassans Augen waren ausdruckslos.

Es war Alyena.

»Erinnerst du dich an dieses Mädchen?« wandte sich der Verschleierte an Hassan.

»Ja.«

»Von diesem Geschöpf habe ich vorhin gesprochen. Sie ist die Kleinigkeit, an der ich Interesse hatte - ehe du sie mir nahmst. Ich habe sie wieder an mich gebracht.«

Alyena erbebte unter Hassans Blick.

»Man hat mich in der Nähe des Roten Felsens eingefangen«, sagte sie. Tränen standen ihr in den Augen.

»Sie war in Begleitung mehrerer Männer«, sagte der Mann auf der Plattform. »Sie alle haben gut gekämpft und vermochten in die Wüste zu entkommen.«

Wie konnte es dann sein, fragte ich mich, daß die liebliche Alyena hier vor uns stand?

»Seltsamerweise«, fuhr der Mann fort, »drehte dieses Mädchen

plötzlich ihre Kaiila herum, obwohl sie bereits so gut wie in Sicherheit war, und galoppierte zur Oase zurück.«

Die Oase der Schlacht am Roten Felsen mußte in diesen Minuten bereits in Flammen gestanden haben.

»Natürlich wurde sie sofort gefangengenommen«, erklärte der Mann.

»Sie rief immer wieder den Namen Hassan.«

Es war zu sehen, daß Hassan sich ganz und gar nicht darüber freute.

Sie hatte seinem Befehl zuwider gehandelt, ganz zu schweigen von dem Umstand, daß sie als Sklavin seinen Namen nicht hätte aussprechen dürfen.

»Ich liebe dich, Herr!« rief das Mädchen jetzt. »Ich wollte bei dir sein!«

»Du bist eine entflohene Sklavin«, erwiderte er.

Sie begann zu weinen. »Verzeih mir, Herr!« rief sie. »Ich liebe dich!« Sie hatte ihr Leben riskiert, um zu Hassan zurückzukehren.

Sie liebte ihn; trotzdem schuldete sie ihrem Herrn absoluten Gehorsam.

Sie hatte in zwei Punkten seine Anweisungen mißachtet, und ich nahm nicht an, daß er sie großzügig behandeln würde. Die Liebe gestattet einer Sklavin keine Freiheiten.

»Herr, was soll ich tun?« flehte Alyena. Wie schön sie war.

Die Blicke aller Anwesenden waren auf sie gerichtet. Außer dem Schmuck, den Glocken, dem Kragen und den Kosmetika trug sie sechs seidene Stoffbahnen, die von ihrem Kragen ausgingen; sie bot einen herrlichen Anblick.

Der Mann auf der Plattform hob den Finger.

»Tanze für uns, Sklavin«, sagte Hassan.

Langsam senkte sich der Finger des Verschleierte, und die Musiker begannen zu spielen. Alyena setzte sich in Bewegung. Sie war eine höchst attraktive Kleinigkeit.

Das Fest zog sich bis in die späten Abendstunden hin; dabei bereiteten uns die schönen Mädchen des Salz-Ubar viel Freude.

Schließlich sagte er: »Es ist spät. Ihr solltet euch zurückziehen, denn ihr müßt vor dem Morgengrauen wieder hoch.«

»Du verschleierst dich wie ein Char«, sagte ich, »doch ich glaube nicht, daß du diesem Stamm angehörst.«

»Nein«, erwiderte der Mann auf der Plattform.

»Ich hatte nicht gewußt, daß du der Salz-Ubar bist«, sagte ich.

»Das ist vielen unbekannt.«

»Warum bist du verschleiert?«

»Es ist Sitte bei den Angehörigen der Wache der Dünen, sich zu verschleiern. Ihre Loyalität gehört nicht einem einzelnen Stamm, sondern dem Schutz des Salzes. Die Anonymität ist ein Schutz für sie. Auf diese Weise können sie sich ohne Schleier ungehindert bewegen; niemand weiß, daß sie von mir bezahlt werden. Wenn sie den Schleier tragen, vermag man ihre Handlungen nicht auf eine Einzelperson zurückverfolgen, sondern nur auf eine Institution, nämlich mein Ubarat.«

»Du hältst offenbar viel von deinem Amt«, sagte ich.

»Nur wenige kennen die Männer des Salz-Ubar«, erwiderte er. »Ihre Schleier sind überall gefürchtet.«

»Ich fürchte sie nicht«, schaltete sich Hassan ein. »Nimm mir die Fesseln ab, gib mir einen Krummsäbel, dann wollen wir die Angelegenheit prüfen.«

»Sind noch andere hier, die ich kenne?« wollte ich wissen.

»Vielleicht«, sagte der Mann und wandte sich an seinen Hofstaat. »Legt die Schleier ab«, befahl er.

Die Männer zogen die scharlachroten Schleier von den Gesichtern.

»Hamid«, sagte ich, »Leutnant Shakars, des Hauptmanns der Aretai.« Ich nickte.

Der Mann sah mich haßerfüllt an. Seine Hand ruhte auf dem Dolchgriff.

»Ich möchte ihn umbringen«, sagte er.

»Vielleicht fängst du es diesmal geschickter an als bei Suleiman Pascha«, sagte ich.

Hamid stieß einen Wutschrei aus.

Der Anführer, der Salz-Ubar, hob einen Finger, und der Mann verstummte mit blitzenden Augen.

»Es ist ein zweiter Mann im Saal, den ich kenne«, sagte ich und deutete mit einem Kopfnicken auf eine kleine Gestalt neben dem Salz-Ubar.

»Allerdings ist er jetzt kostbarer gekleidet als bei unserer letzten Begegnung.«

»Er ist mein Agent in Tor«, sagte der Salz-Ubar.

»Abdul der Wasserverkäufer«, sagte ich. »Ich habe dich einmal für einen anderen gehalten.«

»Oh?«

»Darauf kommt es jetzt nicht mehr an.« Ich lächelte vor mich hin. Ich hatte in ihm den >Abdul< der Warnung gesehen, die in die Kopfhaut des Botenmädchens Veema tätowiert worden war. Ich hatte noch immer keine Ahnung, wer uns diese Nachricht geschickt hatte. Wie mir inzwischen klar war, bezog sich die Warnung

auf Abdul, den Salz-Ubar. Der Unbekannte, der uns die Botschaft übermittelt hatte, stammte zweifellos aus der Tahari. Dementsprechend hatte er sich nicht vorstellen können, daß wir die Worte mißverstehen würden. Im historischen Sinne, im planetarischen Sinne wäre zu dieser Zeit in der Tahari nur ein >Abdul< in Frage gekommen, nämlich der mächtige, gefürchtete Wächter der Dünen, der Salz-Ubar. Er war ein kampfstarker Gefolgsmann der Kurii. Samos und ich hatten zwar schon von dem Salz-Ubar gehört, kannten aber seinen Namen nicht, der selbst in der Tahari nicht oft ausgesprochen wird. Es ist schwierig festzustellen, wer zu seinen Spionen gehört und wer nicht. Seine Kämpfer kommen aus den verschiedensten Stämmen. Wäre mir der Name des Salz-Ubar von vornherein bekannt gewesen, hätte ich mich vielleicht anders verhalten. Ich fragte mich, wer uns die Warnung geschickt hatte: >Vorsicht vor Abdul<. Wie selbstgefällig war ich doch gewesen, wie gewiß, dieses Rätsel gelöst zu haben!

»Darf ich ihm die Kehle durchschneiden?« fragte der Wasserverkäufer.

»Mit unserem Freund haben wir andere Pläne«, sagte der Salz-Ubar. Er hatte seinen Schleier bisher noch nicht abgenommen.

»Bist du schon lange als Abdul bekannt?« fragte ich den Salz-Ubar.

»Seit etwa fünf Jahren«, erwiderte er. »Seitdem ich diese Kasbah unterwandern und meinen Vorgänger absetzen konnte.«

»Du dienst den Kurii«, stellte ich fest.

Der Mann zuckte die Achseln. »Und du dienst den Priesterkönigen«, erwiderte er. »Wir haben beide viel gemein, wir sind beide Söldner. Nur bist du nicht so klug wie ich, denn du dienst nicht der Seite, welche das Salz des Sieges kosten wird.«

»Die Priesterkönige sind ernstzunehmende Gegner«, sagte ich.

»Aber nicht so sehr wie die Kurii«, erwiderte er. »Der Kur ist hartnäckig, zielstrebig, wild. Er setzt sich durch. Die Priesterkönige werden fallen. Sie sind degeneriert, haben sich überlebt. Sie werden ihr Ziel nicht erreichen.«

Seine Worte entsprachen vermutlich der Wahrheit. Der Kur ist ein entschlossenes, aggressives, gnadenloses Geschöpf. Er ist hochintelligent, besitzt einen natürlichen Blutdurst und hat keine Skrupel, einen Gegner zu töten, um seinen Hunger zu stillen oder

Besitzansprüche durchzusetzen. Die Priesterkönige dagegen sind relativ sanftmütige Wesen, anfällig, anmutig. Sie interessieren sich im Grunde nicht für Konflikte; in militärischer Hinsicht reagieren sie fast immer defensiv, und es liegt ihnen mehr daran, in Ruhe gelassen zu werden. Ich wußte nicht, ob die Priesterkönige bei all ihrer geistigen Brillanz und ihrem umfassenden Wissen das Drüsen und Nervensystem hatten, um die natürliche Motivation der Kurii zu verstehen. Die wahre Beschaffenheit der Kurii blieb ihnen vielleicht verschlossen, ähnlich wie eine drohende Farbe, die ihre Augen nicht erfassen konnten, oder ein schreckliches Geräusch, auf das ihre Sinnesorgane nicht ansprachen.

»Deine Worte dürften stimmen«, sagte ich.

»Ich werde dich nicht bitten, den Kurii zu dienen.«

»Damit tust du mir Ehre an.«

»Du bist ein Krieger.«

»Das stimmt.« Das Scharlachrot hatte mir bisher niemand streitig gemacht. Wer wollte, konnte gern um die Zugehörigkeit zu dieser Kaste mit mir kämpfen mit dem Schwert.

»Nun«, sagte der Mann auf der Plattform. »Es ist spät, und wir sollten uns zurückziehen. Ihr müßt schon vor Beginn der Dämmerung auf den Beinen sein.«

»Wo ist Vella?« fragte ich.

»Ich habe sie in ihrem Quartier eingesperrt.«

»Muß ich dich als Abdul anreden?« fragte ich.

Der Mann senkte seinen Schleier. »Nein«, erwiderte er. »Nicht, wenn du das nicht wünschst.«

»Ich kenne dich besser unter einem anderen Namen«, sagte ich.

»Das stimmt.«

Hassan begann, sich in seinen Fesseln aufzubäumen, doch er vermochte nichts auszurichten. Die Wächter hielten ihn fest.

Im nächsten Augenblick näherte sich die Klinge eines Krummsäbels seinem Hals. Daraufhin beruhigte er sich wieder.

»Will man uns im Morgengrauen töten?« wollte ich wissen.

»Nein.«

Ich sah ihn verwirrt an. Hassan schien erstaunt zu sein.

»Morgen früh beginnt für euch und viele andere eine weite Reise«, sagte der Mann. »Eine Wanderung zu Fuß. Ich hoffe, daß ihr euer Ziel sicher erreicht.«

»Was hast du mit uns vor?« fragte Hassan.

»Hiermit«, sagte Ibn Saran, »verurteile ich euch zu den Salzgruben von Klima.«

Wir richteten uns langsam auf doch jeder von uns wurde von zwei Wächtern gepackt. »Tafa, Riza«, wandte sich Ibn Saran an zwei Mädchen. »Ihr werdet die Nacht mit den Gefangenen verbringen, in den Verliesen.«

»Ibn Saran ist großzügig«, bemerkte ich.

»Ich gebe Hassan eine Frau wegen seiner Kühnheit. Dir gebe ich eine Frau für deine Männlichkeit und weil wir uns ähnlich sind - Söldner in einem Krieg, der übergeordneten Zielen dient.« Er wandte sich an eins der Mädchen. »Richte dich auf, Tafa«, sagte er. Sie gehorchte, und Ibn Saran winkte einen seiner Wächter herbei. »Das andere Mädchen, Riza, kettest du an Hassan, und Tafa gibst du diesem Krieger, dessen Name Tarl Cabot lautet.«

Metallkragen schlossen sich klickend um die Hälse der Mädchen.

»Schau dir Tafa an, Tarl Cabot«, sagte Ibn Saran. »Tafas Körper möge dir Lust bereiten, denn in Klima gibt es keine Frauen.«

Daraufhin zerrte man uns herum und führte uns aus dem Audienzsaal des Wächters der Dünen, des Salz-Ubar Abdul, den ich als Ibn Saran kennengelernt hatte.

-12-

Ich machte einen weiteren Schritt, woraufhin mein rechtes Bein bis zum Knie in die harte Kruste einbrach. Erneut klatschte die Peitsche auf meinen Rücken. Ich richtete mich in meiner Sklavenhaube auf. Die Kette um meinen Hals ruckte vor, und ich stolperte auf die Salzkruste. Meine Hände ballten sich in den Fesseln, die durch die Kette an meinem Körper befestigt waren. Mein linkes Bein stieß durch ein Dutzend verkrustete Salzsichten, knirschend, knisternd, unzählige winzige Kristallstrukturen vernichtend. Ich spürte Blut an meinem Bein über dem Lederschutz; eine scharfe Kante hatte mir die Haut aufgeschlitzt. Ich verlor die Balance und stürzte. Ich versuchte aufzustehen. Doch die vordere Kette zerrte mich weiter, und ich stürzte von neuem. Noch zweimal traf mich die Peitsche. Ich gewann das Gleichgewicht zurück, und wieder watete ich durch die Krusten auf Klima zu.

Wir marschierten nun schon seit zwanzig Tagen. Viele Leidensgenossen waren der Meinung, daß wir schon hundert Tage unterwegs waren; andere hatten längst die Übersicht ganz verloren. Ursprünglich waren mehr als zweihundertundfünfzig Männer an der Salzkette gewesen. Ich wußte nicht, wie viele noch unterwegs waren. Jedenfalls war die Kette viel schwerer als am Anfang obwohl man mehrere Teile davon gelöst hatte, denn sie wurde nun von weniger Männern getragen. Als Salzsklave, so hieß es, mußte man kräftig sein. Nur die Kräftigen hatten angeblich überhaupt eine Chance, Klima zu erreichen.

Die Männer an der Kette trugen Sklavenhauben. Man hatte sie uns vor der Kasbah des Salz-Ubars übergestreift. Ehe man mir die Lederhaube unter dem Kinn zusammenband, hatte ich in der Morgendämmerung die silberne Wüste gesehen. Der Himmel im Osten hatte kühl und grau geschimmert. Bei diesem Anblick hatte man sich nicht vorstellen können, daß die Oberflächentemperatur des vor uns liegenden Terrains innerhalb weniger Stunden auf gut fünfundsechzig Grad ansteigen würde. Um unsere Füße hatte man einen Lederschutz gewickelt, wußte man doch, daß wir später das verkrustete Gebiet erreichen würden. An den Mauern der Kasbah schimmerte Tau. Zwei Pasang weiter im Osten war Tarnas Kasbah sichtbar gewesen. Der Salz-Ubar hatte Tarna ein nützliches Werkzeug genannt. Sie hatte Hassan und mich nicht halten können. Der Salz-Ubar hatte angenommen, daß er in dieser Beziehung besser abschneiden würde.

Eine Ahn vor Sonnenaufgang hatte man mich geweckt. Die süße Tafa lag in meinen Armen. Fünf Männer, von denen zwei Öllampen bei sich trugen, betraten die Zelle. Sie legten mir eine Kette um den Bauch. Die Handgelenke wurden in Reifen gelegt, die dann mit einem Ring an der Kette befestigt wurden. Zwei Männer schoben sodann eine Stange hinter meinem Rücken und vor meinen Ellbogen hindurch, so daß ich praktisch hilflos war. Der fünfte Mann löste meinen Halskragen und ließ ihn samt der Kette zu Boden fallen. Man zog mich hoch.

Erschrocken kniete Tafa vor mir. Ich spürte ihr Haar auf meinen Zehen. Sie küßte mir den Fuß. In der langen, köstlichen Nacht hatte ich sie erobert.

Mit Hilfe der Stange schob man mich mühelos aus der Tür. Ich blickte nicht zurück.

Später hatten wir Salzsklaven am Fuße der gewaltigen Mauern gestanden, während wir auf den langen Marsch nach Klima vorbereitet wurden. Es war kühl in jener frühen Morgenstunde. Im Osten zeigte sich der erste graue Schimmer der Dämmerung. Hassan stand vier Plätze weiter hinten an der Kette.

Ein Kailareiter näherte sich uns. Der rote Sandschleier eines Wächters der Dünen verhüllte seine Züge, und eine Stoffbahn flatterte an seinem Hals, der weite Burnus wallte sich hinter ihm. Die Agal wies goldene Symbole auf. Wächter hoben Kette und Kragen an. Der Reiter verhielt seine Kaila neben mir; im nächsten Augenblick schnappte der Kragen um meinen Hals zu. Ich spürte das Gewicht der Kette.

»Sei begrüßt, Tarl Cabot«, sagte der Reiter.

»Du stehst früh auf, edler Ibn Saran«, erwiderte ich.

»Ich möchte doch deinen Abmarsch nicht verpassen.«

»Zweifellos erfüllt dich dieser Umstand mit einem Gefühl des Triumphs.«

»Ja«, erwiderte er. »Doch zugleich mit Bedauern, Kamerad. Erringt man einen Sieg, verliert man zugleich einen Gegner.«

Die Wächter waren nun damit beschäftigt, den Gefangenen an der Kette Sklavenhauben überzustreifen. Die Sklavenhaube ist keine besonders grausame Haube, doch sehr nützlich und im Grunde nicht unvorteilhaft. Vier Absichten werden damit verfolgt. Die Haube erleichtert die Kontrolle der Gefangenen. Ein Gefangener mit Haube ist, selbst wenn er nicht gefesselt wurde, fast völlig hilflos. Er kann sich nicht orientieren, kann keine Fluchtmöglichkeit erkennen, er kann seine Aufseher nicht angreifen, er weiß nicht einmal, wie viele Wächter in der Nähe sind oder wo sie sich befinden. Der Gefangene ist in seiner Haube allein mit sich selbst mit seiner Verwirrung, seiner Ignoranz, seinem Kummer. Zweitens soll die Haube dem Gefangenen verheimlichen, wo er sich befindet, wohin er gebracht wird. Dieser Umstand führt zu einer Desorientierung, zu einem Gefühl der Abhängigkeit vom Aufseher. Im Falle des Marsches nach Klima hatte die Haube natürlich den Zweck, den Gefangenen den genauen Weg vorzuenthalten. Selbst wenn sie den Marsch überlebten und sich später in der Wüste eine Chance ausrechneten, hatten sie doch keine Vorstellung, welche Richtung sie überhaupt einschlagen mußten. Die Chance, den Weg zur Kasbah des Salz-Ubar zu finden, und von dort den Weg zum Roten Felsen, war

auch ohne Haube gering; mit der Haube war die Situation der Sklaven hoffnungslos. Diese Desorientierung führte dazu, daß die Männer in Klima blieben; die Zahl der Flüchtlinge, die in der Wüste starben, war denkbar gering. Eine weitere Funktion der Sklavenhaube bestand in dieser Gegend darin, den Sklaven vor der Sonne zu schützen; in der Wüste darf man nicht ohne Kopfbedeckung sein. Und schließlich verhinderte das Material der Haube bei Erreichen der Salzkrusten einen Schaden der Augen. Es dauert nicht lange, bis die Reflexionen der Taharisonne auf den grellweißen Flächen einen Menschen erblinden lassen.

Die auf dem Marsch nach Klima verwendeten Hauben besitzen eine winzige Klappe am Mund, die durch eine kurze Lederschnur gesichert wird. Mehrmals am Tag wurde diese Klappe geöffnet, und der Schnabel eines Wasserbeutels wurde hineingeschoben. Die Gefangenen wurden zweimal am Tag mit Nahrung versorgt, einmal am Morgen, einmal am Abend; bei den Mahlzeiten wurde die Haube geöffnet und einige Zentimeter hochgeschoben, um das Essen zu ermöglichen. Die Nahrung wurde den Gefangenen in den Mund geschoben in erster Linie getrocknete Früchte, Kekse und ein wenig Salz, zum Ausgleich der Salzverluste während des Tages. Proteine, Fleisch, Kailamilch, Volueier, Verrkäse erfordern bei der Verdauung viel Wasser. Ist das Wasser dagegen knapp, verzichten die Nomaden auf das Essen. Es dauert Wochen, bis man an Hunger stirbt, doch nur zwei Tage, um in der Tahari am Wassermangel zugrunde zu gehen. Unter solchen Umständen legt man keinen Wert darauf, daß die Verdauung dem Körper zuviel dringend benötigtes Wasser entzieht. Das wäre ein zu schlechter Handel.

Ibn Saran hatte seine Kaiila in Hassans Richtung gedreht. Er musterte meinen Freund eine Zeitlang und sagte schließlich: »Es tut mir leid.« Hassan antwortete nicht. Ibn Sarans Worte hatten mich erstaunt sprach er doch mit Hassan, einem Banditen. Schließlich zog Ibn Saran seine Kaiila weiter herum und machte Anstalten, die Kette zu verlassen.

»Ibn Saran«, sagte ich.

Er zögerte und lenkte die Kaiila an meine Seite. Die Männer mit den Sklavenhauben waren inzwischen ganz in meiner Nähe.

»Die Sklavenflüge der KuriiAgenten von der Erde nach Gor haben aufgehört«, sagte ich.

»Ich weiß.«

»Kommt dir das nicht seltsam vor?«

Er zuckte die Achseln.

»Die Priesterkönige«, fuhr ich fort, »haben ein Ultimatum erhalten. >Gebt Gor auf!<«

»Das ist mir bekannt.«

»Könntest du dieses Ultimatum näher erläutern?«

»Leider kenne ich die militärischen Planungen der Kurii nicht.«

»Was ist deine Aufgabe in der Wüste?«

»Ich muß mich um die Belange der Kurii kümmern. Mein Ziel war es, zwischen den Kavars und den Aretai und ihren Vasallenstämmen einen Krieg anzuzetteln, damit die Wüste für Fremde geschlossen würde.«

»Beispielsweise für Agenten der Priesterkönige?«

»Sie und alle anderen sind zur Zeit im Dünenland nicht gern gesehen«, sagte er.

»Könnten deine Männer das Dünenland nicht wirksam abschirmen?«

»Dazu sind wir zu wenige«, sagte er. »Das Risiko, daß Fremde durch unser Netz schlüpfen, wäre zu groß.« In der goreanischen Sprache wird der Fremde und der Feind mit demselben Wort bezeichnet.

»Ihr wollt also die Wüste in eure Pläne einbeziehen.«

»Ohne es zu wissen«, sagte er, »machen sich in diesem Augenblick viele tausend Krieger daran, meinem Willen zu folgen indem sie sich nämlich gegenseitig an die Gurgel fahren.«

»Dabei werden viele sterben!« rief Hassan. »Kavars wie auch Aretai und zahlreiche Angehörige der Vasallenstämme! Das darf nicht sein! Man muß sie warnen.«

»Leider geht es nicht anders«, sagte Ibn Saran zu ihm. »Tut mir leid.« In diesem Augenblick wurde Hassan eine Sklavenhaube über den Kopf gestülpt. Seine Fäuste waren geballt. Die Haube wurde unter seinem Kinn geschlossen. »Man erringt einen Sieg«, sagte Ibn Saran, »doch zugleich verliert man einen Feind.« Er sah mich an und zog seinen Krummsäbel.

»Nein«, sagte ich. »Ich möchte nach Klima marschieren.«

»Ich bin bereit, dir Gnade angedeihen zu lassen, Kamerad«, sagte er.

»Nein.«

»Du bist ein Krieger«, sagte er. »Du besitzt die Dummheit und den Mut dieser Kaste.«

Er hob grüßend den Krummsäbel. »Also gut, marschiere nach Klima.« Er steckte die Klinge zurück und riß seine Kailla herum. Dann ritt er mit wehendem Burnus an der Kette entlang.

Hamid, der Leutnant Shakars, der jetzt den roten Sandschleier eines Wächters der Dünen trug, tauchte hinter mir auf. »Ich reite mit der Kette«, sagte er.

»Deine Gesellschaft wird mir ein Quell der Freude sein«, versicherte ich.

»Du wirst meine Peitsche zu spüren bekommen.«

Ich sah die knienden Kailla der Wächter, die in die Sättel stiegen. Ich zählte die Tiere mit Wasserbeuteln. »Klima muß ganz in der Nähe liegen«, sagte ich.

»Im Gegenteil es ist sehr weit.«

»Dafür haben wir nicht genug Wasser mit«, stellte ich fest.

»Wir haben mehr als genug«, erwiderte er. »Viele Männer werden Klima ohnehin nicht erreichen.«

»Soll ich Klima erreichen?«

»Ja wenn du kräftig genug bist.«

»Wenn nun unterwegs überraschende Schwierigkeiten auftreten?«

»Dann sehe ich mich leider gezwungen, dich an der Kette umzubringen.«

»Ist es wichtig, daß ich Klima erreiche?« wollte ich wissen.

»Ja«, erwiderte Hamid.

»Warum?«

»Du hast den Kurii und ihren Agenten viel Ärger gemacht. Du hast dich ihrem Willen widersetzt. Deshalb sollst du, Tarl Cabot, in Klima arbeiten. Schau!« fuhr Hamid fort und deutete auf ein schmales Fenster in der Mauer.

An dem Fenster stand in einem gelben Kleid eine Sklavin. Auf Befehl des Sklavenmeisters, der hinter ihr stand, hob sie anmutig ihren Schleier. Es war Vella. »Erinnerst du dich an diese Sklavin?« fragte Hamid. »An Vella, die den Kurii so nützlich war und die vor dem Gericht der Neun Brunnen gegen dich aussagte, die dich durch ihre falsche Aussage schon damals zu den Gruben von Klima zu schicken versuchte?«

»Ich erinnere mich an sie«, sagte ich. »Sie ist das Eigentum Ibn Sarans.«

Das Mädchen blickte hochmütig auf mich herab; sie schien ihren Triumph zu genießen.

Vella griff unter ihr Seidengewand, nahm ein kleines Stück Seide zur Hand und warf es mir durch das Fenster zu. Der Stoff landete einige Fuß von uns entfernt im Sand.

»Bring es uns«, sagte Hamid zu einem Mann.

Der Wächter griff nach dem Stoff, roch daran und reichte uns lachend das Tuch.

Hamid hielt es mir hin. Der Stoff war mit Sklavenparfüm durchtränkt.

»Die Gabe eines Sklavenmädchens«, sagte Hamid verächtlich und stopfte mir das Tuch hinter den Kragen.

Ich blickte zu dem Mädchen empor, das gegen mich ausgesagt hatte. Wie sehr sie ihre kleinkarierte weibliche Rache genoß! Wie töricht sie doch war! Wußte sie nicht, daß sich unter meiner Haut ein echter Goreaner verbarg? Ahnte sie nicht, daß ich eines Tages zurückkehren würde?

Ich faßte den Entschluß, Klima zu überleben.

»In Klima sollst du an sie denken«, sagte Hamid.

»Ja.«

Ich würde an sie denken; so schnell konnte ich sie nicht vergessen. Ich würde sie mir kaufen. Sie demütigen. Sie würde es spüren, der Gunst eines Tarl Cabot verlustig gegangen zu sein.

Ich roch noch einmal das Sklavenparfüm und lächelte vor mich hin. Als ich noch einmal zu dem Fenster emporblickte, war es leer. Hamid griff nach einer Sklavenhaube. Ich sah den graugefärbten Himmel, die untergehenden Monde, die Wüste und im nächsten Augenblick wurde mir die Haube über den Kopf gezogen und zugebunden.

Angekettet, blind, halb dahingezerrt, halb taumelnd, so mühten wir uns den langen Hang hinauf. Die Zeit maß sich nach Schritten, nach Peitschenschlägen, nach der langsamen Wanderung der Sonnenhitze von einer Schulter zur anderen.

Seit zwanzig Tagen marschierten wir nun schon. Einige hatten längst den Verstand verloren und plapperten sinnloses Zeug vor sich hin. Wir wußten nicht, wie viele von zweihundertfünfzig noch übrig waren.

Normalerweise ist man während des Tages in der Wüste nicht unterwegs, doch der Marsch nach Klima findet in der Sonne statt,

damit nur die Kräftigsten das Ziel erreichen. Wir bekamen wenig zu essen, doch viel Wasser. In der Wüste sterben selbst die Kräftigsten, wenn sie kein Wasser bekommen.

»Tötet uns! Tötet uns!« rief ein Mann immer wieder.

Als wir den Kamm des Hügels erreichten, rief ein Wächter: »Halt!« Die Kette bewegte sich nicht mehr. Ich sank in die Knie. Ich war bis zu den Schenkeln in die Salzkruste eingebrochen. Das Innere der Sklavenhaube kam mir unerträglich grell vor; trotz des Lederschutzes schloß ich die Augen. Ich hielt die Hände und Hals so still wie möglich, denn die geringste Bewegung ließ den Kragen herumrutschen und verursachte Schmerzen auf dem wundgescheuerten, salzbedeckten Fleisch. Ich wollte nicht das Bewußtsein verlieren. Zu viele waren ohnmächtig geworden und nicht wieder zu sich gekommen. Die Wächter der Kette waren nicht allzu geduldig mit den Langsamen. Sie schnitten sie von der Kette los und ihnen kurzerhand die Kehle durch.

Salz bedeckte meinen Körper.

Wir hatten Frühsommer in der Tahari. Die Oberflächenhitze der Kruste war unerträglich.

Wahrscheinlich gefällt es den Kurii, daß Tarl Cabot in Klima ist. Wie amüsam sie das finden müssen!

Eine Kaiila trabte an mir vorbei; ihre Hufe ließen Salzbrocken hochwirbeln.

»Tötet uns! Tötet uns!« schrie der Mann erneut.

Ich fragte mich, ob ich noch einen Tag durchhalten konnte. Doch ich mußte. Ich erwartete noch viel von meinem Leben. In meinem Kragen wartete ein Stück Sklavenseide.

»Es sind zu viele«, hörte ich einen der Wächter sagen.

»Jeden zweiten«, erwiderte eine Stimme.

»Nein!« kreischte eine Stimme. »Nein!«

Die Wächter kannten den Wasservorrat. Wir nicht.

Wir schienen sehr lange in der Kruste zu knien. Nach einigen Ehn hörte ich Schritte näher kommen. Wächter gingen die Kette ab. Ich lauschte unter meiner Haube. Plötzlich machte die Kette vor mir einen Ruck. Ein Geräusch war nicht zu hören; plötzlich wurde das Kettenstück nach unten gezogen. Ich rappelte mich auf, stemmte mich mit dem Hals gegen die Kette, doch vermochte ich nichts zu sehen. »Knie nieder«, befahl eine Stimme. Ich gehorchte und lauschte gespannt. Ich konnte nichts sehen. Ich war absolut hilflos. »Nein!« schrie eine Stimme.

»Nein!« Die Kette,

die von meinem Hals nach hinten führte, spannte sich. Etwas schleifte über die Salzkruste, die Kette zuckte. Dann gingen die Männer weiter. »Ich habe mich mit dem Wasser verschätzt«, sagte Hamid.

»Egal«, erwiderte jemand.

Wir knieten auf dem Salz. Einige Fuß von mir entfernt sang ein Mann leise vor sich hin.

Ein anderer Mann kam an der Kette näher. Ich hörte, wie er die benachbarten Halskragen öffnete.

Bald darauf vernahm ich Flügelschlag; einige große Vögel schienen in der Nähe gelandet zu sein. Vögel dieser Art - sie besitzen weite Flügel und ein schwarzweißes Gefieder - folgten den Gruppen, die nach Klima unterwegs waren; ihre gelben gekrümmten Schnäbel sind lang und scharf.

Die Vögel bewegten sich krächzend, als eine Kaiila vorbeigaloppierte. Die Vögel heißen Zads.

»Hoch mit euch, Sklaven!« befahl eine Stimme. Zweimal traf mich die Peitsche. Ich spürte die Striemen. Mein Blut pulsierte rascher durch meinen Körper. Der Schmerz war ein scharfes, durchdringendes Gefühl eine großartige Empfindung! Ich hatte nichts gegen den Schmerz, den ich zu spüren vermochte. Ich lebte! Von neuem trieb mich die Peitsche an. Ich lachte und rappelte mich auf. »Los, Sklaven!« sagte eine Stimme, und der Marsch ging weiter. Die Kette war schwerer als am Anfang des Marsches, doch ich trug meine Last mit Freuden, war ich doch noch am Leben! Ich hatte nichts mehr gegen das Salz auf meiner Haut, nichts mehr gegen die Hitze. Es genügte, daß ich lebte. Wie töricht kam mir plötzlich der Wunsch nach mehr vor! Wir konnte man weitergehende Wünsche haben? Ich marschierte weiter, drängte mich zwischen fressenden Zads hindurch unterwegs nach Klima. Ich sumnte ein Lied vor mich hin, eine Melodie, die ich nie vergessen hatte, ein Kriegerlied aus der nördlichen Stadt Ko-ro-ba.

Vier Tage später forderte uns eine Stimme erneut zum Halten auf; wieder befanden wir uns auf einer Anhöhe.

»Tötet uns nicht! Tötet uns nicht!« rief eine Stimme, die ich erkannte. Es war die Stimme des Mannes, der die Wächter zu Anfang des Marsches aufgefordert hatte, uns das Leben zu nehmen. Seit unserer mittäglichen Rast vor vier Tagen war er still gewesen. Ich hatte nicht gewußt, ob er noch lebte oder nicht.

Kaiila trabten an uns vorbei.

Ich hörte, daß Metallkragen geöffnet wurden. Jemand zupfte mir das Seidenstück aus dem Kragen und band es mir auf Hamids Befehl um das linke Handgelenk. Ich spürte die Seide an der entzündeten Wunde, die sich unter der Handfessel um meinen Arm zog. Im nächsten Augenblick wurde ein schwerer Schlüssel in mein Kragenschloß gesteckt, Sand und Salz waren in den Mechanismus eingedrungen, dessen Metall sich außerdem in der Hitze ausgedehnt hatte; das Schloß wollte nicht aufspringen. Im nächsten Augenblick drehte sich der gewaltsam bewegte Schlüssel, gab den Bolzen frei. Der Kragen war offen und wurde mir vom Hals gerissen und zusammen mit der Kette auf die Salzkruste geworfen. Anschließend ging der Mann zum nächsten Gefangenen.

Keiner der Männer entfernte sich aus der Gruppe.

»Vielleicht brauchen wir gar nicht bis zum Ziel zu reiten«, sagte ein Mann.

Einige Ehn lang standen wir untätig herum.

Zu meiner Überraschung wurde nun auch ein Schlüssel in den Verschuß der Sklavenhaube gesteckt. Die Haube wurde nach oben geschoben und mir vom Kopf gezerrt. Ich schrie auf - das unglaublich weiße Licht, heiß, brennend, alles durchdringend, gnadenlos, bebend in der heißen Luft der endlosen Kruste - dieses Licht brach wie mit heißen Eisen über mein Gesicht und meine Augen herein.

»Ich bin blind!« schrie ein Mann. »Ich bin blind!«

Kaiila bewegten sich an der Reihe entlang. Es würde Minuten dauern, bis wir etwas erkennen konnten.

Wir hörten, daß Ketten zusammengelegt und in Sättel gehoben wurden. Weitere Kaiila trabten an mir vorbei.

Ich fühlte mich schwach; mein ganzer Körper schmerzte. Mir war schwindlig. Ich konnte kaum stehen.

»Nimm Salz«, sagte eine Stimme. Hassan!

»Du lebst!« rief ich.

»Nimm Salz«, wiederholte er.

Er ließ sich auf die Knie sinken und drückte sein Gesicht in das Salz. Mit den Zähnen biß er in die Kruste, leckte die Kristalle ab.

Ich folgte seinem Beispiel. Wir hatten seit vier Tagen kein Salz mehr gehabt.

»Schaut!« rief einer der Wächter. Wir hoben die Köpfe. Wir kamen

taumelnd hoch. Wir öffneten die Lider, kniffen aber die Augen zusammen, um die Hitze, die grelle Helligkeit auszuschließen.

»Wasser!« rief eine Stimme. »Wasser!«

Es war ein Mann, der allein aus der Wüste kam. Er gehörte nicht zu unserer Gruppe. Er trug keine Fesseln.

»Wasser!« rief er und taumelte in unsere Richtung. Er trug einen ausgefransten Lendenschurz. Die Sonne hatte seine Haut zerstört. Er hatte keine Fingernägel mehr; Mund und Gesicht waren aufgeplatzt wie eine ausgetrocknete Kruste.

»Ein entflohener Sklave aus den Salzbergwerken«, sagte Hamid lachend. Er zog seinen Krummsäbel und ritt auf den Mann zu. Mühelos beugte er sich im Sattel, doch er schlug nicht zu, sondern kehrte zu den anderen Wächtern zurück.

»Erlauben wir uns ein Späßchen?« rief er.

»Der Marsch ist lang gewesen«, sagte einer der Männer grinsend, »und wir haben bisher wenig Abwechslung gehabt.«

»Das linke Ohr?« fragte einer.

»Einverstanden«, erwiderte ein anderer. Die Männer lockerten ihre Lanzen.

»Wasser!« flehte der Todgeweihte. »Wasser!«

Einer der Männer trieb seine Kaiila an und verfehlte das Ziel. Die Kaiila bewegte sich auf dem unebenen Boden nicht gleichmäßig.

Der arme Kerl stand verständnislos da, konnte es nicht fassen, weil er sich gerettet glaubte.

Dann schrie er auf, als die Lanze des zweiten Reiters ihn traf. Er taumelte und hielt sich das blutende Ohr.

Der erste Reiter fluchte und griff erneut an. Diesmal wurde der Mann, der sich taumelnd abzuwenden versuchte, oben am linken Arm getroffen, unmittelbar unter der Schulter. Obwohl die Wunde tief war, strömte nur wenig Blut hervor, was mich nur im ersten Augenblick erstaunte. Ich kniff gegen das unerträgliche Licht die Augen zusammen und verfolgte hilflos das grausame Geschehen. Zu meinem Entsetzen drückte der Verletzte den Mund auf die Wunde und saugte das wenige Blut aus. Der Mann begriff immer noch nicht, rührte sich nicht von der Stelle.

Hamid trabte auf seiner Kaiila von hinten auf den Ahnungslosen zu und schwang den Säbel. Ich vermochte nicht länger hinzuschauen und wandte mich ab.

»Der Punkt geht an Baroum«, sagte Hamid. Der zweite Mann hatte eindeutig am besten getroffen.

»Wir brauchen vielleicht nicht ganz mitzureiten«, sagte einer der Wächter.

»Unser Wasser reicht für den Ritt zurück«, meinte ein anderer, »wenn wir nicht aufgehalten werden.«

Zu meiner Verblüffung öffnete einer der Wächter die Hüftkette eines Gefangenen, der schon keinen Halskragen und keine Sklavenhaube mehr trug.

Aus halb geöffneten Augen blickte ich mich um. Ich vermochte mich kaum auf den Beinen zu halten. Langsam zählte ich. Zwanzig Gefangene standen noch auf der Kruste. Ich erschauerte. Diese Bestien!

Hamid ritt herbei. Er hatte seine blutige Klinge an der Mähne der Kaiila saubergewischt, und steckte sie in die Scheide. Ich spürte die Hitze. Wir standen auf einer Anhöhe und sahen in ein breites, flaches Tal.

Hamid beugte sich zu mir. »Dort«, sagte er und deutete in die Senke hinab. »Siehst du's?«

»Ja«, erwiderte ich.

Dort unten, etwa fünf Pasang entfernt, lagen in der weißen Senke flache weiße Lehmgebäude. Es waren sehr viele. Sie waren bei dem grellen Licht in der Ferne kaum auszumachen, doch ich erblickte ihre Umrisse.

»Klima«, sagte Hamid.

»Ich habe den Marsch nach Klima geschafft«, sagte einer der Gefangenen begeistert. »Ich habe den Marsch nach Klima geschafft!« Er war der Mann, der viele Tage die Wächter angefleht hatte, sie sollten uns töten.

Ich sah mich im Kreise der Gefangenen um. Wir musterten uns gegenseitig. Unsere Körper waren von der Sonne schwarz gebrannt. An manchen Stellen war die Haut förmlich aufgebrochen; wie Rinde, in den Spalten zeigte sich hellerfarbenedes Fleisch. Wir waren salzverkrustet, besonders an den Beinen. Der Lederschutz um unsere Beine hing in Fetzen herab. Unsere Hälsen und Körper waren zerschunden, rot vom Scheuern der Kragen und Kettenglieder. In den letzten Tagen hatte man uns kein Salz mehr gegeben. Unsere Körper waren geplagt von Krämpfen und Schwäche. Doch wir hielten uns aufrecht, wir trugen den Kopf hoch, denn wir hatten den Marsch nach Klima geschafft.

Zwanzig Mann hatten das Ziel des Marsches erreicht.

Der erste Gefangene, der Fesseln ledig, wurde auf die Gebäude zugeschoben. Er begann den Hang hinab ins Tal zu taumeln; immer wieder glitt er auf der Kruste aus und brach bis zu den Knien in die weißen Schichten ein.

Einer nach dem anderen wurden die Gefangenen befreit. Niemand versuchte in die Wüste zu fliehen. Jeder der Männer setzte sich in Richtung Klima in Bewegung. Es gab kein anderes Ziel.

Der Mann, der gerufen hatte: »Ich habe den Marsch nach Klima geschafft!« wurde freigelassen. Er taumelte halb rennend, halb fallend den langen Hang hinab.

Hassan und ich wurden ebenfalls befreit. Gemeinsam schritten wir auf Klima zu; in aller Ruhe folgten wir der auseinandergezogenen Kette der Männer vor uns.

Wir erreichten eine Gestalt, die im Salz lag. Es war der Mann, der sich freudig ereifert hatte: »Ich habe den Marsch nach Klima geschafft!«

Wir drehten ihn um. »Er ist tot«, sagte Hassan.

Gemeinsam richteten wir uns wieder auf. Nur neunzehn Mann hatten Klima erreicht.

Einmal sah ich mich um und erblickte Hamid, einen Wächter der Dünen, einen Getreuen des Salz-Ubar. Er zog seine Kaïla herum und verschwand inmitten aufgewirbelter Salzkristalle hinter der Anhöhe.

Ich schaute in die gnadenlose Sonne. Sie schien den Himmel zu füllen.

Um mein linkes Handgelenk, sicher verknötet, ausgebleicht von der Sonne, zog sich ein Stück Sklavenseide. Noch immer war ein Hauch des Sklavenparfums zu spüren. Ich würde die hübsche Vella nicht so schnell vergessen.

Doch zunächst schlug ich mir das Mädchen aus dem Kopf. Sie war nur eine Sklavin.

Wichtig war meine Arbeit für die Priesterkönige. Hassan und ich hatten den Stahlturm nicht gefunden. Wir hatten versagt...

Ein Gefühl der Verbitterung erfüllte mich.

Dann folgte ich Hassan, der schon durch das Salz vorausgeschritten war, folgte ihm nach Klima.

In Klima und ähnlichen Gebieten ist das Salz eine Industrie. Hier arbeiten Tausende von Menschen, Gefangene der Wüste. Klima besitzt eine eigene Wasserquelle, hängt jedoch hinsichtlich der Nahrungsmittel von Karawanen ab. Die Vorräte werden an vorher festgelegte Orte geliefert, welche einige Pasang von den Unterkünften entfernt liegen; von dort werden sie später durch Salzsklaven abgeholt. Auf dem umgekehrten Wege wandern die schweren Salzzylinder, die in Klima gepreßt werden, auf dem Rücken der Salzsklaven von den Lagerbezirken in Klima zu Lagerplätzen in der Wüste, wo sie an die Karawanen verteilt und verkauft werden. Die Zylinder sind mit zehn Stein standardisiert das entspricht dem Gewicht einer goreanischen >Last<, etwa zwanzig irdische Kilogramm. Eine normale Kaiila vermag etwa zehn solcher Zylinder zu tragen, fünf auf jeder Seite. Ein kräftiges Tier schafft sogar bis zu sechzehn Zylinder. Der größte Teil des Salzes aus Klima ist weiß, doch gewisse Gruben fördern auch rotes Salz; die Farbe rührt von Eisenoxyd in der Grundmasse her; dieses Salz wird später als das Rote Salz von Kasra verkauft, so benannt nach dem Verschiffungshafen am Zusammenfluß des Oberen und des Unteren Fayeen.

Aus Gors geologischer Vergangenheit scheinen die Salzregionen ähnlich verstreuten Pfützen kristalliner Überreste die Überbleibsel eines oder mehrerer riesiger ausgetrockneter Binnenmeere zu sein. Durchaus möglich, daß sich in ferner Vergangenheit ein Arm des Thassa bis hierher erstreckte und später vielleicht durch seismische Bewegungen oder Kontinentalverschiebungen vom Hauptteil des Ozeans abgetrennt wurde, woraufhin eine oder mehrere kleinere Salzwassermeeere gebildet wurden. Vielleicht waren die Meere auch von vornherein unabhängig voneinander und wurden aus Flüssen gespeist, welche über Millionen von Quadratpasang hinweg das angesammelte Salz vom Felsgestein abwuschen. Ich wußte es nicht. In den Salzbezirken ist das Salz entweder in fester Form oder als Lösung anzutreffen. Klima ist bekannt für seine flüssigen Salzgruben. In fester Form ist Salz über wie auch unter dem Boden anzutreffen. Mit dem Verschwinden des Meeres und der Verschiebung der Bodenschichten wurden in manchen Gegenden Kubikpasang aus Salz in granitähnlichen Formationen zusammengepreßt, durch die man Tunnel

graben kann. Diese Vorkommen befinden sich zum Teil tief unter der Taharioberfläche. Die Abbaumannschaften leben manchmal wochenlang dort unten. In anderen Gebieten liegen feste Salzvorkommen an der Oberfläche und werden im Tagebau oder wie Steinbrüche nutzbar gemacht. Salzberge dieser Art erreichen zuweilen eine Höhe von über sechshundert Fuß. In Klima jedoch ist der größte Teil des Salzes flüssig. Dabei handelt es sich um die unterirdischen Überreste der verschwundenen Meere, die in dieser Form fortbestehen, durch die tiefe Lage vor der Hitze geschützt, durch uralte Sickerflüsse gespeist Überreste ehemaliger mächtiger Ozeane, die vor langer Zeit an der goreanischen Oberfläche tobten. Das gelöste Salz wird auf zwei Arten gewonnen indem man danach bohrt und es herauspült, im Falle der tiefen Ablagerungen, indem man Sklaven in die Tiefe schickt, die die Lösung heraufholen. Beim Bohren und Heraufspülen werden zwei Systeme angewendet: das Innenrohrsystem und das Doppelrohrsystem. Beim Innenrohrsystem wird durch eine Außenröhre frisches Wasser in die Ablagerung hinabgepumpt, woraufhin die schwerere Lösung aus Salz und Wasser blubbernd durch die zweite Röhre emporsteigt, welche sich innerhalb des größeren Rohrs befindet. Beim Doppelrohrsystem sind die beiden Leitungen mehrere Meter voneinander entfernt - durch eine Röhre wird frisches Wasser hinabgepumpt, die Salzwasserlösung - das Salz hat sich im frischen Wasser aufgelöst - wird durch die andere Leitung emporgeschwemmt. Das zweite System gilt bei den meisten Salzmeistern als das wirksamste. Ein Vorteil des Innenrohrsystems besteht allerdings darin, daß man nur eine Bohrung vornehmen muß. Beide Systeme erfordern natürlich intensives Pumpen. Der größte Teil des Salzes in Klima kommt aus den berühmten Salzgruben. Davon gibt es zwei Arten die >offene< und die >geschlossene< Grube. In den geschlossenen Gruben steigen Männer tatsächlich in die Tiefe und waten in der Salzmasse herum oder befahren sie mit Flößen; sie füllen ihre Gefäße und schütten den Inhalt in Ledersäcke, die an Haken hängen und von der Oberfläche aus mit Hilfe von Winden nach oben gezogen werden. Das Schöpfgefäß ähnelt einem durchlöcherten Kegel mit Griff, an dem sich ein Seil befindet. Das Gefäß wird durch den Salzschlamm gezogen und angehoben; das freie Wasser fließt dabei ab und läßt den Salzschlamm zurück, der sodann in ein Aufbewahrungsgefäß

geschüttet wird, im allgemeinen ein großes Holzfaß. Die Aufbewahrungsgefäße werden später in die großen Ledersäcke entleert, die an Stricken hochgezogen werden. Da und dort sind die Salzgruben >offen< und liegen an der Oberfläche, wo sie durch Quellen aus den unterirdischen Flüssen gespeist werden, was ihr Austrocknen durch Verdampfen verhindert. In den offenen Gruben halten sich die Sklaven nicht lange. Dieselben unterirdischen Wasserströme, die stellenweise die Salzgruben füllen, versorgen Klima an anderen Stellen nach Durchfließen salzfreier Schichten mit Frischwasser. Natürlich schmeckt dieses Wasser ein wenig salzig, wie fast überall in der Tahari, doch ist es trinkbar. Das Salz im gewöhnlichen Trinkwasser der Tahari hat durchaus seinen Sinn, gleicht es doch bei Tieren und Menschen den Salzverlust, der durch das Schwitzen eintritt, aus. Ähnlich wie das Wasser ist das Salz lebenswichtig für einen Organismus und das übermäßige Schwitzen in der Tahari kann gefährlich sein. So ergeben sich die anmutigen, fast schläfrigen Bewegungen der Nomaden und Tiere dieser Gegend. Und die schwere Kleidung der Wüstenbewohner soll einen Wasserverlust verhindern und die Feuchtigkeit der Haut erhalten. Neben den Gruben der Salzbezirke stehen Lagerhäuser und Büros, in denen man die Aufzeichnungen führt und die Sendungen an die Wüstenlager vorbereitet. Außerdem gibt es Verarbeitungszonen, in denen das Salz von Wasser befreit und zu verschiedenen Qualitäten verfeinert wird in einem komplizierten System aus Gestellen und Pfannen, die der Sonnenhitze ausgesetzt werden. Hier waren Sklaven am Werk; sie mußten das Salz harken, wenden und sieben. Dicht daneben stehen die Formschuppen, in denen das Salz zu den großen Zylindern gepreßt wird, die man zusammenbindet und schließlich auf Packkaiila verlädt. Beim Salz unterscheidet man neun verschiedene Qualitäten.

Auf jedem Zylinder werden die Qualität, der Name der Abbauzone und das Zeichen des jeweiligen Salzmeisters vermerkt.

Natürlich verfügte Klima auch über die üblichen Nebeneinrichtungen solcher Anlagen Küchen und Vorratsräume, Hütten, Kantinen und Strafgruben, Versammlungsort, Schmiede und Läden, Quartiere für Wächter und Schreiber, ein Krankenlager für das Aufsichtspersonal und so weiter. In mancher Hinsicht ähnelte Klima einer normalen kleinen Stadt wenn auch zwei große Unterschiede

bestanden. Hier gab es weder Kinder noch Frauen.

Als wir uns Klima näherten, hatte Hassan zu mir gesagt: »Versteck das Stück Seide irgendwo in der Salzkruste.«

»Wieso?«

»Es ist ein Stück Sklavenseide«, erwiderte er. »Es verbreitet noch immer den Duft einer Frau.«

»Und warum soll ich es verstecken?«

»Weil die Männer in Klima dich deswegen umbringen könnten.«

Ich versteckte das Stück neben einem der niedrigen weißen Gebäude in der Salzkruste.

Der Mann, der zu uns sprach, war T'Zshal, Meister von Hütte 804.

»Ihr könnt jederzeit verschwinden«, sagte er. »Niemand wird gegen seinen Willen hier festgehalten.«

Wir saßen auf dem Boden des Schuppens, nackt. Man hatte uns mit einem leichten Seil am Hals zusammengefesselt.

»Ich mache keine Witze«, sagte der Mann.

Wir waren nun schon vier Tage in Klima. Man hatte uns mit Wasser und Nahrungsmitteln gut versorgt. Wir hatten uns im Schatten aufhalten dürfen. Man hatte uns das Seil angelegt, als wir nacheinander aus der Wüste hereingetaumelt waren. Vier Männer waren in diesen vier Tagen noch gestorben. Alles in allem hatten also nur fünfzehn Männer den Marsch nach Klima geschafft.

T'Zshal trug Wüstenstiefel, weite Leinenhosen und eine rote Schärpe; in ihr steckte ein gekrümmter Dolch. Seine Brust war nackt und haarig; auf dem Kopf trug er Kaffiyeh und Agal. Er hielt eine Peitsche, die sogenannte Schlange, das Zeichen seiner Macht über uns. Hinter ihm lauerten zwei mit Krummsäbeln bewaffnete Wächter. Durch eine Öffnung in der Decke fiel Licht herein.

Er kam auf uns zu. Mehrere Sklaven duckten sich. Er zog den krummen Dolch und schnitt das Seil durch, das uns zusammenhielt. »Ihr könnt gehen, wenn ihr wollt«, sagte er.

Er schritt zur Tür der Hütte und stieß sie auf. Draußen schimmerte die Sonne auf der Salzkruste; dahinter erstreckte sich die Wüste.

»Geht!« sagte er lachend. »Geht!«

Keiner der Männer rührte sich.

»Ah«, sagte er. »Ihr entschließt euch also zu bleiben. Das ist eure freie Entscheidung. Also gut, ich bin damit einverstanden. Doch wenn ihr bleibt, dann nur zu meinen Bedingungen.« Plötzlich ließ er die Peitsche knallen. »Habt ihr das begriffen?« fragte er.

»Ja«, versicherten einige Sklaven hastig.

»Kniet nieder!« brüllte T'Zshal.

Wir knieten nieder.

»Wird man euch das Bleiben aber gestatten?« fragte er.

Mehrere Männer warfen sich beunruhigte Blicke zu.

»Vielleicht ja, vielleicht aber auch nicht«, sagte T'Zshal. »Diese Entscheidung liegt allein bei mir. Es ist nicht einfach, sich in Klima den Unterhalt zu verdienen. Die Lebenskosten sind bei uns sehr hoch. Ihr müßt euch das Recht verdienen, bei uns zu bleiben. Ihr müßt schwer arbeiten. Ihr müßt mich zufriedenstellen und zwar sehr.« Er blickte von einem zum anderen.

Diesmal fragte er nicht erst, ob wir verstanden hatten. Wir hatten ihn verstanden. »Aber wir dürfen Klima verlassen, wann wir wollen?« erkundigte sich Hassan.

T'Zshal sah ihn an. Er schien sich zu fragen, ob Hassan den Verstand verloren hatte. Ich lächelte. T'Zshal schien etwas verdattert. »Ja«, sagte er dann.

»Sehr gut«, stellte Hassan fest.

»Es gibt wenig Leder in Klima«, fuhr T'Zshal fort. »Wir haben nicht viele Wasserbeutel. Und die Beutel, die wir haben, fassen nur einen Talu. Sie werden bewacht.«

In Klima wird das Wasser im allgemeinen in kleinen Eimern befördert, die an hölzernen Schulterjochen baumeln und gleich mit Schöpfkellen versehen sind. Ein Talu entspricht etwa acht Litern. Ein Talubeutel ist nur klein; ein Nomade gibt sich mit einem Talubeutel zufrieden, wenn er in der Nähe einer Oase seine Verrherde bewacht.

»Hast du die Absicht«, wandte sich T'Zshal an Hassan, »dir mehrere Beutel zu verschaffen, sie gegen den Willen der Wächter zu füllen und damit aus Klima zu verschwinden?«

Selbst wenn so ein Streich gelänge, war es doch sehr unwahrscheinlich, daß man genug Wasser mitschleppen konnte, um zu Fuß die Wüste zu durchqueren.

Hassan zuckte die Achseln. »Das wäre eine Möglichkeit«, sagte er.
»Du scheinst dich für besonders kräftig zu halten«, stellte T'Zshal fest.
»Ich habe den Marsch nach Klima geschafft«, erwiderte Hassan.
»Wir alle haben den Marsch nach Klima geschafft«, stellte T'Zshal fest.
Diese Worte überraschten uns.

»Bei uns in Klima gibt es niemanden«, erklärte T'Zshal, »der den Marsch nicht geschafft hat. Wir alle hier, meine Freunde, sind Sklaven des Salzes, Sklaven der Wüste. Wir graben das Salz aus für die Freien; dafür erhalten wir zu essen.«

»Gilt das auch für den Salzmeister?« wollte Hassan wissen.

»Auch er kam vor langer Zeit nackt nach Klima«, sagte T'Zshal. »Unsere Rangordnung richtet sich nach Können und Kampfstärke. Wir, die Sklaven, haben diese Nation gebildet und verwalten sie, wie wir es für richtig halten. Wird das Salz pünktlich geliefert, stört man uns nicht. Nach innen hin sind wir völlig unabhängig.«

»Und wir?« fragte Hassan.

»Ihr«, sagte T'Zshal grinsend, »seid die wahren Sklaven, ihr seid die Sklaven von Sklaven.« Er lachte.

»Bist du verhüllt nach Klima gekommen?«

»Ja, wie wir alle, sogar der Salzmeister.«

Das war eine enttäuschende Information. Hassan hatte zweifellos mit dem Gedanken gespielt, einen Wächter oder Hüttenaufseher und vielleicht sogar T'Zshal persönlich zu überwältigen und zu zwingen, uns in die Freiheit zu führen, sofern er an Wasser herankam. Wie es sich jetzt erwies und wir hatten keinen Grund, dem Hüttenmeister zu mißtrauen, gab es in Klima keinen Mann, der den Weg in die Freiheit kannte.

Natürlich war uns bekannt, daß die Oase des Roten Felsens und die Kasbah des Salz-Ubar ungefähr nordwestlich von Klima lagen; doch wenn man die Wüstenwege nicht kennt, nützt einem eine solche Information wenig. Zu leicht wandert man an einer Oase oder sogar seinem Ziel vorbei. Die genaue Kenntnis der Wege und Wasserstellen war unerlässlich.

In Klima wußte niemand den richtigen Weg. Die Freien, die wahren Herren dieser Welt, hatten dafür gesorgt.

Um die Salzregionen zu schützen, waren die Wege nicht

gekennzeichnet. Dabei handelte es sich um eine Schutzmaßnahme zu Gunsten der Salzmonopole der Tahari; die Wüste allein schien den wahren Verantwortlichen nicht zu genügen.

T'Zshal lächelte im Augenblick war er ein sehr menschlicher Sklavenmeister. »Meine Freunde, niemand kennt den Weg in die Freiheit. Solch einen Weg gibt es nicht.«

»Oh, den Weg gibt es schon«, stellte Hassan fest. »Man braucht ihn nur zu finden.«

»Viel Glück«, sagte T'Zshal. Mit der Peitsche deutete er auf die offene Tür der Hütte. »Geh«, sagte er.

»Ich möchte aber lieber bleiben im Augenblick jedenfalls«, sagte Hassan.

»Meine Hütte fühlt sich geehrt«, sagte T'Zshal und neigte den Kopf. Hassan erwiderte die Geste.

T'Zshal lächelte. »Du solltest dir allerdings klarmachen, daß wir uns gekränkt fühlen würden, wenn du uns verläßt und unsere Gastfreundschaft verschmähst. Nur wenige kehren nach Klima zurück. Doch die wenigen, die es schaffen, überleben selten die Strafgruben, und wer das schafft, muß in den offenen Gruben arbeiten.« Er hob die Peitsche und betrachtete den anmutigen Bogen des Leders. Dies war die >Schlange< mit den vielen Reißzähnen - winzige Metallstücke, die man in das Leder geflochten hatte. »Klima«, fuhr T'Zshal langsam fort, »mag euch wie ein schrecklicher Ort vorkommen. Vielleicht stimmt das sogar; ich weiß es nicht. Ich habe vergessen, wie es woanders aussieht. Und doch unterscheidet es sich wohl nicht allzusehr von der Welt auf der anderen Seite des Horizonts. In Klima - und so ist es überall auf der Welt gibt es die Leute mit der Peitsche, und die anderen, die arbeiten und leiden müssen.« Er sah uns an. »Hier«, fuhr er fort, »in dieser Hütte, schwingen wir die Peitsche.«

»Wie«, fragte ich, »wird man Hüttenmeister?«

»Töte mich«, sagte T'Zshal.

Ich hielt die Leine zusammengerollt in der linken Hand; sie war am Griff des durchlöcherten Schöpfkegels befestigt, der in meiner Rechten pendelte.

Es war kühl in der Höhle, auf dem großen Floß. An jeder Ecke des Floßes schimmerte auf einem hohen Pfahl eine kleine Öllampe. Es war dunkel hier unten; das einzige Licht kam von unseren Lampen und den Lichtern der anderen Flöße. Ich vermochte, zwei Flöße zu erkennen; das eine etwa zweihundert Meter entfernt, das andere gut einen Pasang entfernt auf dem Wasser. Stellenweise vermochten wir die Decke der Höhle zu erkennen, nur wenige Fuß über unseren Köpfen; dann wieder verlor sich die Höhlung in der Dunkelheit und mochte eine Höhe von hundert oder mehr Fuß erreichen. Ich schätzte, daß wir uns etwa vierhundert Fuß unter der Goroberfläche befanden. In dem dunklen, zähflüssigen Wasser unter uns schwankte das Floß.

Ich warf den Schöpfkegel in die Dunkelheit hinaus, wobei ich das Seil mit der linken Hand auslauten ließ.

Acht weitere Männer verrichteten auf unserem Floß dieselbe Arbeit; sie warfen ebenfalls Kegel aus und wurden >Einsammler< genannt.

Außerdem befanden sich vier Stakenmänner und der Steuermann an Bord. Die Einsammler und die Männer an den Staken wurden periodisch ausgewechselt. Das Floß wurde durch ein Paddel am Heck gelenkt hierfür ist der Steuermann zuständig. Die Stakenmänner sorgen für die Fortbewegung. Die Stangen sind am unteren Ende beschwert und haben eine Länge von etwa zwanzig Fuß. Läßt man eine solche Stange im tiefen Wasser los, bleibt sie aufrecht stehen, und etwa ein Meter ragt noch über die Wasseroberfläche. Das Gewicht erleichtert die Aufgabe, die Stange unter Wasser zu halten. Natürlich gibt es Stellen in der Höhle, wo das Wasser tiefer ist. Hier werden Paddel eingesetzt, von denen jedes Floß vier besitzt; sie sind in der Nähe der Aufbewahrungsfässer befestigt. Allerdings läßt sich so ein Floß mit Paddelkraft nur mühsam fortbewegen. Das Floß ist etwa zwölf Fuß breit und vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Fuß lang. Jedes Floß verfügt über einen niedrigen Rahmen, in dem sich die Aufbewahrungsgefäße befinden; etwa einen Meter hohe und vier Fuß durchmessende Fässer. Jedes Floß hat vier dieser Fässer an Bord, entweder in einem langen Rahmen in einer Reihe oder paarweise in der Mitte des Floßes angeordnet.

Ich ließ den Kegel zum Grund hinabsinken.

An den Salzdocks werden die Fässer mit Hilfe von Flaschenzügen und Gegengewichten von den Flößen gehoben; für diese Arbeit ist die jeweilige Floßbesatzung zuständig. Hängen die

Aufbewahrungsgefäße in der Luft, werden sie geneigt, und der Salzschlamm wird von Hand in die weit offenen Säcke geschaufelt. Diese liegen auf niedrigen Wagen, welche sich auf Holzschienen bewegen. Die Säcke werden zu den mit Haken versehenen Liftseilen befördert, die sich in einer Art Paternoster zur Oberfläche bewegen und auf der anderen Seite zurückkehren. An der Oberfläche schuften Sklaven an Winden; sie entleeren die Säcke, die dann in die Tiefe zurückkehren. Die belastete Seite des Lifts kann nicht zurückgleiten, da die Windenmaschine an der Oberfläche so angelegt ist, daß sie sich nur in eine Richtung bewegt; jeder hochgeholte Haken dient als Sperre. Der Steuermann war mit einer Lanze bewaffnet, denn wir waren in der Höhle nicht allein.

Mit beiden Händen zog ich den Schöpfkegel durch das schwere Wasser. Mit Erstaunen hatte ich erfahren, daß es in den Salzgruben, bei denen es sich in Wirklichkeit um ein Gewirr kleiner unterirdischer Meere handelte, tierisches Leben gab. Ich hatte das nicht erwartet; immerhin gab es hier kein Sonnenlicht, womit die Photosynthese unmöglich war und eine Nahrungskette gar nicht in Gang kommen konnte; ganz abgesehen vom hohen Salzgehalt der Flüssigkeit.

Beispielsweise kann ein menschlicher Körper in diesem Wasser nicht absinken. Hier liegt auch einer der Gründe, warum die Floßstangen beschwert werden müssen als Gegengewicht zum ungewöhnlichen Auftrieb des Salzwassers. Jedenfalls irrte ich mich gründlich, was das Leben in diesen Seen anging.

»Dort«, rief ein Salzsklave.

Auch ich sah die Erscheinung. Die anderen Männer kamen auf meine Seite des Floßes, und wir verfolgten die Bewegung im Wasser. Der Steuermann senkte die Lanzenspitze und ließ sie mitwandern.

Unsere Fackeln spiegelten sich flackernd auf der Wasseroberfläche; gelbliche, zuckende Reflexe.

»Dort!« sagte einer der Männer.

Lelts fühlen sich oft zu den Salzflößen hingezogen vorwiegend durch die Bewegungen der Schöpfkegel und Stangen im Wasser, Vibrationen, die sie mit farnähnlichen Kopfrezeptoren auffangen. Obwohl sie blind sind, scheint das Licht oder die Hitze unserer Lampen eine Anziehung auf sie auszuüben. Sie heben die winzigen

augenlosen Köpfe aus dem Wasser, und die farnwedelähnlichen Erscheinungen an der Seite des Kopfes öffnen sich und orientieren sich nach dieser oder jener Lampe. Der Lelt ist im allgemeinen fünfzehn bis zwanzig Zentimeter lang. Sein Körper ist weiß und verfügt über lange Flossen. Das Geschöpf schwimmt langsam und elegant dahin, wobei sich die Flossen kaum bewegen. Zwischen den Lelts waren da und dort winzige Salamander zu erkennen, ebenfalls bleichhäutig und blind. Wie die Lelts verfügen sie über einen langsam arbeitenden Metabolismus, was in einer nicht gerade nahrungsreichen Umgebung sehr nützlich ist. Im Gegensatz zu den Lelts hatten die Salamander lange, spinnenähnliche Beine.

Im Augenblick jedoch interessierten uns weder die Lelts noch die Salamander.

»Dort ist es wieder!« rief der Mann. Aber die Erscheinung war bereits verschwunden. Ich hatte nichts gesehen.

Das einzige Licht in den Höhlen kam von unseren Lampen. Ohne Licht gibt es keine Photosynthese; ohne Photosynthese kann keine Umwandlung von Kohlendioxyd stattfinden, kann sich kein Zucker bilden, kann keine Nahrungskette beginnen. Letztlich kommt aber dennoch Nahrung in die Höhlen, gewöhnlich in der Form organischer Überreste aus Hunderten von Quellen, von denen manche viele hundert Meilen entfernt sind; diese Überreste werden von den Frischwasserzuleitungen herangetragen, vor allem verschiedene Arten von Bakterien. Diese Bakterien werden von Protozoen und Rädertieren verzehrt. Diese bilden die Nahrung für verschiedene Würmer und zahlreiche winzige Geschöpfe, beispielsweise Isopoden, die ihrerseits von blinden weißen Krebsen, Lelts und Salamandern verzehrt werden.

Diese jedoch stehen nicht am Ende der Nahrungskette. Nicht diese Geschöpfe hatten das Interesse der Männer erregt.

»Ist es der Alte?« fragte einer der Männer.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ein anderer. Der Steuermann stand mit der Lanze bereit.

»Dort!« Einer der Männer hob den Arm.

Da sah ich die Erscheinung, eine langsame Bewegung, ein Herumdrehen. Lelts und Salamander verschwanden unter der Wasseroberfläche. Das Ding verschwand ebenfalls. Das Wasser war wieder ruhig.

»Er ist fort«, sagte einer der Männer.

»War es der Alte?« fragte jemand.

»Ich weiß nicht«, erwiderte der Steuermann. Der Alte war in der Höhle seit über einem Jahr nicht mehr gesehen worden.

»Seht!« rief ich. Diesmal war das Wesen ganz nahe. Kaum zehn Fuß von dem Floß entfernt stieg es über die Wasseroberfläche. Wir sahen den breiten, stumpfen Kopf, augenlos, weiß. Dann versank es wieder, mit einem Schlenker des langen Rückens und Schwanzes.

Der Steuermann wurde bleich. »Der Alte«, sagte er leise. Auf dem hellen Rücken zog sich in der Nähe der hohen Flosse eine lange Narbe hin; ein Teil der Flosse war eingerissen und vernarbt. Hier war offenbar eine Lanze am Werk gewesen.

»Er ist wieder da«, sagte einer der Männer.

Das Wasser regte sich nicht mehr.

Am Ende der Nahrungskette in den Höhlen lauerte ein an die Dunkelheit angepaßter Abkömmling des ewigen Schreckens der Meere der Salzhai mit seinem langen Körper und neun Kiemen.

Fast eine Viertel-Ahn lang starrten wir auf das Wasser.

»Er ist fort«, sagte ein Mann.

»Wir müssen unsere Quote zusammenbekommen«, meinte einer der Einsammler.

»Holt Salz ein« sagte der Steuermann.

Wir griffen nach den Seilen und den Schöpfkegeln und machten uns wieder an die Arbeit.

»Die Lelts sind noch nicht zurück«, sagte der Steuermann zu mir.

»Was bedeutet das?« wollte ich wissen.

»Daß der Alte noch in der Nähe ist«, erwiderte er und blickte auf das dunkle Wasser hinab. »Holt Salz ein«, wiederholte er. Und ich warf meine Schöpfkelle hinaus.

Es wurde spät.

Das Öl der Lampen an den Ecken des Floßes war fast ausgebrannt.

Oben an der Oberfläche mußte bald die Abenddämmerung hereinbrechen.

Ich fragte mich, wie man aus Klima fortkommen konnte. Es schien unmöglich zu sein, selbst wenn man sich Wasser beschaffen konnte.

Man konnte einfach nicht genügend Wasser tragen, um den ganzen

Weg zu Fuß zurückzulegen. Ganz abgesehen von der Frage des

richtigen Weges, den niemand zu kennen schien. Bisher hatte noch kein

Sklave aus Klima fliehen können.

Ich dachte an die Priesterkönige und die Anderen, die Kurii, und an ihre Auseinandersetzung. Dies alles schien mir weit entrückt zu sein.

Plötzlich schnellte die Erscheinung aus der Tiefe des Wassers empor, kaum fünf Fuß von mir entfernt. Der Kopf des Hais war gut einen Meter breit und von fahler Färbung. An Stelle der Augen besaß das Tier tiefe Einbuchtungen. Unter dem Gewicht des Fisches neigte sich das Floß zur Seite, wurde herumgedreht, als das Tier mit einem eleganten Schlenker wieder in der Dunkelheit verschwand.

»Stangen!« schrie der Steuermann. »Stangen!« Die Stakenmänner griffen nach den Hölzern, senkten sie ins Wasser.

Eine der Lampen verlöschte zischend.

»Ich habe keine Bodenberührung mehr!« rief einer der Männer. Das Floß war abgetrieben.

»Paddel!« befahl der Steuermann und lehnte sich auf sein Ruder. Die Stakenmänner ergriffen die breiten Hölzer. Eine zweite Lampe verlöschte flackernd.

Langsam drehte sich das Floß.

Nur noch zwei Lampen brannten.

»Ihr anderen«, wandte sich der Steuermann an uns. »Ihr nehmt Stangen!« Wir gehorchten. Wir hofften natürlich, daß die Paddler das Floß an eine Stelle bringen konnten, wo wir uns mit Hilfe der Stangen weiterbewegen konnten.

»Er ist fort«, sagte einer der Männer an den Paddeln.

»Das war der Alte«, sagte der Steuermann. »Es muß Abend sein.«

Ich verstand, was er meinte. Normalerweise jagt man, wenn es gute Beute gibt. Der Salzhai jedoch jagte nur in der Abend und

Morgendämmerung getrieben von uralten biologischen Rhythmen. Das lange gespenstische Geschöpf folgte bei seiner Jagd in diesem dunklen Gewässer einer inneren Uhr, wie sie für Kreaturen gegolten hatte, die sich vor zweihundertundfünfzig Millionen Jahren auf einer sonnenhellen Welt bewegt hatten.

»Beeilt euch!« rief der Steuermann.

Die dritte Lampe ging zischend aus. Wir hatten nur noch eine einzige Lichtquelle, auf der Backbordseite achtern. Doch auch dieses Licht ließ uns bald im Stich, und wir befanden uns in absoluter Dunkelheit.

Irgendwo in der Nähe schwamm der Alte.

Da griff die Kreatur an. Sie schleuderte sich förmlich aus dem Wasser herauf. Wir wurden plötzlich von einer Wasserfontäne überschüttet, hörten den gewaltigen Körper ins Wasser zurückklatschen.

Eine Zeitlang herrschte Ruhe.

Wir hörten, wie der unheimliche Fisch gegen das Floß stieß. Es neigte sich, fiel zurück. Wir klammerten uns an den Salzfässern fest.

Über eine Viertel-Ahn verging. Wir nahmen schon an, der Alte sei nicht mehr bei uns. Doch plötzlich schien sich das Floß auf der Backbordseite ins Wasser zu neigen. Voller Entsetzen schrie ein Mann auf und begann mit dem Paddel um sich zu schlagen. Der breite Kopf glitt ins Wasser zurück. Der Alte hatte seinen Kopf einen Moment lang auf das Floß gelegt.

Über eine Ahn lang trieben wir in der Dunkelheit dahin. Nichts geschah. Plötzlich stieg der gewaltige Körper von neuem aus dem Wasser und fiel zuckend quer über das Floß; der mächtige Schwanz peitschte hin und her. Ich hörte Holz knacken; Fässer wurden zerschmettert und rollten polternd vom Floß ins Wasser. Männer schrien, wurden ins Wasser geschleudert.

Ich klammerte mich an die Überreste des zerschmetterten Floßes. Ein lauter Schrei hallte durch die Dunkelheit.

Viermal warf sich der mächtige Leib des Hais auf das Floß.

Einmal spürte ich, wie der Fisch über meinen Rücken abrollte, wobei mein Körper von den Überresten des Holzrahmens geschützt wurde. Die Haut des Hais war nicht rau, wie man es bei Haien im offenen Meer findet, sondern weich und schleimig. Das Geschöpf glitt über mich dahin, ohne mich von dem Holz loszureißen.

»Wo seid ihr?« fragte eine Stimme aus dem Wasser.

»Hier!« rief ich. »Das Floß ist hier!« Ich kniete auf dem Floß. Ich wußte nicht, ob ich allein war oder nicht. »Hier!« rief ich. »Hier! Hier!«

»Hilfe!« riefen einige Stimmen. Ich hörte zwei Männer auf das Floß klettern. Einer begann haltlos zu schluchzen. Ein dritter Mann zog sich an Bord und begann, sinnlos hin und her zu wandern. »Hock dich hin!« rief ich.

»Wir müssen uns retten!« gab er zurück und sprang ins Wasser.

»Komm zurück!« brüllte ich ihm nach. Vermutlich hatte er die

Absicht, zum Dock zu schwimmen, das immerhin vier Pasang entfernt war. Doch er kam nicht zurück, auch als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er die falsche Richtung eingeschlagen hatte.

»Armer Tor«, sagte eine Stimme neben mir.

»Hassan!« rief ich.

»Ja«, antwortete er leise.

»Hilfe!« rief jemand. Ich tastete nach einer Stange, fand sie und hielt sie in die Richtung der Stimme. Gleich darauf zog ich den Mann an Bord. Ich versuchte, einen zweiten Leidensgenossen auf ähnliche Weise zu retten, doch der Alte zog ihn mir im letzten Augenblick von der Stange. Ich sah Lichter auf dem Wasser, ein zweites Floß, das langsam näher kam. An seinem Bug stand T'Zshal mit erhobener Lanze.

Die beiden Flöße stießen aneinander, und wir stiegen um.

»Irgendwo schwimmt noch ein Mann herum«, sagte ich zu T'Zshal. »Er ist in diese Richtung geschwommen.«

»Dummkopf!« sagte T'Zshal und sah uns an. »Der Alte«, sagte er dann. Es war keine Frage.

Der Steuermann nickte. Er hatte den Zwischenfall überlebt.

»Wir sollten umkehren«, forderte einer der Stakenmänner auf T'Zshals Floß.

T'Zshal sah sich um. Ich und Hassan hatten überlebt, außerdem der Steuermann und der Kerl, den ich gerettet hatte.

Ich wußte nicht, ob der Schwimmer noch lebte oder nicht. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß seine Chancen allzu gut standen.

»Wir sollten zum Dock zurückkehren«, sagte einer der Männer auf T'Zshals Floß.

T'Zshal starrte auf das dunkle Wasser. »Der Alte ist wieder da«, sagte er. »Und er hat seine alten Tricks nicht vergessen. Wir fahren in diese Richtung. Dort schwimmt noch einer von uns.«

Seine Bootsleute murrten, doch sie gehorchten.

Eine Ahn später fanden wir den Mann.

»Sei begrüßt«, sagte der Schwimmer.

»Sei begrüßt«, erwiderte T'Zshal und zog ihn aus dem Wasser.

»Ich bin geschwommen«, sagte der Mann.

T'Zshal bettete ihn auf die Planken des Floßes. Der Schwimmer

schien den Alten völlig vergessen zu haben. Er schlief sofort ein.
»Zurück zum Dock!« befahl T'Zshal.
Das schwere Floß wurde gewendet und bewegte sich langsam auf die Docks zu. Hassan und ich sahen uns an. Wir hatten in dem Moment beschlossen, T'Zshal am Leben zu lassen.
»Morgen«, sagte T'Zshal, »kehre ich in diese Höhle zurück.«
»Ich werde dich begleiten«, sagte ich.
»Ich ebenfalls«, versicherte Hassan.

-15-

An jenem Tag gab es wohl kein Besatzungsmitglied der Flöße, das nicht mindestens einen Kameraden an den Alten verloren hatte.
»Wir werden den Alten jagen«, hatte T'Zshal verkündet. Es bereitete ihm keine Mühe, Freiwillige zu finden.
»Weckt mich«, hatte T'Zshal gesagt, »wenn die Lelts fort sind.«
In der Tiefe der Höhle, weit entfernt von den Salzdocks, verlangsamten wir die Fahrt des Floßes und hielten es mit den langen Pfählen an Ort und Stelle fest. Der Mann, der schon während des Angriffs das Steuer geführt hatte, lenkte auch diese schwerfällige offene Plattform, die unser einziger Schutz war. Außer ihm waren nur Hassan und ich von der gestrigen Mannschaft dabei. An den Ecken des Floßes brannten vier Lampen auf Pfählen. Fackeln lagen bereit, sie konnten notfalls an den Lampen entzündet und über das Wasser gehalten werden.
»Weckt mich, wenn die Lelts verschwunden sind«, hatte T'Zshal gesagt.
»Ich schlafe jetzt ein bißchen.« Daraufhin hatte er sich hingelegt, hinter den Rahmen, in dem die Salzfässer gelagert werden. Neben ihm ruhte die lange etwa neun Fuß lange Lanze.
»Willst du die Spitze nicht vergiften?« hatte ein Mann auf dem Salzdock gefragt.
»Nein«, sagte T'Zshal.
Ich fragte mich, ob er früher einmal der Kriegerkaste angehört hatte.
Ich beobachtete T'Zshal beim Schlafen; der bärtige Kopf lag

auf einem Arm. Ich überlegte, warum niemand diesen Mann tötete, um sich selbst zum Hüttenmeister aufzuschwingen. Wie konnte es sein, daß er als absoluter Herrscher über unsere Hütte sich inmitten der Sklaven schlafen legte, die ihm Kaffiyeh und Agal abgewinnen konnten, indem sie ihm einfach den Dolch abnahmen und sich damit ans Werk machten? Wie konnte es ein Mann seines Amtes wagen, den wilden, neidischen Sleen, in deren Mitte er mit seiner Peitsche wütete, den Rücken zu kehren? Sein Wille, sein Wort sind Gesetz in unserer Hüttengemeinschaft. Er hat die absolute Macht.

Ich blickte ins Wasser und zählte die Köpfe der Lelts, die da und dort im dunklen Wasser schimmerten. Sie begleiteten das Floß nun schon gut eine Ahn lang.

T'Zshal schlief. Neben ihm lag die Lanze. In seiner roten Schärpe steckte der Dolch seines Amtes.

»Die Lelts sind fort!« sagte einer der Männer in meiner Nähe.

Das Wasser war dunkel, anscheinend leer. Die Lelts und die kleinen Salamander waren plötzlich verschwunden.

»Wach auf, T'Zshal«, sagte der Mann.

Plötzlich begriff ich die Stellung des Hüttenmeisters, die vagen Gesetze, die diesen Posten regeln, die in Klima eine gewisse Ordnung schaffen.

»Die Lelts sind fort«, flüsterte ein Mann.

Ich hatte mich gefragt, warum T'Zshal und die anderen Hüttenmeister relativ sicher waren, warum die gesellschaftliche Ordnung einigermaßen stabil wirkte. Plötzlich glaubte ich die Wahrheit zu kennen. Niemand fand sich bereit, T'Zshal zu töten, weil der Täter anschließend Hüttenmeister werden mußte. Er war der Mann, auf dem sodann die gefürchtete Verantwortung lastete er mußte dann seine Autorität festigen. Man muß sich vorsichtig äußern, wenn die eigenen Worte Gesetz sind. Es ist nicht einfach, in Klima Sklavenmeister zu sein; es kann sogar gefährlich sein ein hoher Preis für die Gewalt über die Peitsche. Man muß sorgfältig überlegen, ehe man einen Hüttenmeister erschlägt; die Gründe, die für die Tat ausschlaggebend sein mögen, bestehen ja weiter und können sich auch gegen denjenigen richten, der nun das Amt übernimmt.

Sowohl die Sklaven als auch der Sklavenmeister stehen in diesem Punkt unter einem Zwang. Die Männer wissen, daß jeder, der den Hüttenmeister tötet, das Amt seines Opfers übernehmen muß, mit allen Risiken und Problemen. Der

Sklavenmeister steht unter der Kontrolle seiner Männer angesichts des schnell auflodernden Zorns seiner hoffnungslosen Untergebenen. Wenn er sein Amt nicht geschickt verwaltet, wenn er nicht Gerechtigkeit walten läßt, fordert er zu Widerspenstigkeiten auf, die sich im Kreis der verzweifelte Sklaven von Klima früher oder später in Gewalt äußern müssen. Andererseits darf er die Männer nicht großzügig behandeln, untersteht er doch im übrigen der Kontrolle seiner Vorgesetzten, vor allem im Zusammenhang mit den Salzmengen, die seine Hüttengemeinschaft liefern muß. Nur wenige Männer wollen Hüttenmeister sein. Trotzdem irgendein Mann mußte die Führung haben. Seine Autorität und seine Peitsche verhindern die Katastrophe, verhindern ein Gemetzel, jeder gegen jeden unter den Verdammten. Wer hat schon die Kühnheit und die Großzügigkeit, ein solches Amt auf sich zu nehmen?

Ich legte dem Schlafenden die Hand auf die Schulter. »Wach auf, T'Zshal«, sagte ich. »Die Lelts sind fort.«

T'Zshal öffnete die Augen und richtete sich auf. Mit den Fingern und einem Schwall frischen Wassers, den er aus einer Wasserhaut spritzen ließ, rieb er sich die Augen. Dann trank er einen Schluck, reckte sich und stand auf. Aufmerksam musterte er die Wasseroberfläche. Dann zog er Hemd und Stiefel aus.

T'Zshal trug nur noch Kaffiyeh und Agal. Er war barfuß. In seiner Schärpe steckte der Dolch. Er prüfte die lange Klinge der Lanze mit dem Finger. Vier Metallbänder hielten die Spitze am Lanzenschaft fest. Er zog ein langes Stück Leder aus der Schärpe, das er fest um den unteren Teil der Lanze wickelte. Dann nahm er frisches Wasser aus dem Gefäß und durchtränkte das Leder damit. Schließlich legte er die Lanze oben auf zwei Salzfüßer.

Nichts rührte sich im Wasser. Die Männer waren stumm.

T'Zshal bemerkte die Erscheinung als erster. Wir übrigen sahen den Hai erst, als er sich deutlich abzeichnete.

Das Tier war etwa vierzig Fuß entfernt, auf der Steuerbordseite. Gleich darauf verschwand es wieder.

T'Zshal ergriff die Lanze und richtete die Spitze nach unten. Er packte den Schaft mit beiden Händen.

»Weg von der Bordwand«, sagte er.

Wir traten zurück.

Ich war in Hochstimmung. Urplötzlich war meine Niedergeschlagenheit verflogen.

Der Hai schoß kaum einen Meter von der Bordwand entfernt aus dem Wasser; er stieg zehn Fuß hoch in die Luft, überragte das Floß und T'Zshal, der einen Schrei der Wut und der Freude ausstieß, in den ich einfiel. Unser Hüttenmeister rammte die Lanze tief in den mächtigen Leib, der sich in der Luft herumwarf. Zähne blitzten; sie wirkten wie Reihen von zurückgebogenen Haken, unter dem klaffenden Maul dreieckige Kiemen. Im nächsten Augenblick fiel der Alte ins Wasser zurück und entfernte sich in einem großen Bogen, die segelähnliche Rückenflosse zeichnete den Kreis nach.

»Sei begrüßt, Alter!« rief T'Zshal. Er hielt die Lanze in der Hand; das Blut daran schimmerte dunkel und zähflüssig im Licht der Laternen.

Der Alte schien uns zu belauern. Er bewegte sich kaum im Wasser, schien uns zu beobachten.

»Das hat ihm gar nicht gefallen«, sagte einer der Männer. »Du hast ihn wütend gemacht.«

Das Herz schlug mir bis in den Hals. In diesem Augenblick dachte ich nicht an meine Kameraden, die diesem Monstrum zum Opfer gefallen waren, ich dachte an das Biest als Gegner, an die Tatsache, daß wir es jagten. In diesem Augenblick fürchtete ich nur, daß er uns entwischen könnte. Doch darum brauchte ich mir keine Sorgen zu machen; schließlich hatten wir es mit dem Alten zu tun.

»Ah, mein Freund«, sagte T'Zshal. »So sehen wir uns also wieder! « Ich wußte nicht, was er damit meinte.

»Schützt die Lampen«, sagte T'Zshal leise zu uns. »Deckt sie ab, wenn es zum Kampf kommt.«

Wenn die Lampen verlöschten und wir nicht vorher eine Fackel entzünden konnten, standen unsere Chancen schlecht.

Ich sah, daß das Wasser hinter der Schwanzflosse des Alten in Bewegung geriet. Im nächsten Augenblick verschwand sie unter der Wasseroberfläche.

»Haltet euch an den Fässern fest«, befahl T'Zshal.

Wir spürten, wie sich der mächtige Körper des Alten unter den Balken des Floßes wand. Als sich das Ungeheuer darunter krümmte, wurde es angehoben und neigte sich um ungefähr fünfundvierzig Grad. Die Männer gerieten ins Rutschen, einige verloren sogar den Halt, doch niemand stürzte ins Wasser. Viermal

versuchte es der Alte mit diesem Trick, viermal versuchte er, das Floß zum Kentern zu bringen. Doch vor Verlassen des Salzdocks hatten wir die Salzfüßer randvoll mit Salz gefüllt; das Floß war zu schwer. Die Leuchter auf den Masten blieben unversehrt. Der Alte entfernte sich langsam und verharrte eine Zeitlang unschlüssig, fünfzig bis sechzig Fuß entfernt. Es sah aus, als beobachtete er uns.

Schließlich verschwand er erneut. Fast eine Viertelstunde lang sahen wir ihn nicht mehr.

Doch plötzlich sprang er an der Backbordseite aus dem Wasser, ein Dutzend Fuß entfernt. Wasserkaskaden ergossen sich über das Floß. »Deckt die Fackeln ab!« rief T'Zshal. »Schützt die Lampen!« Das Licht backbord achtern verlöschte. Männer deckten die Fackeln mit ihren Körpern. Der Alte war erneut verschwunden.

»Vielleicht hat er aufgegeben«, sagte einer der Männer.

»Vielleicht«, erwiderte T'Zshal. Die anderen lachten.

»Aii!« kreischte ein Mann. Der Alte war ganz in seiner Nähe aufgestiegen. Der Mann sprang zurück. Der Fisch drehte sich herum, der gewaltige sichelähnliche Schwanz fegte über die Bordwand dahin, erfaßte das Bein des Mannes und drückte es gegen ein Salzfaß. Das Bein brach. Doch der Alte hatte es nicht auf den Mann abgesehen; der Schwanzhieb war vielmehr gegen den Lampenmast gerichtet gewesen, der weggefegt wurde. Brennendes Öl spritzte meterweit über das Wasser.

»Bringt die Lampen in die Mitte des Floßes«, schrie T'Zshal. »Stellt euch in den Rahmen der Salzfüßer!«

Einige Öllachen brannten kurze Zeit auf dem Wasser. Dann verlöschten sie. Der Mann mit dem gebrochenen Bein klammerte sich an ein Salzfaß; er äußerte keinen Laut.

»Ungeschickt, ungeschickt«, sagte T'Zshal.

Der Alte schwamm viermal um das Floß.

»Wenn du uns haben willst, mußt du uns schon holen!« rief T'Zshal über das Wasser. »Komm schon! Komm zu T'Zshal! Er wartet auf dich!«

Wieder setzte sich der Fisch in Bewegung.

»Vorsicht«, sagte ich zu T'Zshal.

Der mächtige Körper raste mit zuckendem Schwanz durch das Wasser. Unmittelbar vor der Bordkante des Floßes kam er hoch, drehte sich auf die Seite, stürzte mit aufgerissenem Maul herab,

hin und her peitschend, blindlings zubeißend. T'Zshal stach mit der langen Lanze fast direkt von vorn und versuchte das Monstrum zu treffen; die Spitze riß eine lange Wunde in die Flanke des Hais, fast einen Meter lang. Die Zähne packten T'Zshals weite Hose, drehten ihn herum, wirbelten ihn durch die Luft, zerrten das Tuch von seiner Hüfte. Erneut hieb T'Zshal mit der Lanze zu, trieb sie tief in den Schwanz des Monstrums, das sich nun von unserem Floß wälzte.

»Zündet eine Fackel an!« befahl T'Zshal. »Haltet sie hoch!«

Er hob die Lanze, zum Zustoßen bereit. Am linken Bein T'Zshals sah ich eine gezackte weiße Narbe, die sich fast um das ganze Bein zog und stellenweise ziemlich breit war.

»Wir sind alte Freunde, der Alte und ich!« sagte T'Zshal. »Komm zurück!«

T'Zshal und der Alte schienen wirklich alte Freunde zu sein. Ich fragte mich, wie viele Männer T'Zshals schon von dem Hai getötet worden waren. Vermutlich nicht wenige.

T'Zshal hielt die Lanze bereit. Niemand von uns sprach.

Die nun folgenden Ereignisse überraschten uns. Der Angriff kam ganz plötzlich von achtern. Plötzlich schrien einige Männer auf, Holz splitterte; der Hai tobte zwischen uns und traf die Männer, ein Schlag riß mich von den Füßen, Gestalten taumelten über Bord... Als der Spuk vorüber war, brannte nur noch eine einzige Lampe.

»Fackeln!« brüllte ich. An der Lampe wurden Fackeln entzündet. Wir sahen den Alten aus dem Wasser emporsteigen. Gut vier Meter hoch erhob sich der mächtige Körper aus dem Wasser, glitzernd von abperlendem Wasser, in den Fängen den Körper T'Zshals.

Ich sprang vom Floß, verschwand unter der Wasseroberfläche. Ehe ich mir die Gefahren meines Tuns klarmachte, hatte ich bereits die Flanke des Alten erreicht. Ähnlich wie bei den anderen Haigattungen auf Gor und auf der Erde waren die Zähne des Alten einwärts gebogen mit jedem Biß wird die Beute noch mehr festgehalten, die sich nur in Richtung zum Schlund hin lösen läßt. Kurz der Alte konnte seine Beute gar nicht loslassen, selbst wenn er gewollt hätte.

Ich packte die rechte Brustflosse des Ungeheuers. Der Hai tauchte in die Tiefe und rieb sich im Herumdrehen am Salz des Höhlenbodens. Doch ich klammerte mich fest. Ich bewegte eine

Hand auf das Maul zu. Das Maul war geöffnet und hielt T'Zshal fest. Ich vermochte nicht hineinzugreifen. Im nächsten Augenblick fegte das Ungeheuer wieder nach oben. Mich an der Flosse festklammernd, wurde ich zusammen mit dem Wesen in die Luft geschleudert. In meinen Augen und meiner Nase brannte das Salz; ich vermochte kaum etwas zu erkennen. Ich hatte einen vagen Eindruck von den Fackeln des Floßes auf dem Wasser, ich hörte die Schreie von Männern, doch schon stürzte der Fisch mit mir peitschend ins Wasser zurück. Gleichzeitig ließ sich der Hai herumrollen und hob mich erneut in die Luft. Ich schüttelte den Kopf, ließ die Flosse los und stürzte mich auf das Maul, das von T'Zshals Körper offengehalten wurde. Mein Arm drang in die Mundöffnung ein. Der Fisch drehte sich erneut. Ich mußte nachfassen und packte T'Zshals Körper. Ich vermochte, die Finger um T'Zshals Dolchgriff zu legen. Im nächsten Augenblick hatte ich die Waffe herausgezogen. Von neuem sprang der Fisch aus dem Wasser, und ich bohrte die Klinge mit wilden Hieben immer wieder in das Kiemengewebe unterhalb des Kiefers. Ich wußte nicht, wie viele Herzen so ein Tier besaß oder wo sie zu finden waren; hier war mit meinem Dolch also nichts auszurichten. Aber das Kiemengewebe ist äußerst empfindlich.

Wie rasend bewegte sich der mächtige Fisch hin und her; das Maul öffnete sich immer weiter, versuchte, das Opfer loszuwerden, doch die Zähne gaben es nicht frei. Daraufhin versuchte der Hai, den Körper T'Zshals durchzubeißen, doch seine Beute war festgekeilt, und das Ungeheuer vermochte keine rechte Kraft mehr aufzubringen. Langsam ließ das Zucken nach. Der Alte lebte noch, als ich von ihm fortgezogen wurde, als Hassan und ein anderer Mann mich aufs Floß zurückholten. Ich vermochte den Dolch nicht loszulassen. Hassan mußte gewaltsam meine Finger öffnen, die den Griff umklammert hielten. Ich lag auf dem Rücken in der Mitte des Floßes. In meiner Nähe lag T'Zshal ausgestreckt. Auf Händen und Knien kroch ich zu ihm.

»Du hast dich von dem Alten erwischen lassen«, sagte ich zu ihm.

»Ich habe mich etwas ungeschickt angestellt«, erwiderte er lächelnd.

An verschiedenen Stellen hing ihm das Fleisch in Fetzen vom Leib. Ich versuchte die Wunden zusammenzudrücken.

»Was ist mit dem Alten?« fragte T'Zshal.

»Er ist tot«; erwiderte ich.

Der mächtige Körper trieb mit dem fahlen Bauch nach oben im Wasser. Er war länger als das Floß.

»Gut«, sagte T'Zshal und schloß die Augen.

»Sucht mir die Lanze«, sagte ich. »Löst den Lederriemen vom Schaft. Außerdem brauche ich den Dolch.«

»Der ist nicht zu retten«, sagte Hassan. »Die Balken unter dem Körper des Hüttenmeisters waren feucht von Blut. Ich sah die Wunden im unruhigen Fackellicht über und hinter mir. An meinen Händen klebten Blut und Salz. Ich drückte das aufgerissene Fleisch zusammen, wo ich konnte.

»Ich hatte nicht gedacht, daß ein Mann so viel Blut besitzt«, sagte einer der Männer hinter mir.

»Hilf mir, Hassan«, sagte ich.

»Sei gnädig«, sagte Hassan. »Töte ihn.«

»Hilf mir.«

»Die Sache ist hoffnungslos«, sagte er.

»Wir haben Salz geteilt«, erinnerte ich ihn.

»Ich helfe dir«, sagte Hassan.

Ich benutzte den Dolch als eine Art Nadel und stach damit durch das Fleisch, verwendete die Lederstreifen von der Lanze als Fäden, während Hassan die klaffenden Wunden hielt so nähte ich das zerrissene blutige Fleisch vor mir wieder zusammen.

Einmal öffnete T'Zshal die Augen. »Laß mich sterben«, sagte er.

»Ich dachte, du hast einmal den Marsch nach Klima geschafft«, sagte ich.

»Aber ja!« erwiderte T'Zshal.

»Dann marschiere von neuem nach Klima«, sagte ich.

Der Hüttenmeister ballte die Fäuste. Kurz darauf schlief er ein.

»Ich«, sagte Hassan zu mir, »hätte dich nie in die Kaste der Lederarbeiter aufgenommen.«

Wir lachten. T'Zshal schlief.

»Was ist mit dem Alten?« fragte einer der Männer.

»Laß ihn treiben«, erwiderte ich. DieELTS hatten sich noch nicht an den toten Körper des Alten herangewagt. Nach einiger Zeit würde der Hunger sie nähertreiben, würde sie an der gewaltigen Masse herumnagen lassen, woraufhin dann das große Festmahl beginnen konnte.

»Zurück zu den Salzdocks«, sagte ich.

Die Männer griffen nach ihren Stangen. Das große Floß drehte sich und nahm langsam Fahrt auf.

-16-

»Was möchtest du dafür haben, daß du mir das Leben gerettet hast?« fragte T'Zshal.

»Wie kommt es«, wollte ich wissen, »daß dieses Gespräch in der Unterkunft des Salzmeisters stattfindet?«

Ich stand auf kühlen blaugelben Kacheln, in einem gewölbten Raum in der Unterkunft des Salzmeisters. Ich stand vor einer mit Laken verhüllten Couch, auf der T'Zshal lag. Wächter umringten uns. Neben mir stand Hassan.

»Ich bin der Sklavenmeister«, sagte T'Zshal. Angehörige der Kaste der Ärzte, die in Klima ebenfalls nur Sklaven waren, hielten sich in T'Zshals Nähe auf. »Wie lautet dein Wunsch?«

»Ich möchte meine Freiheit«, sagte ich. »Und Wasser.« Ich musterte T'Zshal. Er lag mit nacktem Oberkörper auf der Couch und gab sich keine Mühe, die entsetzlichen Wunden zu verhüllen, die ihn entstellten.

»Es gibt in Klima keine Kaiila«, sagte T'Zshal.

»Das ist mir bekannt.«

»Du willst zu Fuß durch die Wüste?«

»Ich habe woanders etwas Dringendes vor.«

»Du hast mir das Leben gerettet«, sagte T'Zshal. »Und als Gegenleistung forderst du nichts weiter als deinen Tod?«

»Nein«, sagte ich. »Ich bitte dich um meine Freiheit und um Wasser.«

»Du kennst die Wüste nicht.«

»Ich werde ihn begleiten«, sagte Hassan. »Auch ich bitte um Freiheit und Wasser. Auch ich habe Aufgaben außerhalb Klimas.«

»Du kennst die Wüste«, sagte er.

»Die Wüste ist meine Mutter und mein Vater«, sagte Hassan ein Sprichwort der Tahari.

»Und doch möchtest du Klima zu Fuß verlassen?«

»Verschaffe mir Kaiila«, sagte Hassan. »Ich werde dein Angebot nicht ablehnen.«

»Ich könnte euch beiden in Klima einen hohen Posten verschaffen«, sagte T'Zshal.

»Aber wir haben anderes zu tun«, sagte ich.

»Das ist euer letztes Wort?«

»Ja«, sagte ich.

»Ganz recht«, fiel Hassan ein.

»Also gut«, sagte T'Zshal. »Pflocht sie in der Sonne an.«

»Sleen!« fauchte Hassan.

Wächter packten uns von hinten.

Ich zerrte an dem Pflock, der mein rechtes Handgelenk festhielt.

»Beweg dich nicht«, sagte der Wächter. Ich spürte seine Lanzenspitze an der Kehle.

Er zog sich unter den Baldachin zurück, der ihm Schatten spendete. Er und ein Gefährte waren reichlich mit Wasser versorgt. Die beiden hatten ein Zarbrett zwischen sich auf der Salzkruste stehen, ein Spiel, das eine gewisse Ähnlichkeit mit Kaissa hat.

»Hassan«, sagte ich.

»Lieg still«, sagte ein Wächter. »Spar dir den Atem. Versuch zu überleben.«

Ich schwieg.

»Ah!« rief einer der Wächter. Er hatte einen Zug gemacht, der ihm gefiel.

Ich hielt die Lider geschlossen, damit mir die Sonne nicht das Augenlicht raubte.

Mir war kalt.

Ich bewegte den Pflock, an den ich gefesselt war, um einen Viertelzoll.

»Hassan?« fragte ich. »Lebst du noch?«

»Ja«, antwortete er aus der Nähe.

Man hatte uns auf der Salzkruste festgepflockt.

Die Sonne war untergegangen.

Unter der Taharisonne halten es manche Männer nur vier Stunden lang aus - auch Männer, die den Marsch nach Klima geschafft hatten.

Ganz in der Nähe hatte Wasser gestanden, doch wir hatten nichts davon bekommen. Unsere einzige Gesellschaft waren die Pflöcke. Dabei bewegte man sich so wenig wie möglich, denn man darf nicht schwitzen. Außerdem beschirmt man mit dem eigenen

Körper die Fläche, auf der man liegt. Die Oberflächentemperatur kann am Spätnachmittag bis auf achtzig Grad ansteigen.

Aber jetzt war es kalt. Über der Tahari war die Nacht angebrochen. Ich sah die Sterne und die drei Monde.

Die beiden Wächter waren verschwunden.

»Morgen um die Mittagsstunde leben wir nicht mehr«, sagte Hassan.

Von neuem bewegte ich den Pflock mit meinem rechten Handgelenk.

Langsam, Stück um Stück, zog ich ihn aus der Kruste.

Hassan hatte mir das Gesicht zugewendet.

»Sei still«, sagte ich.

Mit dem herausgezogenen Pflock in der rechten Hand ließ ich mich nach links rollen und beschäftigte mich mit der Salzkruste an meiner linken Hand. Ich hackte darauf herum, lockerte die Masse und vermochte nach einiger Zeit die Hand freizuziehen. Mit den Zähnen und der rechten Hand lockerte ich schließlich die Fesseln des linken Pflocks und machte anschließend auch meine Beine frei.

»Bring dich in Sicherheit«, sagte Hassan. »Ich kann nicht laufen.«

Ich befreite ihn von seinen Fesseln. Dann bückte ich mich und hob ihn hoch. Ich legte ihm zur Stütze den linken Arm um die Hüfte. Sein rechter Arm lag auf meiner Schulter.

Wir hoben den Blick.

Ein gutes Dutzend Männer umringte uns mit gezogenen Krummsäbeln eine dunkle Masse.

Ich packte den Pflock an meiner rechten Hand, um mich gegen die Klingen zu wehren.

Da traten die Männer auseinander und gaben den Blick frei auf T'Zshal, der in einer Art Sänfte herangetragen worden war.

Im Licht der Monde musterte er uns.

»Seid ihr noch immer entschlossen, in die Wüste zu gehen?« fragte er.

»Ja«, sagte ich.

»Euer Wasser steht bereit«, erwiderte er.

Zwei Männer, die an Jochen schwere Wasserbeutel trugen, traten vor.

»Wir haben mehrere Talubeutel zusammengenäht«, sagte T'Zshal.

Ich war sprachlos.

»Ich hatte gehofft, euch durch Sonne und Wassermangel abschrecken zu können ich wollte euch den Wahnsinn austreiben.«

»Du hast uns beigebracht, was es bedeutet, ohne Wasser der Sonne ausgesetzt zu sein.«

Er nickte. »Jedenfalls wißt ihr jetzt, worauf ihr euch einlaßt.« Er wandte sich an einen der Wächter. »Schneide ihm den Pflock ab«, befahl er und deutete auf meine rechte Hand. Anschließend winkte er einen anderen Wächter herbei, der uns aus einem kleineren Beutel mit Wasser versorgte.

Dann wurde der Beutel von Mann zu Mann gereicht eine einfache Zeremonie, die in der Wüste aber eine große Bedeutung hat.

»Natürlich bleibt ihr noch ein paar Tage lang in Klima«, sagte T'Zshal, »um wieder zu Kräften zu kommen.«

»Wir marschieren sofort ab«, sagte ich.

»Was ist mit ihm?« fragte T'Zshal und deutete auf Hassan.

»Ich kann gehen«, sagte Hassan und richtete sich auf. »Ich habe inzwischen Wasser bekommen.«

»Ja«, sagte T'Zshal. »Du bist wirklich ein Mann der Tahari.«

Ein Wächter reichte mir einen Beutel mit Nahrungsmitteln Trockenfrüchte, Kekse, Salz.

»Vielen Dank«, sagte ich. Damit hatten wir nicht gerechnet.

»Keine Ursache«, sagte er.

»Wenn deine Wunden geheilt sind«, wandte ich mich an T'Zshal, »willst du dann nicht deinerseits Klima verlassen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Seine Antwort habe ich bis heute nicht vergessen.

»Weil ich lieber der führende Mann in Klima bin als ein unbedeutender in Tor.«

»Ich wünsche dir alles Gute, T'Zshal, Salzmeister von Klima«, sagte ich. Hassan und ich machten kehrt und marschierten mit dem Wasser und den sonstigen Vorräten in die nächtliche Wüste hinaus.

Am Rande Klimas hielten wir inne. Aus dem Versteck in der Salzkruste nahm ich das verblaßte Stück Sklavenseide, das mir vor dem Marsch nach Klima in den Kragen gestopft worden war. Ich roch daran und hielt es Hassan hin.

»Man riecht das Parfüm noch immer«, sagte er.

»Vielleicht sollte ich das Ding den Männern von Klima überlassen«, meinte ich lächelnd.

»Nein«, erwiderte Hassan. »Die würden sich deswegen nur gegenseitig umbringen.«

Doch im Grunde wollte ich das Stück Stoff gar nicht verschenken. Ich wollte es einem Mädchen zurückgeben höchstpersönlich. Ich band mir den Fetzen um das linke Handgelenk. Dann marschierten wir unter den goreanischen Monden dahin. Klima blieb hinter uns zurück.

Einmal hielten wir inne, am Rande der großen flachen Senke, in der die Salzbergwerke liegen. Wir sahen Klima im Lichte der drei Monde schimmern. Dann setzten wir unseren Weg fort.

-17-

Ich hörte Hassan rufen. Ich hastete zu ihm. Er stand im Mondlicht am Hang einer riesigen Düne. Eine flache Felsformation, vom Winde freigeweht, erstreckte sich unter ihm.

»Ich habe es dort gesehen!« rief er. »Ich habe es gesehen!« Er deutete auf das Gestein. Der Wind ging darüber hin. Ich sah nichts. »Verrückt!« fuhr Hassan fort. »Dort ist gar nichts! Ich drehe durch!«

»Was hast du gesehen?« wollte ich wissen.

»Ein Ungeheuer!« sagte er, »Ein großes Ungeheuer. Es stand plötzlich aufrecht da. Die Arme waren unglaublich lang. Das Geschöpf sah mich an. Im nächsten Augenblick war es fort.« Er schüttelte den Kopf. »Aber wohin sollte es verschwunden sein? Hier gibt es doch gar keine Verstecke!«

»Du hast mir soeben einen Kur beschrieben«, sagte ich.

»Ich habe von diesen Wesen gehört«, erwiderte Hassan. »Handelt es sich dabei nicht um mythologische Geschöpfe aus Sagen und Überlieferungen?«

»Die Kurii gibt es wirklich«, versicherte ich.

»So ein Geschöpf könnte niemals in der Wüste leben«, meinte Hassan.

»Da hast du recht.«

»Es ist also seltsam, daß ich mir so ein Geschöpf in der Tahari eingebildet habe.«

Ich näherte mich dem Felsen und untersuchte ihn. Ich fand keine Spur von einem Ungeheuer. Der Wind hatte den Sand abgetragen, Fußspuren waren nicht zu erkennen.

»Wir wollen unsere Wanderung fortsetzen«, sagte Hassan, »ehe wir beide noch den Verstand verlieren.«

Ich hievte mir die Wasserlast auf die Schultern und folgte ihm.

Am Vortag hatten wir den letzten Proviant verzehrt. Doch wir hatten noch Wasser.

Plötzlich entdeckte Hassan fünf Vögel über uns am Himmel.

»Auf Hände und Knie!« befahl er. »Senk den Kopf!« Ich folgte seinem Beispiel. Zu meiner Überraschung begannen die Vögel über uns zu kreisen. Ich blickte empor. Es handelte sich um wilde Vulos, mit braunem Gefieder und langen Flügeln. Nach kurzer Zeit landeten sie wenige Meter von uns entfernt und beobachteten uns neugierig. Hassan schmatzte mit gesenktem Kopf rhythmisch auf seinen Handrücken, wobei er sich immer so bewegte, daß er die Vögel im Auge behalten konnte. Das Geräusch erinnerte entfernt an ein Tier, das Wasser schleckt.

Ein Krächzen ertönte, als er einen der Vögel packte, der sich zu nahe herangewagt hatte. Die anderen Vulos ergriffen die Flucht, während Hassan seiner Beute den Hals umdrehte. An diesem Abend genossen wir eine Fleischmahlzeit.

Wir waren schon zwölf Tage in der Wüste unterwegs, als ich plötzlich in einem Windhauch den Geruch ausmachte.

»Halt!« sagte ich zu Hassan. »Riechst du das?«

»Was?« fragte er.

»Jetzt ist es fort!«

»Was hast du gerochen?«

»Einen Kur.«

Er lachte. »Du bist ja genauso verrückt wie ich!«

Ich suchte die Dünen ringsum ab, die im Licht der Monde silbern schimmerten. Ich schob die Wasserbeutel auf meiner Schulter herum. Hassan stand in der Nähe. Er nahm seinen Wasserbeutel auf die linke Schulter.

»Hier ist nichts«, sagte er. »Wir wollen weitergehen.«

»Der Kur ist bei uns«, sagte ich. »Du hast dich vor ein paar Tagen nicht geirrt, als du das Wesen entdecktest.«

»Kein Kur kann in der Wüste leben.«

Ich sah mich um. »Er ist bei uns irgendwo dort draußen.«

»Komm«, sagte Hassan, »bald geht die Sonne auf.«

»Na schön.«

»Warum zögerst du?«

Ich sah mich um. »Wir sind nicht allein. Jemand begleitet uns auf unserer Wanderung.«

Hassan suchte mit den Augen die Dünen ab. »Ich sehe nichts.«

Wir setzten unsere Wanderung fort.

Hassans Ziel war nicht die Oase der Schlacht am Roten Felsen im Nordwesten Klimas, sondern die Oase der Vier Palmen, ein Vorposten der Kavars, der südlich vom Roten Felsen lag. Leider waren die Vier Palmen von Klima weiter entfernt als der Rote Felsen. Dennoch kam mir seine Entscheidung ganz vernünftig vor. Der Rote Felsen war eine Tashid-Oase unter der Oberherrschaft der Aretai also Feinde der Kavars. Außerdem lagen zwischen Klima und dem Roten Felsen die Bezirke, welche von Abdul, dem Salz-Ubar, kontrolliert wurden, dem Mann, der mir als Ibn Saran vorgestellt worden war. Unabhängig davon lagen die Vier Palmen zwar weiter entfernt, doch schien der Weg dorthin uns früher aus dem Dünenland herauszuführen als die Route zum Roten Felsen. Auf diese Weise erreichten wir schneller felsiges Terrain, wo man Wild und da und dort Wasser finden kann und wo öfter Nomadengruppen anzutreffen sind, die den Kavars nicht feindlich gegenüberstehen. Alles in allem hatten wir uns einen akzeptablen Weg ausgesucht, der dennoch nicht ohne Risiko war. Aber anders ging es nicht.

Ich folgte Hassan, der sich nach der Sonne und den Bewegungen bestimmter Vogelarten orientierte. Natürlich hatten wir keine technischen Hilfsmittel zur Verfügung, und es gab keine gekennzeichneten Wege, ebensowenig kannten wir die genaue Lage Klimas in bezug auf den Roten Felsen und die Vier Palmen.

Wir setzten alles auf eine Karte. Wir marschierten weiter. Die Alternative zum Risiko war nicht Sicherheit, sondern nur eine Gewißheit - die Gewißheit des Todes.

Eine Folge von Hassans Plan war die Tatsache, daß wir uns südwestlich von Klima für eine Weile in das unerschlossenste Gebiet des Dünenlandes begaben, weit entfernt von allen Salzrouten.

Heute ist mir klar, daß uns das Ungeheuer deswegen begleitete.

»Unser Wasser«, sagte ich zu Hassan, »reicht nur noch für vier Tage.«

»Zwei Tage halten wir es dann noch ohne Wasser aus.«

Wir hatten den Rand des Dünenlandes erreicht. Ich sah mich zwischen den schroffen Hügeln und dem kahlen Unterholz um.

»Wie weit haben wir noch?« fragte ich.

»Keine Ahnung«, erwiderte Hassan. »Vielleicht fünf Tage, vielleicht zehn.« Wir wußten nicht, an welcher Stelle wir das Dünengebiet verlassen hatten.

»Wir haben schon eine weite Strecke zurückgelegt«, sagte ich.

»Hast du den Wind bemerkt?« wollte Hassan wissen.

»Nein.«

»Aus welcher Richtung kommt er?«

»Aus Osten.«

»Wir haben Frühsommer.«

»Hat das eine Bedeutung?« fragte ich. Der Wind fühlte sich nicht viel anders an als der ständige Tahariwind nur die Richtung war neu.

Am vierzehnten Tag unserer Wanderung war der Wind umgesprungen.

»Ja«, sagte Hassan. »Das hat eine Bedeutung.«

Vor zwei Ahn war der Rand der Sonne über dem Horizont erschienen und beleuchtete nun die Gipfel der letzten Dünen. Vor einer Ahn hatte Hassan gesagt: »Es wird Zeit, sich einen Schutzgraben zu bauen.« Auf Händen und Knien hockend hatten wir in dem trockenen Boden gewühlt.

Der Graben war schließlich etwa vier Fuß tief und ziemlich schmal ausgefallen. Hassan und ich standen nun am Rande des Grabens und blickten nach Osten. »Ja«, sagte Hassan. »Der Wind hat eine Bedeutung.«

»Ich sehe nichts«, erwiderte ich. Sandkörner wurden mir ins Gesicht getrieben.

»Ich bin müde«, sagte Hassan. »Ich werde schlafen.«

Während Hassan schlief, blickte ich nach Osten. Dort zeigte sich nach einiger Zeit so etwas wie eine dünne Linie.

Erst als sie näher kam, begriff ich, daß es sich um eine Art Sandwoge handelte, die viele hundert Fuß hoch war und etwa hundert Pasang breit; der Himmel darüber war zuerst grau, dann

schwarz wie Rauch; dann konnte ich nicht mehr hinschauen, wenn ich nicht geblendet werden wollte. Ich mußte die Augen mit den Händen abschirmen und drehte mich mit dem Rücken zu der Erscheinung; ich duckte mich in den Graben. Der Wind tobte über uns dahin. Sand rieselte zwischen meinen zusammengepreßten Händen herab; wo ich den Sand entfernte, begann meine Haut zu bluten. Ich hob den Kopf. Der Himmel war verdüstert von Sand; ganze Büsche wirbelten wie aufgescheuchte Tabuks im heulenden Wind über meinen Kopf dahin. Ich saß in dem Graben, legte den Kopf zwischen die Arme, stützte die Arme auf die Knie. Ich lauschte dem Sturm. Endlich schlief ich ein. Gegen Abend erwachten Hassan und ich. Wir tranken Wasser. Der Sturm tobte mit unverminderter Heftigkeit. Wir konnten die Sterne nicht erkennen.

»Wie lange dauert so ein Sturm?« fragte ich.

Er zuckte die Achseln, wie es in der Tahari üblich ist. »Wer kann das wissen? Er kann viele Tage dauern.«

Kurz vor dem Morgengrauen erwachte ich wieder.

Dort stand es im wirbelnden Sand, hoch aufragend. Es blickte auf uns herab.

»Hassan!« rief ich.

Er erwachte sofort. Wir rappelten uns auf; unsere Füße waren im Sand vergraben, der Sturm peitschte unsere Rücken.

Das Wesen öffnete das riesige Maul und drehte den Kopf hin und her.

Es war sieben Fuß groß und stemmte sich in den Wind. Sand klebte an seinem Fell. Es sah mich an und hob einen langen Arm. Es deutete auf das Dünenland.

»Lauf!« schrie Hassan. Wir sprangen aus dem Graben, ließen uns in den Sturm rollen und kamen mühsam wieder auf die Füße. Wir duckten uns, versuchten das Gleichgewicht zu halten; der Graben erstreckte sich zwischen uns und dem stehenden Ungeheuer. Es lehnte im Wind, versuchte aber nicht näher zu kommen. Es sah mich an und deutete auf das Dünenland.

»Das Wasser«, sagte Hassan. »Das Wasser!«

Er stand über dem Graben, um mich zu decken. Ich ließ mich in die Vertiefung rutschen, wobei ich mich vorsichtig bewegte, um das Ungeheuer nicht zu provozieren. Dann hob ich die beiden Beutel hoch, Hassan nahm sie ab, und rückwärts gehend entfernten wir uns von dem Ungeheuer. Wind und Sand bestürmten uns.

Das Geschöpf rührte sich nicht, sondern starrte mich nur unverwandt an; der lange Arm deutete auf das Dünenland.

Schließlich machten Hassan und ich kehrt und stolperten los. Einmal verlor ich Hassan kurz aus den Augen und entdeckte ihn plötzlich knapp einen Meter von mir entfernt. Gemeinsam flohen wir. Das Ungeheuer verfolgte uns nicht.

-18-

»Es ist dort«, sagte Hassan. »Aber es wäre Wahnsinn, sich dem Geschöpf zu nähern.«

»Es hätte uns im Graben töten können«, gab ich zurück. »Aber das hat es nicht getan.«

Zu unserer Überraschung hatte der Sturm nachgelassen, nach kaum einem Tag. Die Landschaft schien sich unmerklich verändert zu haben; dennoch hatten wir keine Mühe, unseren Graben wiederzufinden. Wir waren in dem Sturm nicht weit gekommen etwa einen Pasang, ehe wir von den Füßen gerissen wurden, uns am Boden hinkauerten und unsere Köpfe und das Wasser zu schützen versuchten. Mit leichter Drehung nach Norden hatte der Sturm nachgelassen so plötzlich, wie er gekommen war.

»Es wird noch andere Stürme geben«, sagte Hassan. »Wir müssen uns absetzen, ehe es noch schlimmer wird.« »Ich kehre zum Graben zurück«, sagte ich. »Ich begleite dich.«

Von einer kleinen Anhöhe aus vermochten wir die Überreste des Grabens auszumachen, der fast völlig wieder aufgefüllt war. Die Sonne stand hoch am Himmel. Neben dem Graben, halb mit Sand bedeckt, lag der Kur.

Als wir uns dem Wesen näherten, drehte es den Kopf in unsere Richtung. »Es lebt noch«, sagte Hassan.

»Es scheint geschwächt zu sein«, bemerkte ich. »Wir sind ebenfalls geschwächt. Wir haben kaum noch die Kraft, unser Wasser zu tragen.« Wir gingen um den Kur herum, der die Augen schloß. Das lange Fell war sandverkrustet.

Ich hockte mich in seiner Nahe nieder. Das Geschöpf öffnete die Augen und sah mich an.

An der linken Vorderpfote oder Hand befand sich an einem der sechs Glieder ein schwerer Ring, der anscheinend aus Gold bestand.

Ein solches Schmuckstück hatte ich bisher noch bei keinem Kur gesehen. Arm und Beinreifen waren mir schon aufgefallen, auch Ohrschmuck, doch kein Ring, der um ein einzelnes Fingerglied paßte.

Kurii sind eitle Geschöpfe.

»Ich habe diesen Kur schon einmal gesehen«, sagte ich. Ich kannte das Wesen aus einem Verlies in Port Kar. Sechs Männer waren bei der Gefangennahme gestorben, ehe das Geschöpf in Samos' Haus gebracht werden konnte. Die sandigen Augen besaßen schwarze Pupillen, die Iris wirkte hell, die ledrige Schnauze machte einen trockenen Eindruck, die Lippen waren hochgezogen, die schwarze Zunge schien geschwollen zu sein. Daß dieser Kur auf dem Weg in die Wüste gewesen war, gehörte zu dem Rätsel, welches meine Reise in die Tahari ausgelöst hatte. Was hatte er in der Tahari zu suchen?

»Er wird bald sterben«, sagte Hassan. »Laß ihn in Ruhe.«

Ich blieb neben dem Kur hocken. »Er braucht Wasser«, sagte ich.

»Geh nicht näher ran!« warnte mich Hassan.

Es gibt wohl kaum einen schrecklicheren Gegner für den Menschen als die mächtigen Kurii wenn man von anderen Menschen absieht. Die Kurii und die Priesterkönige führten einen erbarmungslosen Krieg gegeneinander; dabei ging es um zwei Welten, zwei Planeten um Gor und die Erde. Die Menschen schienen nur unbedeutende Verbündete zu sein in dieser Auseinandersetzung wem sie auch dienen mochten.

Vor uns lag mein Feind, hilflos. »Töte ihn«, sagte Hassan.

»Dieses Geschöpf ist intelligent«, sagte ich. »Und es braucht Hilfe.«

»Hör mit diesem Wahnsinn auf!« drängte Hassan.

Ich hob den pelzigen Kopf, der gut einen Fuß durchmaß. Zwischen die scharfen Fangzähne schob ich die Tülle meines Wasserbeutels.

Die Klauen des Wesens hoben sich langsam und legten sich um den Wasserbeutel. Ich sah, wie sie Druck auf das Material ausübten; die mächtigen Klauen waren insgesamt mehr als fünfzehn Zoll breit. Das Wesen besaß sechs kurze Finger. Weich schimmerte der goldene Ring, der in der Mitte ein winziges Silberviereck

aufwies. »Heute früh«, sagte ich, »vor Anbruch des Tages, hätte uns der Kur mühelos töten und uns das Wasser abnehmen können. Aber er hat es nicht getan.« Hassan antwortete nicht.

Langsam richtete der Kur sich auf. Ich schloß den Beutel, in dem nicht mehr viel Wasser verblieben war. Für einen Menschen reichte es gerade noch einen Tag.

Hassan trat einen Schritt zurück.

Der Kur wandte sich von uns ab. Langsam hob er den Kopf, als spüre er das Wasser durch seinen Körper rieseln. Es war ein erschreckender Anblick, vermittelte er uns doch das Gefühl, das Wesen erwache jetzt zum Leben. Und ein Kur im Vollbesitz seiner Kräfte ist schrecklich.

»Du bist wahnsinnig!« flüsterte Hassan. »Die Wüste hätte das Geschöpf für dich getötet.«

»Es hat uns nicht getötet, als es dazu in der Lage war. Es hat uns nicht das Wasser abgenommen.«

»Die Wüste, der Sturm das hat ihm den Geist verwirrt«, sagte Hassan.

»Aber jetzt reagiert es bestimmt normal.«

Ich beobachtete den Kur, der auf alle viere niederging, ehe er sich in eine halb geduckte Position erhob, leicht auf die Knöchel seiner Hände gestützt. Das Geschöpf ließ sich plötzlich durch den Sand rollen und stand wieder auf. Es streckte uns eine Tatze entgegen; darin baumelte ein ausgerissener Busch mit langen Wurzeln.

Der Kur schleuderte die Pflanze von sich, sprang in den Sand und hieb mit der rechten Faust in den Sand. Dann fuhr er die mächtigen Krallen aus und schaufelte damit durch den Sand, den er hinter sich schleuderte. Dann richtete er sich auf, heulte, ging wieder auf alle viere nieder und drehte sich in unsere Richtung. Seine Augen wirkten nun grellgelb. An der Schnauze zeigte sich eine Schweißschicht. Die Zunge fuhr über die Lippen, die wieder feucht waren.

Wenige Fuß vor uns hielt der Kur inne. Ich wußte, daß er zwei unbewaffnete Männer mühelos töten konnte.

Doch er griff nicht an. Statt dessen sah er mich an und deutete auf das Dünenland.

Dann richtete er sich auf; vielleicht wollte er mehr wie ein Mensch aussehen. Dabei fiel mir auf, daß das Geschöpf an mehreren Stellen verwundet worden war. Da und dort wies das Fell

Narben und Schnitte auf wie von Krummsäbeln, erst halb verheilt. Das Wesen schien einmal viel Blut verloren zu haben.

»Ich kenne diesen Kur«, sagte ich und betrachtete das Wesen.

»Verstehst du mich?«

Das Geschöpf ließ sich nicht anmerken, ob es mich verstanden hatte.

»Dieses Wesen habe ich aus einem Verlies in Port Kar befreien lassen«, sagte ich zu Hassan. »In einem Hof in Tor hatten sich mehrere Männer auf die Lauer gelegt, um mich umzubringen. Doch sie wurden auf eine Weise vernichtet, wie es nur ein Kur vermag. Später saß ich in der Oase der Neun Brunnen im Gefängnis da kam mir ein Kur zu Hilfe, den ich aber seltsamerweise nicht sehen konnte. Er hätte mich mühelos umbringen können, da ich hilflos angekettet war. Doch er tötete mich nicht. Vielleicht hatte er die Absicht, mich zu befreien. Doch Ibn Saran und seine Männer stürmten in die Zelle. Das Geschöpf saß in der Falle und wurde schwer verwundet. Ibn Saran sagte mir hinterher, er hätte das Ungeheuer umgebracht. Aber das stimmte nicht, denn dies ist derselbe Kur. Ich kenne ihn, Hassan. Er ist mein Verbündeter vielleicht nur im Augenblick, doch steht er eindeutig auf meiner Seite. So seltsam sich das auch anhören mag, Hassan, ich glaube, daß wir im Augenblick ein gemeinsames Ziel haben.«

»Ein Mensch und ein Kur!« sagte Hassan. »Unmöglich!«

Der Kur deutete auf das Dünenland.

Ich wandte mich an Hassan. »Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich.

»Es ist Wahnsinn, ins Dünenland zurückzukehren«, sagte er. »Wir haben fast kein Wasser mehr.«

»Versuche die Vier Palmen zu erreichen«, sagte ich. »Deine Loyalität gehört dem Stamm. Es wird bald Krieg geben in der Tahari. Wenn die Kavars in den Kampf reiten, mußt du bei ihnen sein.«

»Du stellst mich vor eine schwere Wahl«, sagte Hassan. »Vor die Wahl zwischen meinem Bruder und meinem Stamm.« Nach kurzem Schweigen sagte er: »Ich bin ein Mann der Tahari. Ich muß meinen Bruder wählen.«

»Das Wasser entscheidet diese Frage«, sagte ich. »Dein Stamm wartet auf dich.«

Hassan blickte auf den Kur und schließlich auf mich. Dann sah er mich an. »Ich wünsche dir alles Gute, mein Bruder«, sagte er

und lächelte. »Mögen deine Wasserbeutel niemals leer sein. Auf daß du immer Wasser hast.«

»Mögen deine Wasserbeutel niemals leer sein«, erwiderte ich. »Auf daß du immer Wasser hast.«

Hassan wandte sich ab. Meine besten Wünsche begleiteten ihn. Ich hoffte, daß er die Oase der Vier Palmen erreichte.

Der Kur hatte sich bereits in Bewegung gesetzt; mit mächtigen trabenden Schritten zog er los, näherte er sich der langen ungleichmäßigen Kette der Dünen, die sich zu unserer Linken erstreckte. Ich folgte ihm.

-19-

Der Kur war ein unglaubliches Tier. Ohne seine Hilfe hätte ich nicht überlebt. Unser Wasservorrat war am nächsten Tag erschöpft.

Der Kur hatte zwar auf das Dünenland gedeutet, doch zu meiner Überraschung führte er mich parallel zu den Dünen dahin, durch ganz normales Tahargebiet. Ich erkannte schnell, daß er auf sein unbekanntes Ziel gedeutet hatte, das im Dünenland lag, als wüßte ich, worum es sich dabei handelte; klugerweise wählte er jedoch einen Weg, der parallel zum Dünengebiet verlief, bis wir einen bestimmten Punkt erreichten, an dem wir abbiegen und in die gefährliche Region vordringen konnten.

»Das Wasser ist alle«, sagte ich zu ihm und hielt den schlaffen Beutel empor, um ihm zu zeigen, daß keine Flüssigkeit mehr darin war. Nach der ersten Labsal am Graben hatte er kein Wasser mehr bekommen. Der Kur beobachtete eine Gruppe von Vögeln. Er folgte ihnen einen Tag lang und fand schließlich ihr Wasser. Es war ziemlich trübe; dennoch tranken wir durstig davon. Ich füllte den Wasserbeutel, den ich mitgebracht hatte. Wir töteten vier Vögel und aßen sie roh. Der Kur fing einige kleine Felsentharlarion, die uns ebenfalls als Nahrung dienten. Dann setzten wir unsere Reise fort. Ich trank viel, denn der Kur schien es eilig zu haben. Eigentlich mußte er wissen, daß man nur in der Nacht wandern durfte; dennoch schien das Wesen niemals zu ermüden und drängte ständig weiter,

als brauchte ich nicht zu essen oder müßte gar nicht schlafen. Wußte es nicht, daß ich kein Kur war? Sein Fell schützte ihn ganz gut vor der Sonne. Er schritt Tag und Nacht aus, was jedoch über meine Kräfte ging. Ungeduldig hockte er neben mir, wenn ich in den Sand sank, um zu schlafen. Schon nach einer Ahn weckte er mich wieder und deutete auf die Sonne, als wollte er mich darauf hinweisen, wie schnell die Zeit verging. Er schien es wirklich eilig zu haben. Auch bei einem Wesen seiner Statur mußte sich die Hitze, die Sonne, der Wasser und Nahrungsmangel schlimm auswirken. Seine Wunden schmerzten bestimmt. Zweimal sah ich, daß er die Krusten der frischen Narben beleckte. Doch dabei schritt er langsam weiter aus, als liege ein ungeheurer Zwang auf ihm. Ich war sicher, daß er uns beide umbringen würde. Die Wüste darf man nicht herausfordern. Sie ist hart und unbittlich, wie ein Stein oder ein heißer Ofen.

»Ich brauche Wasser«, sagte ich zu dem Kur.

Der Kur hielt acht Finger in die Höhe und deutete auf die Sonne. Ich begriff nicht, was er wollte.

Unser Marsch ging weiter. Eine Ahn später wurde der Kur unruhig; seine Nüstern bebten, und er schien am Boden zu schnüffeln. Er deutete auf den Sand und sah mich an, als müßte ich ihn verstehen. Natürlich begriff ich nichts. Er schaute zur Sonne empor und dann auf mich, als überlege er, wie er handeln solle. Dann entfernte er sich mit schnellen Schritten von unserem ursprünglichen Weg. Dann erkannte ich, daß er einer Spur folgte, deren Witterung meine abgestumpfte Nase nicht zu erfassen vermochte. Vor einem Tümpel mit übelriechendem Wasser legten wir uns auf den Boden, tranken gierig und füllten erneut unseren Beutel. Am Wasserloch lag ein halbverzehrter Tabuk. Der Kur roch an dem Kadaver und verhinderte, daß ich bestimmte Fleischstücke aß. Er wies auf Stellen, die genießbar waren. Er selbst brach sich eine Keule ab und riß mit spitzen Zähnen das Fleisch vom Knochen.

Dann führte mich der Kur weiter. Mit vollem Magen folgte ich ihm, obwohl bei meiner Erschöpfung jeder Schritt zur Qual wurde.

Er kehrte zum ursprünglichen Weg zurück.

Am nächsten Morgen deutete er auf die Sonne und hielt mir sieben Finger entgegen. Dennoch ließ er es zu, daß ich mich im Schutze eines Felsens niederlegte, und wachte über mich. Am Abend setzten wir den anstrengenden Marsch fort. Die Rast hatte

mir gut getan. Am nächsten Morgen deutete er zur Sonne und hielt sechs Finger hoch. Seine Mission, worum es sich auch handeln mochte, mußte anscheinend in sechs Tagen erledigt sein. Aus diesem Grund trieb er uns beide zur Eile an.

Der Kur wurde allmählich langsamer und trank mehr. Vermutlich machten sich seine Wunden unangenehm bemerkbar. Er schien es nicht mehr riskieren zu wollen, unseren Weg zu verlassen, um Wasser zu finden. Das Wesen schien sich immer mehr in die Enge getrieben zu fühlen. Vielleicht fürchtete es, sein Ziel zu verpassen oder es zu spät zu erreichen. Mit der eigenen Schwäche hatte es nicht gerechnet. Die Lederstreifen um meine Füße waren zerfetzt; doch nicht meine Fußstapfen waren blutig, sondern die des Kurs. Unaufhaltsam schritt er aus.

Und dann war das Wasser aufgebraucht. Am Morgen hatte der Kur zur Sonne gedeutet und mir fünf Finger gezeigt. Wir brachten den Tag ohne Wasser hinter uns.

Am nächsten Tag fanden wir eine Stelle, über der Fliegen schwirrten. Mit seinen gewaltigen Klauen begann der Kur zu graben. Gut vier Fuß unter der Erde stießen wir auf feuchten Boden. Wir drückten die Masse durch das Stoffstück, das ich um mein Handgelenk gebunden hatte, und sammelten das Wasser in seinen zusammengelegten Handflächen. Der Kur überließ mir den größten Teil davon und leckte nur die Überreste aus seinen feuchten Handflächen. Am Abend stießen wir an einer anderen Stelle auf einen schmalen Streifen eingetrockneten Schlamm das Bett eines ausgetrockneten Bachs. Wir folgten ihm, bis wir einen flachen trockenen Teich erreichten. Wir fanden Schnecken im Sand, knackten die Schneckenhäuser auf und saugten die stinkende, unappetitliche Flüssigkeit aus. Ich mußte mich zuerst übergeben, doch dann war mein Hunger stärker. Wieder überließ mir der Kur den größten Teil.

Wir kehrten an die Stelle zurück, an der wir von unserem Weg abgebogen waren, und marschierten weiter.

Am nächsten Morgen reckte der Kur nur noch drei Finger empor. Ich wollte ausruhen, er drängte zur Eile. Wie betäubt folgte ich seinen blutigen Spuren.

Mir war elend. Ich hatte kein Interesse mehr am Essen und fühlte mich seltsam heiß. Meine Stirn war trocken und unnatürlich warm. Einmal stürzte ich, und der Kur wartete geduldig, bis

ich mich wieder aufgerappelt hatte. »Mir ist schwindlig!« rief ich ihm zu. »Warte!« Ich blieb stehen und wartete darauf, daß der Schwindelanfall nachließ. Kopfschmerzen überfielen mich. Ich stellte einen Fuß vor den anderen, folgte der Gestalt des Kur. Es fühlte sich seltsam an, keinen Speichel mehr im Mund zu haben. Meine Augen waren trocken. Zwischen Augen und Lidern schienen sich Sandkörner zu befinden; ebenso in meiner Mundhöhle. Meine Lippen wurden wund und begannen zu schmerzen. Die Zunge fühlte sich riesig an; ihre Haut schien sich abzupellen. Krämpfe machten sich bemerkbar im Magen wie auch in Armen und Beinen. Ich blickte mich um und sah Wasser schimmern doch ich wußte, daß das nur Halluzinationen waren.

»Ich kann nicht mehr!« sagte ich.

Der Kur musterte mich, duckte sich nieder. Er deutete nun nach rechts - zum erstenmal. Er deutete direkt nach Osten auf die Dünen zu.

Offenbar hatten wir die Stelle erreicht, da wir das Dünenland betreten sollten.

Ich starrte auf die Dünen, über denen die Hitze flimmerte. Wahnsinn, sich in dieses Gebiet zu wagen.

»Ich kann nicht mehr«, wiederholte ich.

Der Kur kam auf mich zu. Ich sah ihn an. Er packte meine Arme und warf mich vor sich in den Sand. Ich hörte, wie er den Wasserbeutel nahm und in Streifen riß. Gleich darauf zerrte er mir die Hände auf den Rücken und fesselte sie. Das gleiche passierte mit meinen Fußgelenken. Mit anderen Resten des Wasserbeutels umwickelte der Kur seine Füße, um sie vor dem Sand zu schützen. Aus den Resten drehte er eine Art Schnur, die er mir um den Hals legte. Dann zerrte er mich hoch, wobei ich fast erwürgt wurde. Der Kur wandte sich den Dünen zu und zerrte mich als seinen Gefangenen mit.

»Du bist ja verrückt!« wollte ich ihm zuschreien. Doch ich konnte nur noch flüstern und vermochte kaum noch meine eigene Stimme zu hören. Der Wind peitschte über den Sand.

Ich bin nach Klima marschiert, sagte ich mir. Nun marschiere ich von neuem nach Klima. Doch auf dem Marsch nach Klima hatte ich Wasser und Salz bekommen.

Irgendwann am Spätnachmittag muß ich das Bewußtsein verloren haben. Ich träumte von den Bädern in Ar und Turia.

Ich erwachte in der Nacht. Meine Fesseln waren verschwunden. Ich lag in den Armen des Kur, der sich zwischen den silbrig

schimmernden Dünen bewegte. Er schritt langsam aus; auf dem rechten Fuß schien er zu lahmen. Ich wurde gegen die Wunden an seiner Brust gedrückt. Sie hatten sich wieder geöffnet, doch sie bluteten nicht.

Ich schlief von neuem ein. Als ich das nächstmal erwachte, stand die Morgendämmerung bevor. Der Kur lag in meiner Nähe, halb mit Sand bedeckt; er schlief. Unsicher erhob ich mich und sank von neuem in den Sand. Ich konnte nicht mehr stehen!

Schließlich hockte ich im Sand, mit dem Rücken an einen Hang gelehnt. Ich beobachtete den Kur ein bewundernswert kraftvolles Ungeheuer, das hier in der Wüste an seinen Wunden elend zugrundeging. Es war schwach, erschöpft. Das Fell hing schlaff an dem mächtigen Knochengerüst. Der Kur war nur noch ein Schatten seiner früheren mächtigen Erscheinung. Ich fragte mich, von welchem Zwang dieses Wesen angetrieben wurde. Es hatte den Mut, sich gegen die Wüste aufzulehnen. Sein Fell war verfilzt und glanzlos, die Schnauze wirkte ausgetrocknet und seltsam grau, Maul und Lippen waren aufgesprungen und mit Sand bedeckt, ebenso wie Nüstern und Augen. Das Geschöpf lag zusammengekrümmt am Boden und wandte dem Wind den Rücken zu, wie etwas Fortgeworfenes, das nicht mehr gebraucht wird. Das stolze Geschöpf hatte sich gegen die Wüste aufgelehnt und stand im Begriff, den Kampf zu verlieren. Welcher Preis lohnte dieses Risiko? Die Sonne stieg am Himmel empor.

Das Ungeheuer kam schwerfällig auf die Füße und schüttelte den Sand aus dem Fell. Schwankend stand es vor mir.

»Geh ohne mich weiter«, sagte ich. »Ich kann nicht mehr. Und du kannst mich nicht mehr tragen.«

Der Kur hob seinen langen Arm und deutete auf die Sonne. Dann hob er zwei Finger. Er musterte mich lange. Schließlich drehte er sich um und beugte seinen Kopf über die zusammengelegten Hände. Als er sich wieder zu mir umwandte, erblickte ich in der Schale der zusammengelegten Hände eine übelriechende Flüssigkeit. Ich zwängte den Kopf gegen die Hände und trank mit zitternden Händen. Viermal wiederholte das Ungeheuer den Vorgang. Es war Wasser aus dem letzten großen Wasserloch, neben dem der halb aufgeessene Tabuk gelegen hatte. Das Monstrum hatte diese Flüssigkeit in einem Vorratsmagen aufbewahrt. Auf diese Weise spendete es mir Wasser aus dem eigenen Körper, damit

ich nicht starb. Ein fünftes Mal versuchte mir der Kur Wasser zu geben, doch es kam nichts mehr.

»Ich kann wieder gehen«, sagte ich. »Du brauchst mich nicht zu tragen. Ich komme mit, so weit ich kann.«

Doch das Ungeheuer machte mir ein Zeichen, daß ich mich ausruhen sollte. Dann stellte es sich zwischen mich und die Sonne, und ich legte mich in seinem Schatten schlafen.

Ich träumte von dem Ring, den er am zweiten Finger der linken Hand trug.

Als die Monde hoch am Himmel standen, erwachte ich. Unser Marsch ging weiter. Langsam humpelte der Kur vor mir her. Sein ausgetrockneter Körper schien dem Ende nahe zu sein.

Ich kannte seine Motive nicht, doch bewunderte ich seine Ausdauer.

In seiner Gegenwart spürte ich etwas von der Willenskraft und Erhabenheit des Kur. Diese Wesen waren wirklich hervorragende Gegner der Priesterkönige und der Menschen. Unwillkürlich stellte ich mir die Frage, ob die Priesterkönige und die Menschen dieses Feindes überhaupt würdig waren.

Das Wesen sank während der Nacht oft zu Boden. Seine Kräfte ließen spürbar nach. Immer wieder mußte ich darauf warten, daß es auf die Füße kam.

Gegen Morgen legten wir eine Rast ein. Nach einer Ahn versuchte sich der Kur aufzurichten, doch seine Kräfte versagten. Er blickte zur Sonne empor und zeichnete eine einzelne kurze Linie in den Sand.

Hoffnungslos ballte er die Faust und verwischte das Zeichen damit.

Dann sank er zusammen.

Ich nahm schon an, daß er sterben würde aber das war ein Irrtum. Ab und zu legte ich ihm das Ohr auf die Brust und glaubte das große Herz schlagen zu hören schwach und unregelmäßig, wie das Ballen einer schwachen Faust.

In der Nacht traf ich meine Vorbereitungen, den Kur zu begraben. Ich hob mit letzter Kraft eine Grube aus und wartete darauf, daß er starb.

Ich fand es schade, daß ich keinen würdigen Grabstein für ihn hatte.

Als die Monde am Himmel standen, neigte er den Kopf zurück und entblöste die Fangzähne. Zu meinem Entsetzen kam er von neuem taumelnd hoch. Er schüttelte den Sand von seinem Körper und wanderte weiter. Ehrfurchtsvoll folgte ich ihm.

Am Morgen machte er keine Anstalten, eine Pause einzulegen. Vielmehr deutete er von neuem auf die Sonne, diesmal mit geschlossener Faust. Ich verstand nicht, was er meinte. Doch plötzlich sträubten sich meine Nackenhaare. Er hatte mir einen Eindruck von der verstreichenden Zeit geben wollen er hatte auf die Sonne gedeutet und mit den erhobenen Fingern Tage angezeigt. Entsetzt machte ich mir klar, was die geschlossene Faust bedeuten mußte: wir hatten keine Tage mehr übrig. Dies war der letzte Tag. Dies war der letzte Tag dieser Welt.

>Gebt Gor auf<, das war die Botschaft der Kuriischiffe an das Sardargebirge gewesen, ein Ultimatum. Die Priesterkönige hatten ratlos darauf reagiert und zurückgefragt. In ihrem vernunftbetonten Denken waren sie nicht auf den rücksichtslosen Plan gekommen, der hinter den Aktionen der Kurii steckte. Ich ahnte, daß es auch im Volk der Kurii verschiedene politische Gruppen gab. Nach dem Mißlingen des Vorstoßes in Torvaldsland war vielleicht eine Partei oder ein Stamm entmachtet worden. Ein frischer Wind schien zu wehen bei den Feinden des Sardargebirges ein neues Denken schien sich dort durchzusetzen, eine Interessengruppe, die sich nichts daraus machte, im Notfall eine ganze Welt zu opfern, um eine zweite zu erringen.

Die Sklavenflüge hatten aufgehört. Zweifellos hatte man alle wichtigen Leute von Gor evakuiert, besonders solche, die die irdischen Sprachen beherrschten. Andere, die keine Ahnung hatten von der schrecklichen Strategie des interplanetarischen Krieges, mußten zurück bleiben. Selbst der brillante Ibn Saran zählte nicht zu den Aufgeklärten, so wichtig er auch sonst für die Kurii sein mochte. Ich begann zu ahnen, daß Gor vernichtet werden sollte. Eine ganze Welt sollte untergehen, damit eine zweite Welt, die Erde, den Angriffen der Raumschiffflotten ungeschützt ausgesetzt war. Besser eine Welt als keine.

Obwohl inzwischen die Hitze des Taharimittags brütete, legte das Ungeheuer keine Rast ein. Am späten Nachmittag stieß das Wesen einen Wutschrei aus.

Der Wind hatte sich erneut nach Osten gedreht. Der Himmel verdüsterte sich. Innerhalb weniger Sekunden setzte der Sturm ein. Der Kur schritt durch den tobenden Sand. Ich hielt mich am Fell seines Armes fest und versuchte auf den Beinen zu bleiben. Plötzlich blieb der Kur stehen und stemmte sich gegen den Wind.

Ich öffnete die Augen und sah einen Stahlzylinder vor mir, kaum dreißig Meter entfernt, sofort wieder verhüllt von den Staubwolken. Das Gebilde war halb im Sand vergraben. Der Durchmesser war etwa drei Meter, die freiliegende Länge mochte zwölf Meter betragen; am oberen Ende sah ich ein Bündel Schubkammern. Ein Raumschiff, das hier abgestürzt war! Ich spürte, wie sich die Hand des Kur um meinen Arm schloß.

Was ich nun beobachten konnte, ist schwierig zu beschreiben. Der Kur neben mir ließ meinen Arm los. Mit der linken Hand zog er den Ring von seiner Rechten und drehte die Silberplatte daran nach innen. Darunter befand sich ein Knopf, den er hineindrückte. Eine Sekunde lang schien das Wesen im Sand zu flimmern im nächsten Augenblick sah ich nur noch den Sand, der erbarmungslos vor dem Sturm hergepeitscht wurde. Ich war allein.

Ich erkannte, daß das Wesen sich in der Nähe des Turms auf die Jagd begeben hatte. Auf Händen und Knien kroch ich in die Richtung des Schiffes. Wieder sah ich es einige Sekunden lang. Es schien sich um eine recht primitive Konstruktion zu handeln. Die Schubkammern wiesen auf einen chemischen Antrieb hin. Das Schiff war nicht scheibenförmig. Vielleicht handelte es sich um einen alten Kahn, der hier nur dazu diente, eine Vernichtungsmaschine zu beherbergen.

Ich begann zu zittern, als ich an die Kräfte dachte, die in jenem Stahlzylinder schlummern mochten.

Ich wollte in den Sturm hinauslaufen, fort von dem Ding, doch ich wußte, daß es nirgendwo auf Gor Schutz vor diesem Schiff gab. >Vorsicht vor dem Stahlurm<, das hatte auf dem Felsen gestanden. Der Zylinder war eine Waffe, gegen die Schläfe einer Welt gedrückt, darauf eingestellt, bei Beginn der Dunkelheit zu detonieren.

Ich glaubte im Toben des Windes das Schreien von Männern zu hören, doch ich konnte mich auch täuschen. Dann vernahm ich das Heulen eines Kur und vier heftige Explosionen.

Schließlich war nur noch der Wind zu hören.

Ich wartete gut eine ViertelAhn lang. Dann spürte ich das Wesen in meiner Nähe. Die Luft begann zu flimmern. Der Kur taumelte. Seine Klauen waren rot; im linken Bein hatte er ein Loch, in der Brust drei faustgroße Löcher. Er stöhnte, dann wandte er mir den Rücken zu, und ich sah, daß die Löcher durch den ganzen Körper gingen. Es roch nach verbranntem Fleisch. Der Kur sank

in den Sand. Ich kniete über ihm. Das Geschöpf öffnete die Augen.

»Ist die Arbeit getan?« fragte ich. »Hast du dein Ziel erreicht?«

Mit der blutigen Pfote zog das Wesen den Ring vom Finger und hielt ihn mir hin. Das Schmuckstück war blutbedeckt vermutlich vom Blut der Männer, die der Kur getötet hatte. Dieser Ring war nicht für menschliche Finger gedacht; er war viel zu groß. Der Kur drückte mir das Schmuckstück in die Hand. Mit einem Stück Lederschnur, die ich von meiner Fußbekleidung löste, befestigte ich ihn um meinen Hals.

Das Ungeheuer lag im Sand und verblutete. Wahrscheinlich hatte es nicht mehr viel Blut. Die Geschosse, die seinen Körper durchschlugen, hatten die Wundränder verbrannt. Der Sand unter dem Tier färbte sich rot. Ich löste meinen Fußschutz, um die Wunden damit abzudecken, doch der Kur stieß mich fort. Er hob einen Arm in die Richtung, in der sich die Sonne befinden mußte.

Unsicher stand ich neben dem sterbenden Wesen. Dann marschierte ich durch den Sturm auf das Schiff zu.

Neben dem Stahlurm fand ich die Überreste eines Unterstandes aus Steinen und Leinenplanen. Einige Männer lagen im Sand; sie lebten nicht mehr. Ich erstarrte, als ich im wirbelnden Sand einen zweiten Kur entdeckte. Er war bewaffnet. In der rechten Hand hielt er ein kleines Gerät. Das Wesen hatte sich hingekauert und starrte angestrengt in den Sturm.

Es verblüffte mich, einen Kur bei dem Schiff anzutreffen. Der Kur, mit dem ich gekommen war, hatte wohl ebenfalls nicht damit gerechnet. Die Kurii sind ebensowenig wie die Menschen bereit, Selbstmord zu begehen. Dennoch bewachte ein Kur das Schiff. Sicher war er fest entschlossen, seine Aufgabe zu erfüllen. Offensichtlich war er bereit, sein Leben zu opfern bei dem Versuch, die Anordnungen seiner Vorgesetzten durchzusetzen. Das Wesen wandte sich in meine Richtung.

Ich sah, wie es den Arm hob, und warf mich zur Seite. Ein Felsbrocken in meiner Nähe zerplatzte in zwei Teile, gleichzeitig hörte ich die Explosion der Waffe.

Den Kur schien mein Auftauchen zu verblüffen. Er hatte nicht damit gerechnet, hier einen Menschen anzutreffen. Vielleicht führte dies dazu, daß er sein Ziel verfehlte. Im nächsten Augenblick schloß sich der Sandvorhang wieder zwischen uns. Ich kroch

seitlich davon. Noch zweimal sah ich die große Gestalt doch er entdeckte mich nicht. Als ich ihn das nächstemal erblickte, starrte er geduckt in meine Richtung. Ich wich zurück. Er kam näher, ohne zu schießen. Er hielt die Waffe von sich ab und versuchte im Gleichgewicht zu bleiben. Ich vermutete, daß seine Waffe nur eine begrenzte Anzahl von Schüssen hergab; es schien sich nicht um eine Strahlenpistole zu handeln, sondern um eine Patronenwaffe. Plötzlich spürte ich das Metall des Schiffes in meinem Rücken. Das Ungeheuer kam auf mich zu. Ich sah, wie es die Lippen hob. Mit beiden Pfoten richtete es die Waffe auf mich; ich drückte den Ring, der um meinen Hals hing. Er enthielt eine Vorrichtung zur Ablenkung des Lichts, hüllte seinen Träger mit einem Feld ein. Unsere Augen nehmen Lichtquellen wahr, die von verschiedenen beschaffenen Oberflächen reflektiert werden. Das Feld, das mich umgab, lenkte diese Wellen ab und führte sie zu ihrem ursprünglichen Muster zurück, wodurch Dinge, die sich hinter mir befanden, sichtbar gemacht wurden. Ein solches Gerät wäre bei den Priesterkönigen ziemlich nutzlos gewesen, denn sie verlassen sich kaum auf ihre visuellen Sensoren. Bei den Kurii war ich mir über die Anwendungsmöglichkeiten noch nicht im klaren. Die Kurii sind wie die Menschen visuell orientiert, doch ihr Gehör und ihre Nase sind erheblich höher entwickelt.

Plötzlich sah ich den Kur wie durch ein rotes Licht. Er fuhr zusammen, als er mich nicht mehr sehen konnte, und zögerte einen Sekundenbruchteil.

Ich sprang zur Seite. Das Geschloß traf die Schiffswand, in der plötzlich ein Loch gähnte; einige Tropfen geschmolzenes Metall liefen an der Außenwand herab.

Ich wußte nicht, wie viele Schüsse die Waffe des Kur enthielt. Außerdem war ich unbewaffnet. Das Heulen des Sturms verdeckte die Geräusche meiner Bewegungen; die heftigen Windstöße mußten meine Witterung zerfetzen, so daß der Kur sicher nur bruchstückhafte Eindrücke erhielt. Er konnte mich jedenfalls im Augenblick nicht aufspüren. Ich sah ihn ein gutes Stück von mir entfernt; mit erhobener Waffe drehte er sich im Kreis.

Mir war unerklärlich, warum der Kur, mit dem ich die lange Wanderung unternommen hatte, viermal getroffen worden war noch dazu direkt von vorn. Vielleicht hatte er in einer Eingangsöffnung, beispielsweise in einer Tür des Raumschiffs, gestanden und war von dem anderen Kur überrascht worden. Der Kur mit

der Waffe war anschließend ins Freie gekommen, um den anderen vollends den Garaus zu machen.

Er hatte nicht damit gerechnet, daß noch ein Verbündeter, ein Mensch, auftauchen würde.

Ich sah, wie das Wesen die Jagd nach mir aufgab und sich wieder dem Schiff zuwandte. Auf diese Weise zeigte es mir den Eingang zu dem Stahlurm. Mit kratzenden Klauen kletterte es zu der Öffnung hoch und hockte sich hinein. Es schien sich um den Außendurchgang einer Schleuse gehandelt zu haben; die Öffnung war rechteckig; das äußere Luk fehlte; seitlich hing ein Brocken verbogenes Metall, als habe man dort die Tür aus den rostigen Angeln gerissen. Das Ungeheuer hockte in der Schleuse und starrte in das Unwetter hinaus. Im nächsten Augenblick verschwand es im Innern.

Daraufhin begab ich mich zu den Steinen und den Planen und tastete mich herum. Ich fand eine der menschlichen Leichen und schleppte sie zur Flanke des Schiffes. Dort waren einige Risse, groß genug, um einem Menschen Zugang zu gewähren. Ich sorgte dafür, daß der Kur im Innern mitbekam, daß jemand sich an der Flanke des Schiffes zu schaffen machte.

Der Kur war sicherlich ein erfahrener Kämpfer. Es konnte kein Zufall sein, daß gerade dieser Kur und kein anderer die Aufgabe übertragen bekommen hatte: die Bombe zu beschützen, die einen ganzen Planeten vernichten sollte.

Das Wesen stand sicher unter großer innerer Anspannung. Und in dem Unwetter vermochte es sich außerhalb des Schiffs kaum zu orientieren. Es nahm vermutlich an, daß ich die Unsichtbarkeit des Ringes nicht aufgeben würde. Eine Ablenkung zu schaffen war bestimmt sinnlos; was konnte den Kur aus seiner Stellung locken? Wenn das Blut der Toten nicht ausgereicht hatte, ihn seine Pflichten vergessen zu machen, hatte ich keine Chance, ein besseres Mittel zu finden. Er hatte der Versuchung des Bluts widerstanden; in Anbetracht seiner Instinkte mußte dieser Kur wirklich ungeheure Willenskräfte besitzen. Er mochte annehmen, daß ich ihm ein falsches Ziel bieten würde, um mich heimlich ins Schiff zu schleichen. Dafür kam eigentlich nur einer der toten Menschen in Frage, Opfer des Kur, mit dem ich durch die Wüste gewandert war.

Ich gab mir keine Mühe, leise aufzutreten. Der Kur sollte ruhig wissen, daß ich mich vor der Schleuse befand, daß ich die Flanke

des Schiffes erklommen und dabei eine schwere Last befördert hatte, vermutlich einen Toten.

Logisch wäre nun gewesen, den Toten in die Öffnung zu schieben und zu hoffen, daß der Kur darauf schoß. In dem folgenden Durcheinander konnte ich vielleicht unbemerkt ins Schiff gelangen. Doch ich verzichtete auf diesen Plan. Drinnen lauerte ein Kur. Ich nahm nicht an, daß er ein Dummkopf war.

Auf eine Täuschung wollte ich dennoch nicht ganz verzichten. Nur wollte ich mich selbst als Ziel anbieten, weiter nichts. Der Kur rechnete bestimmt nicht damit, daß ich den Schutzschild der Unsichtbarkeit aufgab und mich seiner Waffe direkt aussetzte.

Ich klammerte mich seitlich vom Eingang fest. Den Toten legte ich neben mir zurecht, damit er nicht abrutschen konnte.

Gemächlich zählte ich fünftausend Ihn ab, damit der Kur auch wirklich angespannt war, damit er ungeheuer schnell reagieren konnte, damit sich jede Faser seines Körpers danach sehnte, bei der geringsten Bewegung den Abzug zu betätigen.

Der Wind heulte, der Sand tobte um das Schiff. Ich drückte den Knopf des Ringes auf meiner Brust. Ich begann zu schwitzen.

Schlaff, als hätte ich einen Stoß von hinten bekommen, ließ ich mich in die Öffnung taumeln und stürzte nach vorn. Kaum war ich in die Schleuse gefallen, als ich auch schon die mächtige Detonation der Waffe über mir hörte; fünf Schüsse wurden abgegeben; unmittelbar darauf sprang der Kur aus seinem Versteck in einem Gewirr von Röhren und hastete an mir vorbei, wobei er mich mit einem Fuß an der Schulter traf. Der Kur starrte in den Sturm hinaus und sah unten auf dem Boden den Toten liegen, der bei meinem Vorspringen abgerutscht war. Im ersten Augenblick schien der Kur verwirrt zu sein; noch zweimal feuerte er auf die Leiche, dann verließ er die Öffnung und glitt an der Außenwandung in die Tiefe.

Sofort setzte ich mich in Bewegung. Ich stieg durch das Innenluk, das offenstand. Draußen stimmte der Kur ein Wutgeheul an. Ich versuchte das Luk zu schließen, doch die Tür war verkantet und ließ sich nicht sichern. Vielleicht war das ganze Schiff bei dem Absturz verbogen worden. Ich hörte die Klauen des Kur auf dem Stahl der Außenhaut und griff nach dem Ring auf meiner Brust. Er war verschwunden! Der brüchige Lederriemen war gerissen! Ich hörte das Schnappen der Handwaffe und blickte auf. Die Waffe war kaum fünfzig Zentimeter von meinem Kopf entfernt.

Wieder klickte es. Ich ließ mich in die Dunkelheit des Schiffes fallen. Das Innere war leer. Ich glitt etwa vierzig oder fünfzig Fuß in die Tiefe, und wurde schließlich von einer Trennwand aufgehalten. Ich hob den Kopf. Plötzlich war das Schiffsinne hell erleuchtet. In dem Zylinder über mir, in der Schleusenöffnung, stand der Kur. Mit gefletschten Zähnen blickte er auf mich hinab. Er hatte die Waffe fortgeworfen. Verzweifelt sah ich mich um. Das Innere des Schiffes wirkte seltsam verschoben. Außerdem sah der Raum nicht so kompakt aus, wie ich erwartet hatte; er war gar nicht angefüllt mit Apparaten und Kontrolltafeln. Offenbar waren hier schon so manche Dinge entfernt worden.

Der Kur bewegte sich ungemein geschickt für seine Größe; an langen Armen schwang er sich von Rohr zu Rohr und kam mir immer näher. Als er meine Höhe erreichte, versuchte ich nach oben zu klettern, wobei ich mich ebenfalls an Röhren festklammerte, die sich an der Seitenwand entlangzogen. Die Hand des Kur legte sich um mein Fußgelenk; rücksichtslos wurde ich von den Röhren fortgezerrt. Der Kur schleuderte mich in die Luft und gegen die Schiffshülle, und ich stürzte etwa zehn Fuß tief auf die Reste einer verbogenen und eingerissenen Zwischenwand; dort prallte ich ab und landete fünf Fuß tiefer in einem Haufen Metallschrott. Ich kroch auf Händen und Knien zur Seite; der Kur kam näher. Unter einigen Röhren entdeckte ich plötzlich den Ring. Ich ließ mich auf den Bauch fallen und versuchte, das kostbare Stück zu erreichen. Es war doch zu weit entfernt. Verzweifelt richtete ich mich auf. Der Kur starrte herab; er hatte den Ring ebenfalls entdeckt. Ich wich zurück und stolperte. Als ich den geneigten Schiffszylinder emporblickte, machte ich über mir, etwa zwanzig Meter entfernt, sechs Rundskalen aus. Der Kur senkte die langen Arme. Ich beugte mich über den Haufen aus Drähten und Metallstücken. Der Arm des Kur war lang genug, um den Ring zu erreichen, doch die Röhren waren zu dicht nebeneinander angeordnet; der Arm paßte nicht hindurch. An Vorsprüngen und Röhren begann ich emporzuklettern mein Ziel waren die Rundskalen. Der Kur packte die Röhren, um sie auseinanderzubiegen. Er hatte sie etwa zehn Zentimeter weit auseinandergezogen, als er den Kopf hob und mich erblickte. Er stimmte ein lautes Wutgeheul an. Der Ring war vergessen, er begann augenblicklich in meine Richtung zu klettern, schnell und zielstrebig.

Ich hockte auf einem Stahlträger, der quer durch den Zylinder

führte auf gleicher Höhe befanden sich die sechs Anzeigeinstrumente. Die ersten vier Skalen bewegten sich nicht. Die beiden letzten waren noch in Bewegung. Jedes Zifferblatt verfügte über einen einzigen Zeiger und war in zwölf Einheiten unterteilt. Die Zeiger der ersten vier Instrumente standen senkrecht. Ich vermochte die Ziffern auf den Geräten nicht zu erkennen. Vermutlich entsprach die senkrechte Stellung unserer Null. Jedenfalls war dies offenbar die Stellung, in der die Geräte die Arbeit einstellten.

Das erste Instrument verzeichnete so etwas wie Monate, das zweite Wochen, das dritte Tage, das vierte Stunden. Ich wußte nicht, wie schnell die Umdrehung des Heimatplaneten der Kurii war. Ich bezweifelte aber nicht, daß diese Bewegung für die Einrichtung der Instrumente ausschlaggebend gewesen war.

Mit den Zähnen entfernte ich die Isolierung von einem Stück Draht, das ich aus dem Abfallhaufen mitgenommen hatte. Aus dem ungeschützten Ende des Drahtes machte ich eine Schlinge. Als der Kur in meine Nähe kam, wobei er mir seinen Rücken zugewendet hatte, fing ich den mächtigen pelzigen Kopf in der Schlinge und zog sie fest zu. Das Wesen zupfte mit seinen mächtigen Fingern an dem dünnen Draht, vermochte jedoch nicht darunter zu greifen. Ich warf mich rücklings von dem Stahlträger, woraufhin der Draht den Kur von der inneren Schiffswandung fortzog, bis er zappelnd im Leeren hing, wobei ich einige Fuß unter dem Geschöpf baumelte. Der Kur versuchte mit den Tatzen zu greifen, konnte jedoch nirgendwo Halt finden. Er versuchte den Draht festzuhalten und daran emporzuklettern oder den Druck um den Hals auf andere Weise zu mindern, doch die Pfoten glitten an dem dünnen Draht ab. Gleich darauf begann mich das Gewicht des Kur nach oben zu ziehen. Meine Hände waren im isolierten Teil des Drahtes verankert. Als ich mich dem Kur näherte, stieß ich mich mit den Füßen kräftig von ihm ab, um seinen Klauen zu entgehen.

Im nächsten Augenblick war ich über dem Kur; das Gewicht des Wesens zog mich zur Stahlstrebe zurück. Die Schultern des Kur waren inzwischen rot von Blut, das ihm pulsierend aus dem Hals quoll.

Kopfüber, die Füße gegen die Strebe gepreßt, stemmte ich mich gegen das Gewicht und versuchte den Kur festzuhalten. Plötzlich riß der Draht, und zwar in dem Moment, als ich mich fast waagerecht zur Metallstrebe befand und versuchte, das Gewicht des Kur zu halten, um nicht über die Strebe gezogen zu werden.

Meine Beine, urplötzlich des mächtigen Zugs beraubt, schleuderten mich rückwärts fast auf die andere Seite des Schiffes. Ich glitt einige Fuß weit hinab, ehe ich mich an einigen Leitungen festhalten konnte. Der Kur stürzte in die Tiefe; prallte mehrmals auf, ehe er im untersten Teil des Schiffes aufprallte.

Ich starrte auf die Rundskalen. Der Zeiger des fünften Zifferblatts stand fast schon senkrecht.

Draußen war Nacht. Der Sturm tobte noch immer.

Die Instrumente waren durch dickes Glas geschützt. Ich stieg wieder zu dem Stahlträger hinauf, von dem aus ich den Kur gefangen hatte. Ich kam nicht an die Instrumente heran.

Verzweifelt sah ich mich um. Ich konnte die Geräte nicht aufhalten! Zu meinem Entsetzen rappelte sich unter mir der blutüberströmte Kur auf. Das Geschöpf schien unbesiegbar zu sein. Langsam begann es wieder zu klettern. Ich sah das emporgewandte Gesicht, die blitzenden Augen, die spitzen Zähne, die zurückgelegten Ohren. Hand um Hand zog es sich empor.

Ich ergriff eine schmale Röhre über meinem Kopf und zerrte daran. Das Rohr enthielt Drahtleitungen. Verzweifelt versuchte ich das Gebilde von der Schiffswand zu lösen. Doch damit kam ich nicht weit.

Das Ungeheuer kam immer näher.

Ich zerrte an dem Rohr, kriegte es endlich los. Plötzlich erstarrte der Zeiger der fünften Skala. Daraufhin begann sich das sechste Instrument im Gegenuhrzeigersinn auf die vertikale Stellung zu zubewegen. Vermutlich blieben mir nur noch wenige Sekunden Zeit. Ich hieb mit dem Rohr nach dem sechsten Instrument, immer wieder holte ich aus und zerbrach schließlich das Glas. Der Kur war knapp einen Meter unter mir. Er versuchte mit letzter Kraft den Kopf zu heben und mich zu packen. Der Blutstrom am Hals versiegte. Das Wesen war tot. Seine Tatzen lösten sich von dem Leitungsgewirr an der Schiffswandung, und es stürzte von neuem in die Tiefe.

Wie einen Speer rammte ich die dünne Röhre mitten in das Instrument. Gleich darauf traf der sechste Zeiger gegen dieses Hindernis und verharrte ein kurzes Stück vor der senkrechten Marke.

Ich lag auf dem Stahlträger, begann zu schluchzen und bekam schon Angst, daß auch ich abstürzen würde.

Als ich mich wieder zu rühren wagte, verließ ich schnell das Schiff. Der Sturm hatte nachgelassen. Im Sand fand ich den Kur, mit dem ich die Wanderung in die Tahari unternommen hatte.

»Wir haben unser Ziel erreicht«, sagte ich zu ihm.

Doch er war bereits tot.

Ich kehrte zum Schiff zurück, wo ich ausreichend Nahrung und Wasser fand. In den nächsten Tagen machte ich mich daran, mit aller Sorgfalt einige Bauteile des Schiffes auseinanderzunehmen und unschädlich zu machen. Zu gegebener Zeit würden die Priesterkönige das Schiff finden und es ein für allemal entschärfen. Ich holte den Kur aus der Stahlröhre und begrub ihn Seite an Seite mit seinem Artgenossen.

-20-

Ich hockte zwischen den Antriebskammern, gut zwanzig Meter über dem Boden, hoch auf dem Schiff, das sich tief in den Sand der Tahari gebohrt hatte. Die Düsen, die nach oben hin offen waren, enthielten Sand.

Zwischen ihnen hatte ich einen Sonnenschutz errichtet. Zugang verschaffte ich mir mit Hilfe eines Seils. Von hier oben konnte man mehrere Pasang weit sehen, und ich erblickte die beiden näherkommenden Reiter rechtzeitig.

Wie ich schon vermutet hatte, bestand eine Verbindung zwischen dem Schiff und den nächsten Agenten der Kurii, den Männern Abduls, des Salz-Ubar, der mir als Ibn Saran bekannt war. Nahrungsmittel und Wasser mußten mit Kaiila gebracht werden. Vermutlich gab es eine regelmäßige Versorgungsvereinbarung mit den Kuriiagenten ein Programm, das auf Wochen im voraus feststehen mußte, auch für die Zeit nach dem Augenblick der Vernichtung Gors, um die menschlichen Agenten der Kurii nicht mißtrauisch zu machen. Die beiden Männer, die sich jetzt dem Schiff näherten und vier Packkaiila an den Leinen führten, hatten also keine Ahnung. Für sie war dies eine ganz normale Lieferung. Ich war zufrieden. Zuerst hatte ich mit dem Gedanken gespielt, die Wüste zu Fuß zu verlassen. Es gab im Schiff ausreichend Vorräte und Wasser. Ich hätte mir für die benötigten Sachen eine flache Rutsche bauen können, die leicht durch die Wüste zu ziehen war. Doch dann hatte ich mich dagegen entschieden. Ich kannte

die Entfernungen und die genauen Routen nicht. Ohne Kaiila kam ich nicht weit.

Möglich, daß eine Art Signal gegeben werden mußte, wenn sich die Männer dem Schiff näherten. Ich mußte mir also etwas ausdenken, um zu verhindern, daß sie sich vorzeitig wieder absetzten. Ich warf die Schutzplane auf der anderen Seite des Schiffes hinab, ließ die Stahlflasche mit Wasser nachfolgen und hangelte hinunter. Ich trank noch einen tiefen Schluck aus der Flasche und warf sie fort. Dann marschierte ich in die Wüste hinaus.

»Wasser!« flehte ich. »Wasser!«

Hundert Meter vor mir zügelten die Reiter ihre Kaiila. Ich näherte mich nicht aus der Richtung des Schiffes.

»Wasser!« rief ich und taumelte auf die Männer zu.

Sie ließen mich näher kommen; dabei tauschten sie erstaunte Blicke. Ich stürzte, rappelte mich mühsam wieder auf. Ich tat, als hätte ich Schmerzen, als wäre ich dem Ende nahe.

Wieder stürzte ich in den Sand. Und lächelte verstohlen vor mich hin, denn ich kannte diese Männer. Sie waren wirklich Agenten der Kurii, Helfer Ibn Sarans, des Salz-Ubars. Sie hatten zu den grausamen Bestien gehört, die unseren Marsch nach Klima begleiteten.

»Hoch mit dir!« rief einer der Männer. Er war gut vierzig Meter entfernt. Ich tat, als kämpfte ich mich empor. Verständnislos starrte ich in die Runde.

Der Mann, der Baroum hieß, der geschicktere der beiden, wollte den ersten Angriff reiten.

»Wasser!« rief ich. »Bitte, Wasser!«

Er war Rechtshänder. Er würde also zu meiner Rechten vorbeigaloppieren. Ich konzentrierte mich auf die Lanze. Sie war schmal und etwa acht goreanische Fuß lang; ihr Schmuck bestand aus roten und gelben Stoffstreifen; die Spitze war lang und scharf. Ich hatte meinen Standort mit Bedacht gewählt. Der Sand zwischen uns war glatt. Er sollte ruhig zielen können. Vermutlich hatte er es auf eins meiner Augen abgesehen vielleicht auf mein rechtes Ohr.

Der Mann war völlig ahnungslos; er konzentrierte sich voll auf sein Ziel. Er hielt mich für einen Sklaven, an dem er seine Geschicklichkeit mit der Waffe ausprobieren wollte.

Ich trat zur Seite, fuhr herum und packte mit beiden Händen den Lanzenschaft etwa einen Meter hinter der Spitze. Der Reiter stieß einen Schrei aus, als er aus dem Sattel gerissen wurde und sich im Sand überschlug; die Kaiila raste weiter. Ich hob die Waffe.

Als sich der Mann auf den Rücken rollen ließ und mich entsetzt ansah, stieß ich ihm die Spitze ins Herz, zerrte die Lanze wieder heraus und wirbelte herum. Doch der andere Mann hatte mich nicht angegriffen; er hatte seine Chance verpaßt.

Ich bedeutete ihm, mich anzugreifen.

Doch er rührte sich nicht von der Stelle.

Langsam, herausfordernd, drehte ich ihm den Rücken zu und machte mich daran, die reiterlose Kaiila einzufangen. Wäre er nun doch noch losgeprescht, hätte ich ihn hören müssen.

Ich ergriff die Zügel des Tiers. Die Packkaiila standen unbeaufsichtigt in der Nähe des anderen Mannes.

Ich stellte einen Fuß in den Steigbügel und schwang mich in den Sattel. Der andere Reiter zog seine Kaiila herum und ergriff die Flucht, ohne sich um die Packkaiila zu kümmern.

Ich ritt zu den beladenen Tieren und brachte sie an mich.

Es würde mir keine Mühe machen, der Spur des anderen zu folgen; dazu hatte ich viel Zeit, und er zu wenig Wasser. Dem toten Reiter nahm ich ab, was ich brauchte - Kleidung, Waffen, Stiefel. Anschließend kehrte ich zum Schiff zurück und ergänzte dort meine Vorräte.

Der fliehende Mann würde mich aus der Wüste führen.

-21-

Ich hörte die Kriegstrommeln dröhnen.

»Für wen reitest du?« fragte der Mann.

»Für die Kavars«, erwiderte ich. Ich trieb meine Kaiila an, die vier Packtiere und einen dahinstolpernden Gefangenen hinter sich herzog; seine Füße waren blutig, seine Beine staubbedeckt. Vier Tage lang war ich seiner Spur gefolgt, ehe ich ihn entkräftet im Sand fand. Ich hatte ihn gefesselt und mit Wasser und Salz ins Leben zurückgeholt.

Danach hatte er sich nur zu gern bereiterklärt, mich zu dem Ort

zu führen, wo die große Schlacht zwischen den Kavars und den Aretai stattfinden sollte. Dieses Ziel hatten wir jetzt erreicht.

Es war ein großartiger Anblick. Auf der Ebene unter uns bewegten sich ungefähr zehntausend Reiter. Ihre Reihen erstreckten sich viele Pasang weit. Ich sah zahlreiche Wimpel und Standarten. Etwa vierhundert Meter lagen zwischen den beiden Armeen. Lanzen funkelten im grellen Sonnenlicht. Hinter jeder Formation erhoben sich Hunderte von Zelten in verschiedenen Farben.

Mein Kriegerblut geriet in Wallung.

»Bist du ein Kavar, der spät zu seiner Truppe stößt?« fragte der Mann weiter.

»Nein.«

»Welchem Vasallenstamm gehörst du an?« wollte er wissen.

»Keinem Vasallenstamm«, erwiderte ich. »Doch ich möchte mit den Kavars reiten.«

»Willkommen«, sagte der Mann erfreut und hob seine Lanze. Die Männer hinter ihm taten es ihm nach. »Sieht aus, als stünde uns ein großartiger Kampf bevor.«

Ich stellte mich in den Steigbügeln auf. Die Kavars nahmen die Mitte ein. An der linken Flanke befanden sich die Ta'Kara und die Bakahs. Rechts die Char und die Kashani.

»Unter welchem Namen bist du bekannt?« fragte der Mann.

»Hakim aus Tor.«

»Wolltest du mit deinen Packkaiila in den Kampf reiten?«

»Ich glaube nicht. Ich vertraue sie euch an.«

Der Mann gab einem seiner Begleiter ein Zeichen, der sich daran machte, meine Tiere im großen Bogen hinter die Linien zu führen. Meinen Sklaven gab ich ihm mit.

Rechts von mir erstreckten sich die Formationen der Aretai, die natürlich die Mitte einnahmen; ihre rechte Flanke wurde von den Luraz und den Tashid gehalten. Links hatten sich die Raviri und vier kleinere Stämme aufgebaut, die Ti, die Zevar, die Arani und die Tajuks. Die Tajuks sind eigentlich kein Vasallenstamm der Aretai, reiten aber dennoch für diesen Stamm. Vor über zweihundert Jahren war ein herumirrender Tajuk von Aretaireitern aus der Wüste gerettet worden, die ihn gut behandelt und ihm Wasser und eine Kaiila gegeben hatten. Der Mann war anschließend zu seinem Stamm zurückgekehrt. Seither waren die Tajuks in Kriegzeiten stets zu den Fahnen der Aretai geeilt, obwohl sie dazu in keiner Weise verpflichtet waren.

Ich sah, daß es auf der linken Flanke der Aretai Probleme gab. Die Reiter der Tajuks versuchten ihre übliche Stellung zwischen den Zevar und den Aretai einzunehmen; sie waren es gewöhnt, hier die erste Linie zu halten. Doch heute schienen die Zevar und Arani auf das Terrain der Tajuks geraten zu sein; vielleicht waren die Tajuks auch nur zu spät gekommen. Jedenfalls herrschte zwischen den Tajuks und den anderen Stämmen eine gewisse Unruhe.

Natürlich ging es nicht an, daß auf der Seite der Aretai Auseinandersetzungen ausgefochten wurden. Doch schon sah ich Reiter, die aus der Mittelposition der Aretai zur linken Flanke galoppierten; sie schienen einen Kampf unter Verbündeten nicht für unmöglich zu halten. Die heißblütigen Tajuks waren zum Kämpfen hier; auf Befehl ihres Anführers würden sie sich auch gegen die Zevar oder die Arani wenden. Die Tajuks waren empfindlich, stolz und arrogant. Wenn sie gekränkt waren und es nicht für ehrenvoll hielten, die Verbündeten der Aretai anzugreifen, mochten sie einfach abziehen und in ihr eigenes Gebiet zurückkehren, das immerhin tausend Pasang entfernt war. Es war auch nicht ausgeschlossen, daß sie zur Unterstreichung ihres Unwillens zu den Kavars überwechselten, was natürlich voraussetzte, daß sie auf der linken Flanke der Kavars eine entsprechend wichtige Rolle spielen durften. Ich respektierte die Tajuks, doch ich kann nicht behaupten, daß ich ihr Verhalten begriff.

Einer der Reiter der Aretai, der auf die linke Flanke ritt, war im Sattel angebunden. Er krümmte sich vor Schmerzen. Ich erkannte ihn sofort und freute mich über diese Entdeckung. Suleiman, Pascha der Neun Brunnen, Herr über tausend Lanzen, war am Leben! Er hatte sich von seiner Couch erhoben, auf die ihn Hamid mit seinem heimtückischen Anschlag geworfen hatte, und wollte nun in den Kampf ziehen, obwohl seine Stichwunde noch nicht ganz verheilt war. Neben ihm ritt Shakar, der Hauptmann der Aretai.

Vor den Linien der Kavar sah ich eine andere Gestalt in weißem Burnus mit Gesichtsschleier. Neben ihm hielt ein Reiter den Kommandowimpel der Kavars empor. Dieser Mann mußte Baram sein, Scheich von Bezhad, Wesir Harouns, des hohen Paschas der Kavars.

Um den Hals trug ich den Ring des Kur. Nachdenklich betastete ich das Schmuckstück.

Auf der linken Flanke der Aretai herrschte nun ein ziemliches Durcheinander. Suleiman versuchte Ordnung zu stiften. Die Reihen der Kavars und ihrer Vasallenstämme gerieten in Bewegung. Die Trommeln veränderten ihren Rhythmus; Wimpel stiegen empor. Wenn sie gesenkt wurden, begann vermutlich der Angriff. Baram schien den günstigen Augenblick ausnützen zu wollen. Dank der Tajuks befand sich Suleiman nicht in der Mitte, und seine linke Flanke war inzwischen im offenen Aufruhr. Reiter wirbelten durcheinander, Staub stieg auf, Waffen blitzten. Baram, der Wesir Harouns, des Hohen Paschas der Kavars, hob den Arm. Im gleichen Augenblick drehte sich Suleiman entsetzt um. Doch Baram senkte die Hand nicht. Statt dessen drehte er sich plötzlich im Sattel um und schwenkte beide Arme. «Halt!« rief er. Gemächlich ritt ein einsamer Reiter zwischen den aufmarschierten Reihen hindurch. Er trug einen weißen Kavarnus. In der rechten Hand funkelte eine lange Lanze mit einem rotweißen Wimpel das Zeichen Harouns, des hohen Paschas der Kavars. Hinter ihm, mit Leinen an seinem Tier angebunden, stolperten vier nackte Gefangene. Baram ritt der Gestalt entgegen. Auf beiden Seiten tänzelten die Reihen der Kämpfer; Suleiman kehrte zu den Aretai zurück. Von allen Seiten ritten nun Männer auf die einsame Gestalt zu. Zu der Konferenz in der Mitte des Schlachtfeldes kamen die Paschas der Ta'Kara und Bakahs, der Char und Kashani; Suleiman, der hohe Pascha der Aretai, begab sich ebenfalls zu der Zusammenkunft, begleitet von Shakar, dem Hauptmann seines Stammes, und einigen Wächtern. Die Anführer der Luraz, Tashid und Raviri folgten diesem Beispiel, und da wollten die Ti und Zavar und Arani nicht zurückstehen; ihnen folgte der junge Khan der Tajuks, der als einziger keinen Wächter mitbrachte. Ich konnte nur für mich selbst sprechen und war natürlich neugierig. Ich trieb meine Kaiila den Hang hinab. Ich wollte an der Konferenz teilnehmen. Nach kurzer Zeit hatte ich mich höflich, aber bestimmt durch die äußere Kette der Wächter geschoben. »Mächtiger Haroun«, sagte Baram, Scheich von Bezhad, »das Kommando gehört dir! Die Kavars erwarten deine Anordnungen!«

»Die Bakahs ebenfalls!« rief der Pascha der Bakahs. »Und die Ta'Kara!«
»Und die Char!« »Und die Kashani!« Die Paschas hoben ihre Lanzen.
Die verschleierte Gestalt nickte und übernahm das Kommando über die
vielen tausend erfahrenen Krieger.

Dann drehte sich Haroun um. »Sei begrüßt, Suleiman«, sagte er.

»Sei begrüßt, Haroun, Hoher Pascha der Kavars«, erwiderte Suleiman.

»Wie ich höre, warst du schwer verletzt«, sagte Haroun zu Suleiman.

»Warum nimmst du diesen mühsamen Ritt auf dich?«

»Um gegen dich in den Krieg zu ziehen!« sagte Suleiman. »Die Kavars
haben Aretaigemeinden überfallen und Brunnen zerstört!«

»Denkt an den Roten Felsen!« rief ein Wächter der Tashid.

»Und die Zwei Krummsäbel!« rief ein anderer Mann.

»Wer das Wasser vernichtet, der darf keine Gnade erwarten!« brüllte ein
Wächter der Luraz.

Krummsäbel wurden gelockert. Ich zog mir den Schleier enger um das
Gesicht; immerhin waren Aretai anwesend. Doch niemand kümmerte
sich um mich.

»Seht!« sagte Haroun und deutete auf die nackten Gefangenen. »Hebt
die Arme, ihr Sleen!« befahl er.

Die Männer hoben die gefesselten Arme.

»Seht ihr?« fragte Haroun.

»Kavars!« rief ein Angehöriger der Raviri.

»Nein!« widersprach Suleiman. »Der Krummsäbel auf dem Unterarm.

Die Spitze weist in die falsche Richtung.« Er wandte sich an Haroun.

»Diese Männer sind keine Kavars«, stellte er fest.

»Nein.«

»Aretai haben Oasen der Kavars überfallen!« rief ein Mann vom Stamme
der Ta'Kara. »Sie haben Brunnen zugeschüttet!«

Suleimans Hand verkrampfte sich um den Griff seines Krummsäbels.

»Nein!« rief er. »Das ist nicht wahr!«

Ärgerliches Gemurmel wurde laut.

Haroun hob die Hand. »Suleiman spricht die Wahrheit«, sagte er. »In
diesem Jahr hat noch kein Aretai Überfälle verübt und wenn, dann hätte
er keinen Brunnen zerstört. Die Aretai sind Söhne der Tahari.«

Das war das höchste Kompliment, das ein Mann der Tahari einem anderen aussprechen konnte.

»Die Kavars sind ebenfalls Söhne der Tahari«, sagte Suleiman mit Nachdruck.

»Wir haben einen gemeinsamen Feind«, fuhr Haroun fort, »dessen Absicht es ist, uns gegeneinander aufzuhetzen.«

»Wer?« fragte Suleiman.

Haroun wandte sich an seine Gefangenen, die auf die Knie niedersanken.

»Für wen seid ihr geritten?« fragte er.

Einer der Männer hob matt den Kopf. »Für Tarna«, sagte er.

»Und wessen Untertanin ist sie?« wollte Harouft wissen.

»Sie bekommt ihre Befehle von Abdul, dem Salz-Ubar«, lautete die Antwort.

»Ich begreife das alles kaum«, sagte der junge Khan der Tajuks. Am linken Arm trug er einen schwarzlackierten Lederschild und in der rechten Hand eine schmale schwarze Temholzlanze. An seiner Hüfte hing ein Krummsäbel. Turban und Burnus vervollständigten das exotische Bild, das er bot. Aufgebracht sah er sich um. »Ich bin hier, um zu kämpfen«, sagte er. »Wird jetzt etwa der Frieden ausgerufen?«

Haroun sah ihn an. »Du sollst deinen Kampf bekommen«, sagte er und wandte sich an Suleiman. »Die Kavars und ihre Vasallenstämme stehen dir zur Verfügung.«

»Ich bin ein schwacher Mann«, sagte Suleiman. »Ich habe mich noch nicht wieder voll erholt. Verfüge über die Aretai und all jene, die mit ihnen reiten.«

Haroun musterte den jungen Khan der Tajuks. »Und du?« fragte er.

»Führst du uns an?«

»Ja.«

»Dann folge ich dir!« Der junge Khan zog seine Kaiila herum. »Wer hält die linke Flanke?« fragte er über die Schulter.

»Die Tajuks«, sagte Haroun.

»Aii!« rief der junge Anführer und stellte sich in den Steigbügeln auf. Dann galoppierte er davon.

»Solltest du nicht zur Oase der Neun Brunnen zurückkehren, Suleiman?« fragte Haroun.

»Nein«, erwiderte Suleiman. »Ich sage meinen Männern Bescheid.«

Die Paschas und ihre Wächter, die uns umringt hatten, kehrten zu den Streitkräften zurück. Haroun, der Hohe Pascha der Kavars, reichte einem Begleiter Barams die Lanze mit dem Wimpel.

»Sollen wir die Sleen umbringen?« fragte Baram und deutete auf die knienden Gefangenen.

»Nein«, erwiderte Haroun. »Bringt sie zu den Zelten. Wir verkaufen sie in die Sklaverei.«

Befehle wurden gegeben. Nach kurzer Zeit ritten die Streitkräfte in endlosen Reihen durch die Wüste. In der Mitte befanden sich die Kavars und die Aretai; die anderen Stämme hatten sich zu beiden Seiten gruppiert ganz links die Tajuks.

Hinter uns, hinter Haroun und mir, die allen anderen vorausritten, erstreckte sich das allmächtige Reiterheer der Tahari.

»Wie ist es dir im Dünenland ergangen?« fragte Haroun.

»Bestens«, sagte ich.

Er zog sich den Windschleier um die Schultern. »Wie ich sehe, trägst du noch immer das Stück Seide am Handgelenk«, sagte er.

»Ja.«

»Du mußt mir erzählen, was du im Dünenland erlebt hast.«

»Das wird mir eine Freude sein«, sagte ich. »Mit welchem Namen soll ich dich anreden?«

»Mit dem Namen, den du am besten kennst.«

»Ausgezeichnet«, sagte ich, »Hassan.«

Der Ausgang des Kampfes, der etwa zwanzig Pasang von der Kasbah des Salz-Ubars entfernt entbrannte, hatte von vornherein festgestanden. Daß Ibn Saran sich mit zweitausendfünfhundert Söldnern dennoch zum Kampf stellte, ist ihm hoch anzurechnen.

Mühelos umzingelten wir ihn. Viele seiner Männer begriffen nicht, mit was für Gegnern sie es zu tun hatten, bis wir über die Wüstenhänge über sie hereinbrachen. Wir waren ihnen zahlenmäßig weit überlegen.

Zahlreiche Söldner sahen keinen anderen Ausweg, als ihre Schilde und Waffen fortzuwerfen und sich zu ergeben. Doch es gab auch harte Kämpfe, besonders in unmittelbarer Nähe Ibn Sarans. Einmal kam ich bis auf hundertundfünfzig Meter an ihn heran; Hassan oder Haroun, der Hohe Pascha der

Kavars, schaffte es sogar bis auf zwanzig Meter, indem er kämpfte wie ein wildes Tier; doch er scheiterte im letzten Augenblick an einer Wand aus Schilden und einer Hecke aus Lanzen. Tarna sah ich nicht auf dem Schlachtfeld. Ihre Männer beteiligten sich an dem Kampf, doch sie erhielten ihre Befehle von Ibn Saran. Vermutlich hatte man ihr das Kommando entrissen.

Am Spätnachmittag brach Ibn Saran mit vierhundert Reitern durch unsere Linien und floh nach Nordwesten.

Wir verfolgten ihn nicht, sondern sorgten zunächst dafür, daß die restlichen Gegner überwältigt wurden.

»Er wird sich in seiner Kasbah verschanzen«, sagte Hassan. »Und das könnte eine harte Nuß werden.«

Damit hatte er recht. Wenn wir die Kasbah nicht sofort einnehmen konnten, mochten wir sie überhaupt nicht stürmen können. Wir hatten nicht genug Wasser, um unsere Männer im Feldlager zu halten.

Bestenfalls konnten wir eine kleinere Streitmacht vor der Kasbah belassen und vom Roten Felsen her mit Wasser versorgen. Unsere ausgedünnten Linien mochten dann zum Angriff herausfordern, und es würde schwierig sein, die nächtliche Flucht kleiner Gruppen aus der Festung zu verhindern.

»Vielleicht geht uns Ibn Saran durchs Netz«, sagte ich.

»Wir müssen die Kasbah erobern«, sagte Hassan.

»Vielleicht kann ich dir helfen«, sagte ich und betastete den Ring der Kurii, der an einer Lederschnur vor meiner Brust hing.

Das Mädchen kniete vor dem niedrigen Tisch; sie hatte die natürliche Anmut der ausgebildeten Sklavin. Sie kämmte sich mit einem breiten runden Kamm aus Kailiaukhorn.

Sie hatte das Stück Sklavenseide noch nicht bemerkt, das ich seitlich von ihr niedergelegt hatte.

Ich beobachtete die hübsche Sklavin. Vor einiger Zeit hatte sie in einem Verlies der Kurii die Priesterkönige verraten. Sie hatte ihre Kenntnisse des Sardargebirges ausgeplaudert, die Pläne der Priesterkönige, ihre Gewohnheiten und Möglichkeiten, die Schwäche des Nestes. Später war sie zu Ibn Saran gebracht worden. Hier hatte sie mich identifiziert und gegen mich ausgesagt; sie hatte behauptet, ich hätte Suleiman heimtückisch überfallen. Ich hatte sie lächeln sehen, als man mich nach Klima führte, die hübsche Vella.

Sie legte den Kamm fort und griff nach einer winzigen Parfümflasche.

Sie betupfte ihren Hals, ihre Achseln. Ich kannte den Duft.

Ich hatte ihn mit mir nach Klima genommen.

Plötzlich fiel ihr Blick auf das winzige ausgebleichte Stück Seide.

Ich erinnerte mich an den Morgen, da ich angekettet darauf gewartet hatte, nach Klima geführt zu werden. Vella hatte mich aus einem Fenster gemustert, hochmütig, ihre Rache genießend. Sie hatte mir spöttisch das Stück Seide zugeworfen.

Ich stand ein Stück hinter Vella. Ich betätigte den Schalter des Ringes und wurde auf diese Weise für sie sichtbar.

Vella griff nach dem Stoffstück, faltete es auseinander, drückte es an ihr Gesicht.

Plötzlich stieß sie einen Freudenschrei aus. »Tar!« rief sie und sprang auf. »Tar!« Sie stürzte sich schluchzend in meine Arme. »Tar! Tar! Ich liebe dich! Ich liebe dich!«

Ich packte ihre Handgelenke und drückte sie von mir. Sie versuchte mich zu erreichen, Wollte ihre Lippen auf die meinen drücken, doch ich ließ es dazu nicht kommen. »O Tar! Kannst du mir jemals verzeihen! Kannst du mir verzeihen?«

»Knie nieder!«

Schluchzend gehorchte sie.

Ich warf ihr ein zerlumptes Gewand zu, das ich unterwegs in einer Küche gefunden hatte.

»Zieh das an!« befahl ich.

»Ich bin eine hochstehende Sklavin«, wandte sie ein.

»Anziehen!«

Zögernd kleidete sie sich um.

»Wir haben nicht viel Zeit«, sagte ich. »Bald wird in der Kasbah gekämpft.«

»Ich liebe dich«, sagte Vella.

Ich blickte sie zornig an.

»Es tut mir leid, daß ich dich so gekränkt habe. Aber ich habe sehr dafür leiden müssen.«

Ich schwieg.

»Ich war grausam zu dir. Ich habe gegen dich ausgesagt. Für deine Zurückweisung in Lydius wollte ich dich nach Klima schicken!«

»Deine Wünsche interessieren mich nicht. Eine Sklavin tut, was ihr Herr befiehlt.«

»Aber ich habe noch andere Dinge getan.«

»Du hast die Priesterkönige verraten«, stellte ich fest.

Sie wurde bleich.

»Und das könnte dazu führen, daß die Erde und Gor verloren sind daß die Kurii letztlich doch den Sieg erringen.«

Sie erschauerte. »Ich war schwach«, sagte sie. »Ich war angekettet in einem Verlies. Sie ließen Urts auf mich los. Ich hatte Angst. Ich konnte nicht anders.«

Ich fesselte ihr die Hände.

Plötzlich klopfte jemand an die Tür. Ich trat hinter das Mädchen, meine Hand fuhr über ihren Mund, mein Dolch legte sich vor ihren Hals.

»Still!« sagte ich.

Sie nickte. Ich entfernte meine Hand.

»Vella! Vella!« rief eine männliche Stimme.

»Ja, Herr!« rief das Mädchen.

»Du weißt, daß du dich zur zwanzigsten Ahn um die Wächter am Nordtor kümmern sollst!« rief der Mann.

»Ich mach mich gerade fertig!« rief sie. »Ich beeile mich!«

»Wenn du auch nur fünf Ehn zu spät kommst, lernst du die Peitsche kennen.«

»Ich beeile mich, Herr!« rief Vella.

Der Mann entfernte sich.

»Du bist in großer Gefahr«, sagte Vella zu mir. »Du mußt fliehen.«

Ich steckte meinen Dolch wieder ein. »Die Bewohner der Kasbah sind viel mehr in Gefahr«, sagte ich lächelnd.

»Wie bist du überhaupt hereingekommen? Gibt es einen geheimen Zugang?«

Ich zuckte die Achseln. »Ich bin unbemerkt in die Festung gelangt«, sagte ich und sah sie an. »Neugier schickt sich nicht für eine Sklavin.«

Sie erstarrte.

Ich hatte in der Nähe eines Tors der Kasbah gewartet im Schutz der Unsichtbarkeit durch den Ring. Als eine Kundschaftergruppe die Festung verließ, war ich unbemerkt durch das geöffnete Tor getreten. In den Küchenräumen der Kasbah hatte ich ein geeignetes Kleidungsstück für Vella an mich genommen, ehe ich mich auf die Suche nach ihr machte. Ich betrachtete die Lampen an der Seite des Spiegels eine davon würde genügen.

Kurz darauf ging Vella mit gefesselten Armen vor mir her, eine Schlinge um den Hals. Wir betraten einen der langen, mit Kacheln ausgelegten Säle.

Wir kamen an Wächtern vorbei. Ich trug die Kleidung eines Anhängers des Salz-Ubar, Beutestück von einem Gefangenen. Es waren neue Söldner in der Kasbah. Niemand kümmerte sich um mich; die Blicke der Männer galten der attraktiven Sklavin, die unwillkürlich die Schultern gestrafft hatte.

Ich lachte leise, und Vella warf ärgerlich die Haare in den Nacken.

Als wir ein schmales Fenster erreichten, das nach Norden hinausführte, hob und senkte ich zweimal die Lampe. Dann blies ich das Licht aus. Es war dunkel ringsum; die Monde lieferten das einzige Licht.

Wir hörten den Gong der Wachen, der die zwanzigste Ahn anzeigte.

»Ich werde im Nordturm erwartet, Tar!«, sagte Vella.

»Ich glaube nicht«, sagte ich und blickte in die Wüste hinaus.

»Wenn ich nicht komme, wird man mich holen. Vielleicht findet man dich. Flieh, solange es noch geht.«

Ich sah Reiter aus der Wüste kommen.

»Ich glaube, die Männer im Nordturm haben im Augenblick andere Sorgen.«

»Was meinst du damit?«

Ich hatte dem Nordturm einen Besuch abgestattet.

»Die Kasbah wird fallen«, sagte ich.

»Die Kasbah wird nicht fallen«, gab das Mädchen zurück. »Wir haben Vorräte und Wasser für Monate. Ein Mann auf den Mauern kann es mit zehn Wüstenkämpfern aufnehmen.«

Im Wachraum des Nordturms bäumten sich zehn Wächter in ihren Fesseln auf; sie erwachten langsam aus ihrer Bewußtlosigkeit. Über dem Tor, im Turm, lagen weitere zehn Mann.

Der letzte Gongschlag verhallte. Ein neuer Tag begann.

»Flieh!« flüsterte Vella. »Flieh!«

Das Nordtor stand einen Spalt breit offen ein verhängnisvoller Umstand für die Bewohner der Kasbah.

»Schau«, sagte ich zu Vella, hielt ihr die Hand über den Mund und schob sie ans Fenster. Der Anblick entsetzte sie.

Reiter galoppierten auf die Kasbah zu. Ich sah den weißen Burnus Hassans, der die Kämpfer anführte.

Im gleichen Augenblick hatte ein Festungswächter die Reiter gesehen. Es gab Geschrei. Der Alarmgong wurde geschlagen. Unten im Hof tauchten Männer auf. Doch zu ihrem Entsetzen waren die Angreifer bereits im Innern der Kasbah. Männer sprangen von ihren Kailla, stürmten mit gezückten Krummsäbeln schmale Treppen empor, versuchten die Mauerkronen zu erreichen. Der Feind war in der Festung. Der Feind war hinter den Verteidigern. Reiter galoppierten durch das Tor, weiter hinten liefen Kämpfer zu Fuß durch die Wüste. Das Nordtor war gefallen. Der Nordturm war in der Gewalt der Angreifer. Immer mehr Männer drangen in die Kasbah ein, stellten sich innerhalb der Mauern zum Kampf. Die Verteidiger strömten aus ihren Unterkünften. Überall gab es Schwertkämpfe, überall dröhnten Klingen auf Schilde. Fackeln spendeten zuckendes Licht. Ich hörte Männer schreien. Ich trat zurück und nahm Vella die Hand vom Mund. Das Mädchen sah mich entsetzt an.

»Jetzt kannst du schreien, Sklavin«, sagte ich. »Jetzt kannst du Alarm geben.«

»Sie werden uns alle umbringen.«

Sie hatte eine instinktive weibliche Angst vor Reitern aus der Wüste. Ich drehte sie herum und schob sie durch den Saal vor mir her. »Ich gehöre zu ihnen«, sagte ich. Sie stöhnte auf.

Ich hörte Geschrei in der Kasbah. Ich drängte sie in das Ankleidezimmer, in dem ich sie gefunden hatte.

»Du bist mich holen gekommen«, sagte sie, drückte sich an mich und sah mich an. »Ich hatte gehofft, daß du zu mir zurück kehren würdest.«

»Ja, um dich zu besitzen!« sagte ich.

»Mich besitzen?« rief sie entsetzt.

»Ja«, sagte ich. »Jeder Mann wünscht sich eine Frau, die ihm völlig Untertan ist!«

Mit schnellen Bewegungen fesselte ich ihr Hände und Füße. »Du wartest hier auf mich!« sagte ich.

Ich verließ das Zimmer und schloß die Tür hinter mir. Ich mußte kämpfen. Es tobte ein Kampf, bei dem jeder Mann gebraucht wurde. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Der Sklavin würde ich mich anschließend widmen. Und sie sollte nicht zu kurz kommen.

»Wo ist Ibn Saran?« fragte Haroun, der Hohe Pascha der Kavars. Der Mann, der mit gefesselten Händen vor ihm kniete, rief: »Ich weiß es nicht!«

»Er muß noch in der Festung sein!« bemerkte ein Mann.

»Die Kasbah ist erobert«, sagte ein anderer. »Sie gehört uns. Aber er ist nicht hier. Andererseits kann er nicht geflohen sein.«

»Brennt die Kasbah nieder!« rief jemand aus dem Hintergrund.

»Nein«, sagte Haroun. Dazu war die Festung viel zu wertvoll. Die Kavars wollten sie übernehmen.

Ich betrachtete die gefesselten Gefangenen in dem großen Saal. Ibn Saran war nicht darunter.

Draußen, im Schatten der Kasbahmauern, knieten zahlreiche andere Gefangene; dort befand sich Ibn Saran ebenfalls nicht.

Ibn Saran war nicht der einzige, den wir vermißten. Unter den Gefangenen und Gefallenen fehlte Abdul, Wasserverkäufer und Agent des großen Abdul, auch Ibn Saran genannt; außerdem fehlte der verräterische Hamid, der Suleiman verwundet hatte.

Mit wehendem Burnus drehte sich Haroun um und sprang zornig auf die Plattform des Salz-Ubar.

»Nehmen wir einmal an, Pascha«, sagte ich zu ihm, »daß Ibn Saran diese Kasbah betreten hat.«

»Das hat er getan!« rief ein Mann.

»Nehmen wir außerdem an, daß unsere Suche sehr gründlich war und niemand durch unsere Reihen schlüpfen konnte.«

»Das könnte ja alles richtig sein«, sagte Haroun. »Aber wie können deine Vermutungen stimmen, wenn Ibn Saran dennoch nicht gestorben oder in unsere Hände gefallen ist?«

»Ganz in der Nähe steht eine zweite Kasbah die Festung seiner Verbündeten Tarna«, sagte ich.

»Die wäre durch die Wüste aber nicht zu erreichen gewesen«, sagte ein Mann.

»Ja! Ja!« rief Haroun. »Begleitet mich!«

Gefolgt von zahlreichen Männern, die sich mit Lampen versehen hatten, stieg er in die Verliese und Kellerräume unter der Kasbah

hinab. Eine Stunde später fanden wir hinter einem scheinbar festen Regal in einem unschuldig wirkenden Vorratsraum tief unter der Erde eine Falltür und dahinter einen Durchgang.

Wir verschafften uns Zugang und stießen auf einen unbeleuchteten Tunnel. Dieser Tunnel stellte eine unterirdische Verbindung zur benachbarten kleinen Kasbah her, die von Tarna, der Banditenführerin, beherrscht wurde.

»Ibn Saran«, sagte ein Mann, »hält sich zweifellos in Tarnas Kasbah auf.«

»Aber diese Kasbah haben wir nicht erobert«, klagte ein Mann.

»Ibn Saran ist uns also entwischt. Er wird aus Tarnas Kasbah fliehen.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Haroun lächelnd. »Die Kasbah Tarnas wird nämlich belagert.«

»Unmöglich«, sagte Suleiman Pascha. »Dort halten sich keine Aretai auf.«

Andere Stammesführer stimmten ihm zu; auch sie hatten keine Männer dorthin abkommandiert. »Wenn nicht die Kavars und nicht die Aretai und auch kein anderer Stamm die Festung belagern wer ist es dann?« wollte Suleiman wissen.

»Tausend Lanzen bedrohen die Kasbah«, erwiderte Haroun. »Tausend Kaiilareiter.«

»Und woher hast du diese tausend Lanzenreiter?«

Haroun lächelte. »Darüber sollten wir bei Bazi-Tee sprechen, wenn der Tag vorüber ist. Im Augenblick gibt es wichtigere Dinge.«

Suleiman grinste. »Führe uns an, Kavar-Sleen!« sagte er. »Du hast die Kühnheit Hassans des Banditen, mit dem dich eine große Ähnlichkeit verbindet.«

»Das hat man mir schon öfter gesagt«, erwiderte Haroun. »Hassan muß ein mutiger und sympathischer Bursche sein!«

»Das könnte man bei Bazi-Tee besprechen, wenn der Tag zu Ende ist«, sagte Suleiman und musterte Haroun aus zusammengekniffenen Augen.

»Gewiß«, sagte Haroun. Daraufhin machte er kehrt und schritt in den Tunnel. Hunderte von Männern, zu denen auch ich zählte, folgten ihm; viele trugen Lampen.

Auf der Spitze des höchsten Turms von Tarnas Kasbah stießen wir auf Ibn Saran - Hassan führte den Angriff, ich befand mich dicht hinter ihm.

»Kameraden!« sagte Ibn Saran und hob seinen Krummsäbel.

»Er gehört mir«, sagte Hassan.

»Vorsicht!« sagte ich.

Sofort begannen die beiden Männer zu kämpfen. Selten hatte ich einen schöneren Schwertkampf gesehen.

Kurz darauf traten die beiden Männer zurück. »Du kämpfst gut«, sagte Ibn Saran. Er schien zu schwanken. »Ich kann dich jederzeit besiegen.«

»Das ist lange her«, gab Hassan zurück.

»Ja«, sagte Ibn Saran, »das ist lange her.« Grüßend hob er den Krummsäbel in meine Richtung.

»Man erringt einen Sieg«, sagte ich. »Und verliert einen Feind.«

Ibn Saran nickte mir zu. Dann wurde sein Gesicht bleich, er machte kehrt und taumelte zur Balustrade des Turms.

Gleich darauf ließ er sich in die Tiefe fallen.

Hassan steckte sein Schwert in die Scheide. »Ich hatte einmal zwei Brüder«, sagte er. »Der eine kämpfte für die Priesterkönige. Er starb in der Wüste. Der andere kämpfte für die Kurii. Er starb auf dem Turm von Tarnas Kasbah.«

»Und du?«

»Ich hatte mir vorgenommen, neutral zu bleiben«, erwiderte er. »Ich mußte feststellen, daß das unmöglich war.«

»Es gibt keine Neutralität«, bemerkte ich.

»Nein«, sagte er und sah mich an. »Ich hatte einmal zwei Brüder.« Er faßte mich an den Schultern. In seinen Augen standen Tränen. »Jetzt habe ich nur noch einen.«

»Bruder«, sagte ich.

»Bruder«, erwiderte er.

Hassan richtete sich auf. »Es gibt Arbeit«, sagte er. Wir hasteten die Turmtreppen hinab und begaben uns auf die Mauern der Kasbah. Unten in der Wüste wurden bereits Gefangene zur Festung zurückgetrieben; sie hatten in die Tahari fliehen wollen.

Zu ihnen gehörte Abdul der Wasserverkäufer, dichtauf gefolgt von Hamid, dem ehemaligen Leutnant Shakars, des Hauptmanns der Aretai. Shakar selbst eilte aus der Kasbah, um sich um Hamid zu kümmern.

Dieser hatte offenbar mit den Männern des Salz-Ubar

gekämpft und dabei die Klinge gegen seine eigenen Stammesbrüder erhoben.

Hassan und ich stiegen in den Hof der Kasbah hinab.

Verblüfft starrte ich dort auf einen Kaiilareiter den Anführer der geheimnisvollen Lanzentruppe, von der Hassan gesprochen hatte. Er schob seinen Schleier zur Seite.

»T'Zshal!« rief ich.

Der bärtige Mann grinste mich an.

»Ich habe tausend Kaiila und tausend Lanzen mit den entsprechenden Vorräten nach Klima geschickt«, erklärte Haroun, der hohe Pascha der Kavars. »Ich hatte mir gedacht, daß uns solche Männer nützen könnten.«

T'Zshal hob seine Lanze; die Kaiila stieg auf die Hinterhand. »Wir werden die Kavars nicht vergessen, Pascha«, sagte er.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Hoffentlich hatte Hassan hier keinen schrecklichen Fehler begangen. Wer konnte es wagen, solche Männer mit Waffen zu versorgen?

T'Zshal zog geschickt sein Tier herum. Er war ein Sohn der Tahari. Sandwolken wurden aufgewirbelt, als er an der Spitze seiner Männer in die Wüste hinausgaloppierte, um zu seinen Truppen zu stoßen, die die Kasbah umzingelt hatten.

Hamid und Abdul knieten gefesselt im Sand.

Hassan hielt seinen Krummsäbel an Hamids Hals. »Wer hat den Anschlag auf Suleiman Pascha verübt?« fragte er drohend.

Hamid sah ihn an. »Ich«, sagte er.

»Bringt ihn weg«, befahl Suleiman Pascha. Hamid wurde davongezerrt.

»Woher wußtest du, daß er der Attentäter war?« fragte Suleiman.

»Ich war doch dabei«, erwiderte Hassan. »Ich habe die Tat gesehen.«

»Haroun, der Hohe Pascha der Kavars?« rief Shakar. »Unmöglich! Es waren doch nur Aretai anwesend, außerdem Ibn Saran, Hakim aus Tor und . . .« Er hielt inne.

»Und Hassan der Bandit«, sagte Hassan lächelnd.

»Du!« rief Suleiman und begann zu lachen.

»Du hast doch nicht etwa angenommen, daß es zwei solche sympathischen und wagemutigen Männer gibt!« sagte Hassan.

»Kavar-Sleen!« rief Suleiman lachend.

»Bitte behaltet meine zweite Identität für euch«, bat Hassan. »Sie ist mir manchmal recht nützlich, besonders wenn einem die Pflichten des Paschas zu schwer werden.«

»Ich weiß, was du meinst«, sagte Suleiman. »Dein Geheimnis ist bei mir in sicheren Händen.«

»Bei mir auch«, sagte Shakar.

»Du bist Hakim aus Tor, nicht wahr?« wandte sich Suleiman an mich.

»Jawohl, Pascha«, erwiderte ich und trat vor.

»Wir haben dir großes Unrecht zugefügt«, sagte er.

Ich zuckte die Achseln. »In dieser Kasbah gibt es noch einige Widerstandsnester. Bitte gestatte mir, mich darum zu kümmern.«

»Möge dein Auge scharf und deine Klinge schnell sein«, sagte Suleiman Pascha. Ich verbeugte mich.

»Und was soll aus diesem kleinen Sleen werden?« fragte Shakar und deutete auf den Wasserverkäufer Abdul, der im Sand kniete.

»Bringt ihn ebenfalls fort.«

Ich betrachtete das Hauptgebäude der Kasbah. In einigen Räumen wurde noch gekämpft.

»Sucht Tarna«, sagte Suleiman Pascha. »Bringt sie zu mir.« Männer hasteten davon. Ich beneidete die Frau nicht. Sie war frei. Sie hatte Brunnen zerstört. Schlimme Folterqualen erwarteten sie, die nur mit dem Tod enden konnten.

Die Männer der Tahari haben wenig Geduld mit Menschen, die Brunnen zerstören.

Ich entfernte mich unauffällig.

-24-

Es war früher Morgen.

Ich hörte die Trommeln. Der Marsch sollte bald beginnen. Die Kaiila tänzelten im Sand. Eine Lederschnur lag locker um den hohen Knauf meines Wüstensattels. Meine Stiefel ruhten in den Steigbügeln. Der Krummsäbel baumelte an meiner Hüfte. Ich hielt die leichte Lanze der Tahari; der Schaft ruhte im Lanzenschuh zu meiner Rechten.

Ich sah Haroun, den hohen Pascha der Kavars, in einem weiten Burnus vorbeireiten. An seiner Seite ritt mit schwarzer Kaffiyeh und weißer Agal Suleiman, der Pascha der Aretai, Herr über die Oase der Neun Brunnen, Herr über tausend Lanzen. Hinter Haroun erblickte ich Baram, den Scheich von Bezhad, seinen Wesir. Suleimans Begleiter war Shakar, Hauptmann der Aretai.

Ich blickte nach hinten an der langen Kette der Männer und Frauen entlang, die sich von der ehemaligen Kasbah Ibn Sarans bis hin zu Tarnas Festung erstreckte.

Unser Ziel war die Oase am Roten Felsen; von dort sollte zu den Zwei Krummsäbeln, dann zu den Neun Brunnen und von dort über eine große Karawanenroute nach Tor marschiert werden. Unterwegs würden verschiedene Einheiten die Kolonne verlassen und in ihre jeweiligen Stammesgebiete zurückkehren. Nur wenige hundert Männer würden die ganze Strecke bis nach Tor zurücklegen als Wächter für die Gefangenen, die auf den Sklavenmärkten dieser Stadt veräußert werden sollten. Boten waren bereits unterwegs, damit ausreichend Käfige und Ketten zur Verfügung standen. Für die Sklavinnen galt es, genügend kosmetische Mittel zu beschaffen. Auktionen mußten angesetzt, Daten mußten bestimmt werden. Vorausinformationen dieser Art sind entscheidend für den Erfolg eines Verkaufs. Ehe das erste Mädchen gefesselt auf den Block kommt, ist schon viel Arbeit getan.

An dem Marsch beteiligten sich Kavars, Ta'Kara, Bakahs, Char, Kashani, Aretai, Luraz, Tashid, Raviri, Ti, Zevar, Arani und Tajuks, welche die Rückendeckung übernommen hatten. Zu der Kolonne gehörten Hunderte von Packkaiila, von denen viele Wasser transportierten.

Das Tempo der Trommeln nahm zu.

In den beiden Kasbahs waren etwa sechshundert Frauen gefangen genommen worden. Die Sklaven sollten in der Kolonne ziemlich weit hinten marschieren; die Frauen mehr in der Mitte. Sie waren wertvoller als die Männer.

Ich trabte mit meiner Kaiila an den Gruppen der Sklavinnen entlang. Jedes Mädchen war mit dem linken Handgelenk an der Sklavenkette angeschlossen. Als ich meine Kaiila antrieb, spannte sich die Lederschnur, die von meinem Sattelknauf ausging und zu den gefesselten Händen eines Mädchens führte. Sie folgte meinem Tier. Die Sklavinnen boten sich meinen Blicken stolz dar. »Kauf mich

in Tor, Herr!« rief so manches hübsche Geschöpf. Ich erblickte Tafa, die in der Kasbah Ibn Sarans die letzte Nacht vor dem Marsch nach Klima mit mir verbracht hatte. Ein Stück weiter entdeckte ich Zaya, das rothaarige Mädchen, das im Palast Suleiman Paschas Zucker zum schwarzen Wein gereicht hatte. Auch sie hatte in der Oase der Neun Brunnen gegen mich ausgesagt. In der zweiten Sklavinnengruppe entdeckte ich Lana und ihre Begleiterin, die mich im Serail Tarnas versorgt hatten.

Und dann sah ich sie sie, die einmal Anführerin von Banditen gewesen war, sie, die ich gestern nachmittag mit Hilfe meines Rings in ihrem Quartier aufgesucht und erobert hatte. Sie hatte einmal Tarna geheißen. Sie war die dreiundzwanzigste ihrer Sklavengruppe. Ihr linkes Handgelenk war festgekettet, doch sie trat so weit vor, wie es ging, legte den Kopf an meinen Steigbügel und sah mich mit feuchten Augen an.

»Vielen Dank, Herr«, flüsterte sie.

Ich machte Anstalten weiterzureiten. Ich hatte sie gestern zur Sklavin gemacht, ich hatte ihr gezeigt, was es heißt, sich einem Mann zu unterwerfen. Mit Hilfe Hassans hatte ich Tarna sodann in die Verliese geschmuggelt, wo sie inmitten der anderen Sklavinnen anonym geblieben war.

Ich betrachtete das Mädchen, das mich verzückt ansah. Sie hatte gestern gelernt, wie wunderbar es sein kann, von einem Mann unterworfen zu werden.

»Ich liebe es, Sklavin zu sein«, sagte das Mädchen, das einmal Tarna geheißen hatte.

Wenn sie in Tor als Sklavin verkauft wurde, bekam sie von ihrem Herrn wahrscheinlich einen anderen Namen.

Ich gab meiner Kaiila die Sporen und ritt weiter. Der Lederriemen spannte sich, und das Sklavenmädchen, das ich daran befestigt hatte, stolperte weiter. Die namenlose Sklavin, die einmal Tarna geheißen hatte, blieb im Sand kniend zurück.

Ich musterte das Mädchen an der Leine. Von allen Sklavinnen war sie als einzige bekleidet. Um den Hals zog sich ein Stahlkragen, der den Namen Hakims aus Tor trug. Diesem Manne gehörte das Mädchen. Ihr kurzes Kleid bestand aus Reptuch; ein schmutziges Gewand, das ich in den Küchenräumen Ibn Sarans gefunden hatte.

Sie hatte in der Oase der Neun Brunnen eine falsche Aussage gegen mich gemacht, sie hatte ihren Triumph genossen, als ich zu

den Salzgruben von Klima verurteilt wurde. Nein, ich wollte die hübsche Vella so schnell nicht vergessen. Jetzt gehörte sie mir.

Sie hatte mich angefleht, ihr zu verzeihen, als könnte ein Wort von mir alles wiedergutmachen. Als sie vor die Füße Hakims aus Tor geworfen worden war, als sie erkannte, wer sich hinter diesem Namen verbarg, hatte sie mich entsetzt angeblickt und dann zu lächeln begonnen.

Doch ich hatte sie schnell ihrer Hoffnungen beraubt und sie gestraft, wie es das Recht eines Sklavenherrn ist.

Sie wußte jetzt, daß sie meine Sklavin war.

Ich erblickte T'Zshal, der an der Spitze seiner tausend Lanzenträger an mir vorbeiritt. Er zügelte sein Tier.

»Wir kehren nach Klima zurück«, sagte er.

»Aber ihr habt jetzt Kaiila«, bemerkte ich.

»Wir sind Sklaven des Salzes, Sklaven der Wüste. Wir kehren nach Klima zurück.«

»Den Salz-Ubar gibt es nicht mehr«, stellte ich fest.

»Wir werden mit den verschiedenen Paschas verhandeln, die Wüste aufteilen und die Preise für das Salz neu festsetzen«, sagte T'Zshal.

»Dann dürften die Preise ja bald in die Höhe gehen.«

»Das ist wohl nicht unmöglich.«

Ich fragte mich, ob es klug gewesen war, die Männer aus Klima zu bewaffnen und mit Kaiila zu versorgen. Sie waren nicht wie andere jeder von ihnen hatte den Marsch nach Klima überlebt.

»Wenn du jemals Hilfe brauchst«, fuhr T'Zshal fort, »schicke einen Boten nach Klima. Die Sklaven des Salzes kommen dir zu Hilfe.«

»Vielen Dank«, sagte ich. Diese Männer waren wertvolle Verbündete hervorragende Kämpfer. »Ich könnte mir vorstellen, daß sich die Verhältnisse in Klima nun etwas verändern.«

T'Zshal sah sich um. Zahlreiche gefesselte Sklavinnen waren in seinem Troß.

»Wir brauchen jetzt Tavernen und Kaffeehäuser in Klima«, sagte er.

»Die Männer haben zu lange ohne Zerstreuung auskommen müssen.«

»Wo ihr so viel Salz kontrolliert«, sagte ich, »dürfte die Erfüllung eurer Wünsche kein Problem sein.«

»Wir werden die Salzregionen vereinigen«, sagte T'Zshal.

»Du bist wahrlich ehrgeizig«, stellte ich fest. T'Zshal war der

geborene Anführer. Haroun hatte im Audienzsaal der früheren Kasbah Ibn Sarans den Anführer der Lanzenreiter von Klima aufgefordert, in seine Dienste zu treten, doch die Männer aus dem Dünenland hatten sich geweigert.

»Wir kehren nach Klima zurück«, hieß es, und ich konnte diese Antwort verstehen. »Ich bin lieber der führende Mann in Klima als ein unbedeutender in Tor«, hatte T'Zshal mir einmal gesagt. Er war ein Sklave, gewiß, doch er unterwarf sich nur dem Salz und der Wüste kein Mensch gebot über ihn.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte T'Zshal.

»Ich dir auch«, erwiderte ich.

Seine Kaiila entfernte sich mit wirbelnden Hufen. Tausend Reiter folgten ihm.

Langsam ritt ich auf die Spitze der Menschenkolonnen zu.

Etwa zweihundert Meter vor meinem Ziel kam ich an dem kleinen Abdul vorbei, dem Wasserverkäufer aus Tor, dem Agenten Ibn Sarans.

Durchaus denkbar, daß ihm von seiner Arbeit für Ibn Saran wichtige Einzelheiten über die Auseinandersetzung zwischen den Priesterkönigen und den Kurii bekannt waren. Zwei Ketten führten zu seinem

Metallkragen und endeten an den Steigbügeln zweier Berittener, die ihn in die Mitte genommen hatten. Seine Hände waren zusammengekettet.

Er hob den Kopf nicht. Er hatte Angst, mir ins Gesicht zu sehen.

»Er soll nach Tor geschickt werden«, hatte ich vorgeschlagen. »Ich veranlasse, daß Samos aus Port Kar einige Leute in diese Stadt entsendet.«

Die Agenten Samos' kennen wirksame Methoden des Verhörs. Ich bezweifelte nicht, daß sie aus dem kleinen Abdul alles herausholen würden, was er wußte. Wenn er den Agenten der Priesterkönige nichts Neues mehr verraten konnte, mochte man ihn nach Süden in die Tahari verkaufen.

Hundert Meter vor der Spitze der Marschkolonne kam ich an einer großen weißen Kurdah vorbei, die auf dem Rücken einer schwarzen Kaiila schwankte. Diese Kurdah enthielt ein Mädchen, das mir nicht gehörte ein anmutiges blondes, blauäugiges Geschöpf, kostbar gekleidet, die Lieblingssklavin des großen Haroun, des Paschas der Kavars. Sie hieß Alyena.

In der ehemaligen Kasbah des Ibn Sarans war sie nackt vor die Plattform geworfen worden, auf der mit untergeschlagenen Beinen

der große Haroun saß. Sie hatte es nicht gewagt, den Kopf zu heben.

»Ich behalte diese Sklavin«, hatte er gesagt.

Man hatte das Mädchen fortgezerrt, das zu schluchzen begann. »Ich bin die Sklavin Hassans!« weinte sie. »Ich liebe nur ihn!«

Am gleichen Abend war sie in das Quartier des Paschas geführt worden und kniete vor ihrem verschleierten Herrn.

»Du liebst einen anderen, Mädchen?« hatte er streng gefragt.

»Ja, Herr«, erwiderte sie. »Verzeih mir. Wenn es nicht anders geht, mußt du mich töten.«

»Und wer ist dieser Mann?« fragte der Verschleierte.

»Hassan!« sagte sie. »Hassan der Bandit.«

»Ein großartiger Bursche«, sagte ihr Herr.

Verwirrt hob das Mädchen den Kopf. Sein Schleier senkte sich.

»Hassan!« schluchzte sie. »Hassan!« Sie warf sich vor ihm zu Boden, bedeckte seine Füße mit Küssen.

Als sie den Kopf hob, befahl er sie zur Couch. Sie riß sich die Sklavenseide vom Leibe und kniete auf dem Polster nieder, eine schwächliche Gestalt, in Erwartung ihres Herrn. Er legte seine Robe ab und ging zu ihr. Dann packte er ihr Haar, zog ihren Kopf hoch und drückte sie auf dem Rücken in die weichen Seidenpolster. Mit der grausamen Direktheit des Sklavenherrs der Tahari erhob er sodann seine Ansprüche auf sie.

Gegen Morgen erinnerte er sie daran, daß sie noch dreimal bestraft werden mußte. Erstens hatte sie in der brennenden Oase des Roten Felsens seinen Namen gerufen, zweitens war sie seinen Reitern ausgerückt, um zum Roten Felsen zurückzukehren; drittens hatte sie vor Haroun erneut den Namen ihres Herrn ausgesprochen.

Freudig unterwarf sich Alyena dieser Strafe.

An der Spitze der Kolonne schloß ich zu Hassan auf.

»Eine Frage ist noch ungeklärt«, sagte ich zu ihm.

»Und die wäre?«

»Im Haus des Samos in Port Kar traf ein Botenmädchen namens Veema ein. Sie brachte die Warnung >Vorsicht vor Abdul<. Fälschlicherweise hielt ich den Wasserverkäufer Abdul aus Tor für den Mann, der mit dieser Nachricht gemeint war.«

»Diesen Fehler hätte ein Sohn der Tahari nicht gemacht«, erwiderte

Hassan und sah mich an. »War nicht Ibn Saran zur gleichen Zeit im Haus des Samos?«

»Ja.«

»Dieses Zusammentreffen finde ich interessant«, meinte Hassan.

»Vielleicht war der Mann, der die Warnung schickte, in dem Glauben, die Formulierung würde ausreichen, um die Agenten der Priesterkönige auf Ibn Saran zu bringen, der identisch war mit Abdul dem Salz-Ubar oder zumindest auf eine Verbindung zwischen den beiden.«

»Damals hatten wir nicht genügend Informationen«, sagte ich. Die geheimdienstlichen Einrichtungen der Priesterkönige hatten sehr unter dem Nestkrieg gelitten. Aber auch ohne den Nestkrieg hätten wir nicht mit genaueren Informationen rechnen können; da die Priesterkönige das Sardargebirge nur selten verlassen, sind ihre Informationen kaum besser als die ihrer menschlichen Agenten.

»Aber wer hat uns das Botenmädchen in das Haus des Samos geschickt?« fragte ich.

»Das war ich«, sagte Hassan. »Mein Bruder hatte mich dazu aufgefordert. Er hatte die Warnung viele Monate vorher eintätowieren lassen. Ich habe sie nur auf den Weg gebracht. Dann zog er in die Wüste, um Gerüchten wegen eines mysteriösen Stahlturms nachzugehen. Ibn Sarans Männer müssen ihn gefangen haben. Man ließ ihn dann in der Wüste frei aber er bekam kein Wasser mit.«

»Er hatte eine ziemlich große Strecke zurückgelegt.«

»Ja. Er war sehr kräftig«, sagte Hassan.

»Die Priesterkönige können sich glücklich schätzen, daß solche Männer auf ihrer Seite stehen.«

»Ich kannte einen Mann, der ebenso tüchtig war, der sich aber für die Kurii entschieden hatte.«

Ich nickte. Ich würde Ibn Saran nicht vergessen, einen kraftvollen Mann, der mich an einen geschmeidigen Panther erinnerte. Er war ein ernstzunehmender Gegner gewesen. Man erringt einen Sieg und verliert einen Feind.

Ich blickte zum wolkenlosen blauen Himmel empor. Irgendwo dort draußen, außerhalb der Atmosphäre, außerhalb der Umlaufbahn von Gor, Erde und Mars, inmitten der stummen Fragmente des Asteroidengürtels irgendwo dort draußen befanden sich die Stahlwelten, die Bastionen der Kurii.

In der Tahari hatte sich ein Kur auf meine Seite gestellt und sein Leben hingegeben, um Gor zu retten. Ich nahm nicht an, daß die Kurii noch einmal den Versuch machen würden, diese Welt zu opfern, um einen zweiten Planeten zu erobern. In grauer Vorzeit hatten sie schon einmal eine Welt verloren, ihren Heimatplaneten. Der politische Aufstieg der Gruppe, die Gor hatte vernichten wollen, war vermutlich mit dem Fehlschlag dieses Projekts zu Ende. Daß ein Kur losgeschickt worden war, um den Plan zu vereiteln, hatte zweifellos eine große Bedeutung. Außerdem war Gor das eigentliche Prunkstück der Planeten, die um die Sonne rotierten, nicht die Erde hatten sich doch die Erdenbürger im Namen von Gerechtigkeit, Freiheit und Geschäft durch die Rhetorik von Gesetz und Moral verwirren lassen, hinter der sich nur kurzsichtige Raffgier verbarg. Sie hatten es zugelassen, daß die Luft, die sie atmeten, das Wasser, das sie tranken, und die Lebensmittel, die sie aßen, vergiftet wurden. Daß die Verantwortlichen für diese Ruchlosigkeit eines Tages mit ihren Opfern sterben würden, mag ein Trost sein.

Die Priesterkönige dagegen, die es gewohnt sind, an die logischen Konsequenzen und sehr realistisch zu denken und nicht in Worten, hatten es nicht zugelassen, daß dieser Wahnsinn auch auf Gor um sich griff. Sie schrecken nicht vor der moralischen Entrüstung von Fanatikern zurück; vielmehr versuchen sie hinter die Worte zu schauen und vermögen sie als weitgehend bedeutungslos abzutun, sie vermögen zu entdecken, was wirklich gemeint ist, was ein Mensch sich wirklich wünscht, wonach er wirklich strebt und wenn diese Programme und politischen Überlegungen stimmig sind, dann erst stellt sich die Frage, wie die sich daraus ergebende Welt beschaffen sein wird und ob sie akzeptabel ist oder nicht.

Sinnlosem Raubbau der Ressourcen, Verschmutzung, Verschwendung all diesen Erscheinungen haben die Priesterkönige mit ihren technologischen Beschränkungen ein klares >Nein< entgegengestellt. Schließlich müssen auch sie auf dieser Welt leben; deshalb ihre Tyrannei, ihre absolute Herrschaft.

Ich blickte zum Himmel empor. Die Kurii, so vermutete ich, hatten es in Wirklichkeit nicht auf die Erde abgesehen, sondern auf Gor. Die Erde mochte als Sklavenplanet ganz nützlich sein, doch das wahre Ziel war Gor.

Wie konnte also der nächste Schritt aussehen? Ein Aufstand eingeborener Kurii in Torvaldsland war fehlgeschlagen. Ich war selbst dabei gewesen. Die Vernichtung Gors, die auch die Beseitigung der Priesterkönige bedeutet hätte, war verhindert worden. Ich hatte mich zu der Zeit im Stahlturm in der Tahari aufgehalten, in dem abgestürzten Schiff, in dem sich der Vernichtungsmechanismus befunden hatte. Sicher ahnten die Kurii inzwischen die wahre Schwäche des Nestes. So hatte das Schiff mit dem gefährlichen Vernichtungsmechanismus die Verteidigungseinrichtungen der Priesterkönige überwinden können. Allerdings mußten die Priesterkönige längst dabei sein, ihre Position wieder zu festigen.

Vielleicht waren die Kurii der Ansicht, daß sie so schnell wie möglich wieder zuschlagen mußten. Keine Wolke war am hellen Taharihimmel sichtbar. Vielleicht stand die Invasion unmittelbar bevor.

Die Trommeln beschleunigten ihren Rhythmus. Ich drehte mich im Kaiilasattel um und blickte an den langen Kolonnen entlang, den Reihen aus Kaiila, Sklaven und Reitern. Ich sah die Wüste, die Wimpel, die beiden Kasbahs, die einmal Ibn Saran, dem Salz-Ubar, und Tarna, der stolzen Banditenführerin, gehört hatten.

Ich spürte, wie das an meinen Sattel angebundene Mädchen die Wange gegen meinen linken Stiefel drückte. Ich blickte hinab, und sie hob den Kopf. »Herr?« fragte sie.

»Es wird ein langer Marsch«, sagte ich. »Wenn du es nicht schaffst, schleife ich dich hinter der Kaiila her.«

Sie lächelte mich an und küßte meinen Stiefel. »Jawohl, Herr. Ich weiß, ich habe meine Strafe verdient. Ich war stolz und arrogant und als du hilflos warst, habe ich dich verspottet. Du bist aus Klima zurückgekehrt, du hast mich zu deiner Sklavin gemacht.«

Ihre Augen schimmerten feucht.

Mit dem linken Handrücken drängte ich sie vom Sattel fort.

Ich lauschte auf den dumpfen Ruf der Trommeln. Ich war begierig, den Marsch zu beginnen.

Hassan, der einen leuchtend weißen Burnus trug, hob die Hand. Die Trommeln verstummten. Ich ritt zwischen Hassan, Haroun, dem Hohen Pascha der Kavars, und Suleiman, dem Hohen Pascha der Aretai, der eine schwarze Kaffiyeh mit schwarzer Agal trug.

Hinter uns waren all die anderen Scheichs, die Anführer der Kavars, Ta'Kara, Bakahs, Char, Kashani, Luraz, Tashid, Raviri, Ti, Zevar, Arani und der Tajuks.

Ich blickte zu den beiden Kasbahs zurück, deren Mauern hell in der Morgensonne leuchteten.

Hassan senkte die Hand. Wimpel wurden gesenkt. Die Trommeln begannen den Marschrhythmus zu schlagen. Kailageschirr knirschte, Glöckchen klingelten, Waffen klirrten.

Der lange Zug setzte sich in Bewegung. Neben mir, an meinem Steigbügel, lief meine Sklavin Vella.

ENDE

In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer heldenhafter Erdenmenschen auf dem phantastischen Planeten Gor – der Gegenerde – schildert. Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.

Die Spur der Kurii, der Gegner der Priesterkönige, führt in die Tahari, die menschenfeindliche Wüste von Gor. Tarl Cabot, der Mann von der Erde, folgt dieser Spur und begegnet den stolzen und gnadenlosen Bewohnern der schrecklichen Einöde, trotz ihrer mächtigen Handelsherren und grausamen Salzmagnaten, die jeden Fremdling versklaven und in ihre Bergwerke schicken, aus denen es keine Rückkehr gibt. Auch Tarl Cabot erleidet dieses Schicksal.
Doch er kehrt zurück.

ISB N 3-453-31184-1 DM +006.80

T 3-59-21



9 783453 311848

00680

